This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

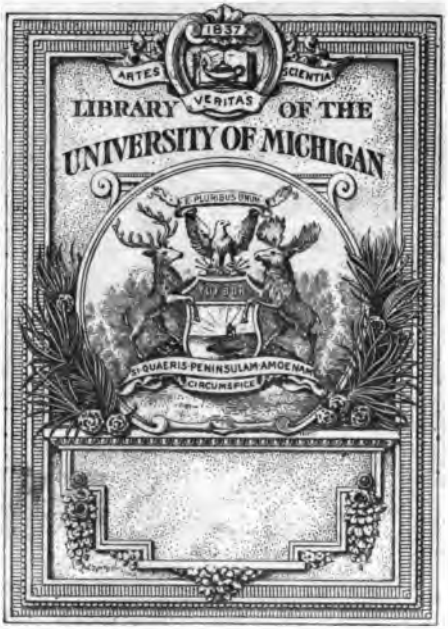
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

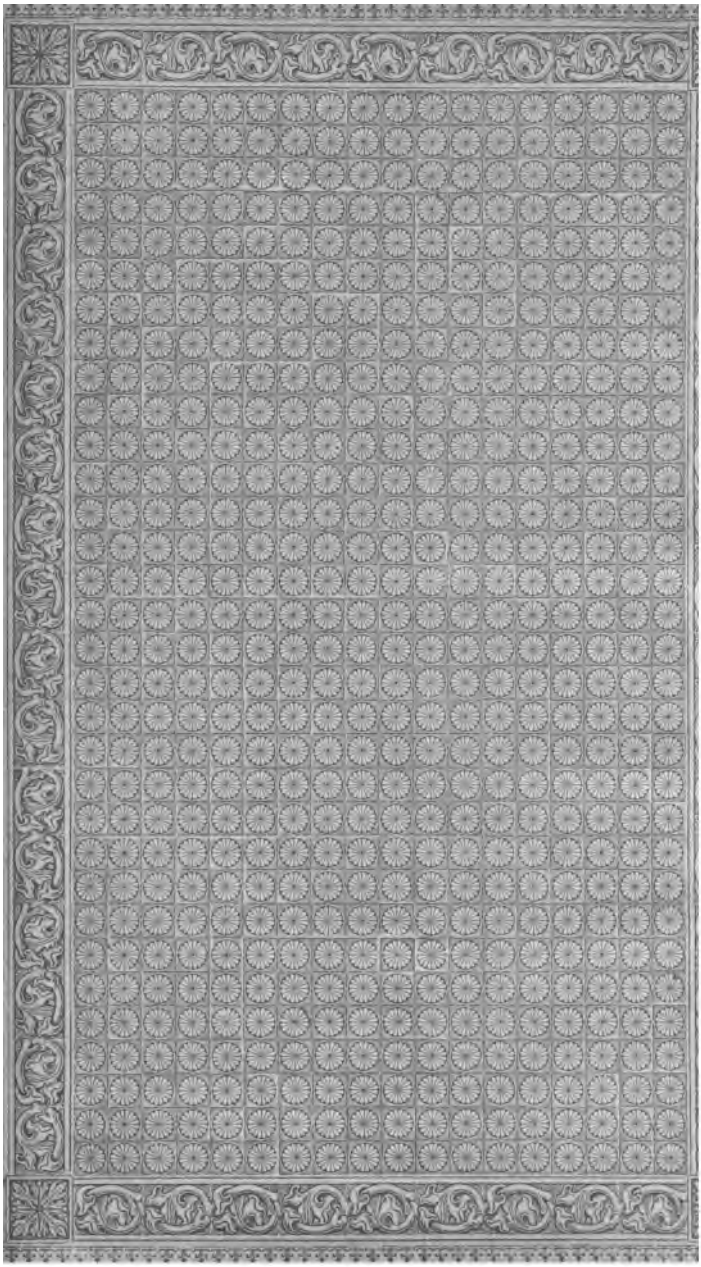
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 794,415



THE GIFT OF
Dr. H. L. Obetz.

890.6
B58



Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1891.

Achter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

(früher Hermann Schönleins Nachfolger).

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Zwei Schwestern. Roman von Georg Hartwig (Fortsetzung)	5
Durchgekämpft. Novelle von H. v. Schickhardt	95
Verlaufen. Kriminalerzählung aus der Reichshauptstadt. Von A. Oskar Klaußmann	132
Der Herzog von Kurland. Lebensbild eines Günstlings. Von Hans Marschall	153
Die Nieren und ihre Verrichtungen. Ein Beitrag zur Gesundheitslehre. Von Ewald Paul	164
Volksanwälte und Winkelschreiber. Zur Aufklärung für das Publikum. Von Max Kleppert	175
In der Blumenfabrik. Ein Bild aus der modernen Industrie. Von Th. v. Wittenberg	184
Spielende Thiere. Zoologische Skizze von J. Heimwahl	198
Mannigfaltiges:	
Die sechs Söhne des deutschen Kaisers	211
Die Liebe und die Strümpfe	216
Woher der Name „Schweinfurt" kommt	219
Eine merkwürdige Insel	220
Romantische Sittenbilder aus der „guten alten Zeit"	221
Enthüllte Geheimnisse aus dem Gebiete der Bühnenmagie	227
Frau v. Maintenon und Louvois	233
Nahrungsmittelfälschung im Alterthum	234
Merkwürdige Zeitungen	235
Ein doppelsinniger Brief	236
Wie Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle) Hofprediger wurde	237
Perlenschmuck im Alterthum	237
Ein originelles Duell	238
Ein Fußreisender des 18. Jahrhunderts	238
Vom Regen in die Traufe	239
Eine erheuchelte Verschwendung	239
Sparsamkeit	240
Schlagfertig	240

Zwei Schwestern.

Roman

von

Georg Hartwig.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Im Speisezimmer herrschte lauter Stimmenlärm und große Heiterkeit. Herr v. Reinbold ließ in fließender Rede seine Gäste leben, und die ganze Gesellschaft jubelte ihm zu, als er zuletzt sein volles Glas erhob und das Wohl der Anwesenden ausbrachte. Später reichte er den schäumenden Kelch hierhin und dorthin, nach allen Seiten, als der Toast erwiedert ward und man ihn als das Muster eines Ehemannes, Vaters und Hausherrn pries.

Herr v. Reinbold lächelte befriedigt, und immer von Neuem füllten sich die silbernen Eiskübel auf der Tafel mit goldköpfigen Flaschen.

Spät nach Mitternacht erst erfolgte die Aufhebung der Tafel und gleich darauf, in Anbetracht der morgen abzuhaltenden Jagd, der allgemeine Aufbruch. Zuletzt zogen sich auch Herr und Frau v. Reinbold zurück.

Nur Käthe und Grethe befanden sich noch im Salon. Letztere schloß den Flügel, als ihre Schwester auf sie zutrat.

„Du interessirst Dich ja wohl für Herrn v. Gleiberg? Ich kann Dir die neuesten Nachrichten über ihn zukommen lassen. Baron Benda erzählte mir davon."

Sie beobachtete die steigende Röthe auf Grethens Wangen mit spöttischem Lächeln.

„Ich interessire mich für Niemand mehr," sagte Grethe, obgleich Gleiberg's Name, so plötzlich ausgesprochen, ihr Herz laut pochen machte vor Scham und Schmerz.

„Nicht? Nun, dann kannst Du es also ebenso gleichgiltig anhören, wie ich es that. Herr v. Gleiberg ist mit sechsmonatlichem Urlaub nach der Riviera abgereist. Sobald er wiederkehrt, sitzt er seine Festungshaft ab. Für ein Jahr also ist er versorgt. Die Bläße, welche ihm noch von Richtenberg's Kugel anhaftet, soll ihn übrigens sehr interessant machen, sagt der Baron. Nun wünsche ich Dir, wohl zu schlafen!"

Sie wandte sich ab, ergriff ein Licht, und ging in ihr Schlafgemach hinauf, welches sie nicht mehr mit Grethe zu theilen hatte.

Fort! Für ein ganzes Jahr! Eine Centnerlast fiel Grethe vom Herzen. Und dann? Dann mußte sich Rath finden. Vielleicht besaß er Zartgefühl genug, sich versetzen zu lassen. Nach seiner Weigerung, von Neuem um Käthe zu freien, ließ sich dieses Zartgefühl beinahe voraussetzen. Und dann konnte doch eine Stunde kommen, wo sie die schrecklichen Augenblicke ihrer Verirrung wie ein entschwebendes Traumbild aus dem Gedächtnisse schwinden sah. Glücklich diese Stunde. Grethe segnete sie jetzt schon trotz ihres in Thränen überquellenden Leides. —

In der Nacht hatte sie einen eigenthümlichen Traum. Es war ihr, als erschüttere ein Erdbeben die Mauern ihres Hauses, daß sie von der Gewalt des Stoßes emporgehoben und weit in die Lüfte getragen ward. Mitten durch schwarzes Gewölk ging der Flug, aus welchem zuweilen schwere Tropfen auf ihre Stirn niederfielen. Plötzlich sah sie unter sich, von grellem Sonnenschein bestrahlt, ein fremdes, blühendes Land liegen. Sehnsucht erfaßte sie, und da sank sie auch herab, leise zuerst, dann immer schneller und schneller. Ihr Herz schlug überlaut vor

Angst. Aber da war kein Aufhalten mehr. Zuletzt sauste sie mit Sturmesgewalt durch die Luft und mit jähem Sturz auf die Erde.

Grethe stieß einen lauten Schrei aus und erwachte. Es war lichter Morgen. Sie sprang vom Lager auf und riß die Vorhänge zurück. Die Beklemmung, welche sie im Schlafe empfunden, wirkte noch nach. Das geträumte Angstgefühl machte noch immer ihre Adern an den Schläfen pochen.

Weshalb? Draußen strahlte die Maisonne ja so warm hernieder. Die Vögel zwitscherten, und vom Hofe herauf vernahm man das Stampfen der Pferde, welche der Stallknecht im Freien zu putzen und zu zäumen begann.

Heute sollte ja die Fuchsjagd stattfinden. Um zehn Uhr wurden die Gäste schon wieder erwartet.

Und sie kamen pünktlich, wie es sich bei solchen Gelegenheiten gebührt.

Der Baron war der Letzte. Nach dem gestrigen Mahle sah er heute beim Sonnenlicht noch um etliche Schattirungen verlebter aus, und der eigenthümliche Zug von Härte, vielleicht auch Grausamkeit, um die Mundwinkel, welchen der dunkelblonde Bart angenehm verdeckte, stach heute noch greller als sonst hervor.

Sobald er jedoch vom Wagen sprang und das Reinbold'sche Haus betrat, verschönte sich sein Antlitz — Käthens Stimme ertönte aus der geöffneten Balkonthür.

Eine Stunde später wurden die Pferde vorgeführt. Das war ein fröhlicher, übermüthiger Abschied von Frau Jutta, die an Grethens Arm mit auf die Rampe getreten war. Niemals glaubte sie ihren Gatten so verführerisch schön gesehen zu haben, als in diesem schmucken Jagdanzuge. Er fand dies augenscheinlich selber. Seine Haltung bezeugte es.

Käthe, im dunkelblauen Reitkleid, die fest anschließende

Jockeymütze auf den blonden Haaren, war bereits an Benda's Arm zu ihrer vielgepriesenen Rappstute geeilt. Ein leichter Aufschwung, und sie saß im Sattel, ein reizendes Bild froher Jugendlust.

Sofort schwang sich auch der Baron auf seinen Stachelschimmel und ritt an ihre Seite.

„Sie nehmen mich heute in Ihre Dienste?" fragte er scherzend.

Sie nickte stolz und herablassend, denn sie fühlte ihre siegreiche Schönheit. „Ja! Vorausgesetzt, daß Sie sich Mühe geben, Ihre Herrin zu befriedigen!"

Inzwischen hatte Herr v. Reinbold sein Pferd eine zierliche Volte beschreiben lassen, gleichsam als Abschiedsgruß für seine entzückte Gattin. Dann galoppirte die Schaar lachend davon.

„Um zwei Uhr sind wir daheim!" rief Herr v. Reinbold über die Achsel zurück.

Nun begann die Jagd. Meister Reineke ward aufgestöbert und rannte für sein Leben zunächst quer über die Wiese, sodann nach dem angrenzenden Brachfeld. Die Jäger hinter ihm d'rein.

Käthe's lockiges Haar leuchtete im Sonnenschein, als sie kühn und gewandt über den Graben setzte gleich den Uebrigen.

Immer weiter vorwärts ging's. Herr v. Reinbold, in allen ritterlichen Künsten Meister, befand sich stets an der Spitze der Reiter. Sein Goldfuchs, ein junges, feuriges Thier, schien sein Gewicht nicht zu fühlen. In gestrecktem Galopp schoß es dahin, durch das Bellen der Windhunde zu immer größerem Eifer aufgestachelt.

Meister Reineke ward jetzt auf das sich weithin dehnende Haideland getrieben. Den unebenen Boden bedeckte nur schwacher Pflanzenwuchs, Ginster und Haidekraut, hin und wieder richtete sich ein Schachtelhalm auf, eine vereinzelte

Sternblume, deren weißer Blätterkranz in der Sonne glänzte. Dafür hatte der Maulwurf desto fleißiger gearbeitet. Ueberall lagen aufgewühlte Erdhaufen, oft von erstaunlicher Größe. Hierdurch wurde das Reiten unbequem und gefährlich.

Der Baron hielt sich jetzt dicht an Käthens Seite. Ihre Wangen glühten unter der kecken Jockeymütze.

Jetzt von ferne ein wüthendes Geheul der Jagdhunde. Der Fuchs hatte sich gewandt und erwartete seine Feinde zum letzten, hoffnungslosen Kampfe.

In demselben Augenblicke trat der Goldfuchs Reinbold's mit beiden Vorderbeinen in zwei tiefe Erdaushöhlungen und stürzte. Herr v. Reinbold wurde jäh aus dem Sattel geschleudert, flog über den Kopf des Pferdes, überschlug sich im Fall und blieb regungslos auf dem dürren Haidekraut liegen.

Das Alles geschah so blitzartig schnell, daß keiner seiner Begleiter im Stande war, sein Roß so schnell zu zügeln. Käthe hatte laut aufgeschrien und schwankte selbst so heftig im Sattel, daß Baron Benda alle Mühe hatte, sie sitzend darin zu erhalten.

Jetzt waren Alle auf der Unglücksstätte angelangt und umstanden, zur Erde springend, dieselbe in dichtem Kreis mit fahlen Gesichtern. Die Hunde heulten fort, die Pferde schnoben ungeduldig aus den erhitzten Nüstern. Niemand aber vernahm einen Laut von den Lippen des Gestürzten. Man hob Herrn v. Reinbold auf. Er war äußerlich unverletzt. Es lag also die Gefahr einer schweren inneren Verletzung nahe.

„Nach Hause!" rief Käthe zitternd. „Meine arme Mama! Baron, meine Mama! Was wird sie beginnen vor Schrecken!"

Der Baron half Käthe wieder in den Sattel. Sehr still und feierlich setzte sich die bisher so übermüthige Gesellschaft zum Rückzug in Bewegung.

Frau Jutta hatte sich nach Anordnung aller nöthigen Vorbereitungen gerade zu einem erwünschten Schläfchen auf der Chaiselongue niedergelegt, als sie durch den Eintritt des Grafen Haunstein überrascht ward. Ihr erster Blick las die Botschaft richtig von seiner Stirn.

„Mein Mann! Wo ist mein Mann?" schrie sie auf.

„Ihre beiden Fräulein Töchter —"

Weiter kam er nicht. Frau v. Reinbold, alle Bequemlichkeit vergessend, eilte nach der Thür, indem sie die Namen ihrer Töchter laut rief: „Grethe! Käthe!"

Im Gange sah sie sich wild um. Die Thür zu ihres Gatten Gemach stand geöffnet. Sie stürzte hinein und neben dem Divan, auf welchem Herr v. Reinbold ausgestreckt ruhte, auf die Kniee, ohne den Baron, der neben dem Bewußtlosen stand, zu beachten.

„Einer muß wohl hier bleiben von uns Beiden, bis der Doktor kommt! Die Frauen sind ja kopflos," sagte der Graf.

„Sind die Anderen bereits fort?"

„Ich denke, ja."

„Ich würde es ebenfalls vorziehen, nach Hause zu reiten," sagte der Baron, sein Taschentuch an die Lippe drückend. „Offen gestanden, derlei Scenen sind nicht ganz nach meinem Geschmack. Meine Nerven rebelliren jetzt schon."

„Gut. Ich werde also bleiben. Haben Sie die Güte, mir ein Glas Wein heraufzuschicken. Mir klebt die Zunge am Gaumen. Auf Wiedersehen, lieber Baron! Die Geschichte hier kommt mir brenzlich vor — wissen Sie."

Der Baron nickte und ging vorsichtig leise aus der Thür.

Mit Hilfe des Dieners ward Herr v. Reinbold entkleidet und auf sein Bett gelegt. Frau Jutta und Käthe fielen dabei von einem Extrem in's andere, indem sie ab-

wechselnd die Jagd heftig verwünschten und gleich darauf in laute Klagen ausbrachen.

Grethe war die Gefaßteste und Thätigste. Selbst leidend und unglücklich und nebenbei von ihrem Vater unter der Maske der Zärtlichkeit oft schwer verletzt, stützte sie die Schwäche der Ihrigen mit selbstüberwindender Kraft.

Endlich erschien der Arzt. Das Rollen seines Wagens schon hob Centnerlasten von den bangschlagenden Herzen. Jeder hatte das Gefühl, als nahe hier sichere Rettung. Aber wie erlosch die Farbe auf Grethens scharf beobachtendem Antlitze, als sie das Mienenspiel des sich unterrichtenden Arztes verfolgte.

„Wenn er nur erst wieder bei Besinnung ist!" rief Frau Jutta, hoffnungsfroh ihres Gatten Stirn küssend.

Der Arzt sah sich nach dem Grafen Haunstein um und sodann in Grethens ernste Züge.

Ein flüchtiger gegenseitiger Blick — und sie hatten sich verstanden. Das junge Mädchen taumelte, aber sie faßte sich mit unglaublicher Selbstbeherrschung.

Der Graf trat hinzu und versuchte Käthe aufzurichten, während Grethe ihre Mutter schützend in den Arm nahm. Letztere sah verwirrt um sich, da sie keinerlei Vorbereitungen zu irgend welcher Hilfeleistung bemerkte.

In diesem Blick lag etwas von der Schwäche und Hilflosigkeit eines Kindes.

„Komm, Mutter," flüsterte Grethe, die hervorstürzenden Thränen nicht länger bezwingend. „Wir wollen jetzt gehen."

„Gehen?" rief die unglückliche Frau. „Sollen wir Deinen Vater hier liegen lassen, ohne die Hand zu rühren? Laß mich los, Du herzlose Tochter!"

„Hier ist nicht mehr zu helfen," sagte der Arzt mit leiser Stimme.

„Todt!" Es war kein Aufschrei, es war ein erstickter

Murmeln. „Er soll todt sein? Mein Mann? Nein!“ Jetzt schrie sie auf, über seiner Leiche zusammenbrechend. — —

Benno v. Reinbold hatte das Genick gebrochen. Drei Tage später trug man ihn hinaus auf den Friedhof und senkte ihn ein in den Schoß der Erde.

Jetzt erst zeigten sich die Folgen der unheilvollen Wirthschaftsführung des Verstorbenen. Wohin das Auge sah, nichts als Schulden, Verwirrung, Noth. Es gewann zuletzt den Anschein, als habe Herr v. Reinbold, seinen egoistischen Anschauungen gemäß, sich zu rechter Zeit vor dem hereinbrechenden Verderben gerettet.

Aber die Seinen saßen desto tiefer im Unglück, um so mehr, als Frau Jutta, theils aus Schmerz, theils aus angeborener Trägheit, keinerlei Versuch machte, festen Grund zu fassen, soweit es eben anging. Sie lag Tag und Nacht in stumpfem Hinbrüten oder Thränenergüssen in ihrem verhangenen Schlafgemach und duldete nur die Anwesenheit ihrer ältesten Tochter. Käthens laute, fast trotzige Auflehnung gegen das erlittene Weh sagte ihrem Gefühl mehr zu, als Grethens entschlossene Ruhe.

Und doch war diese es ganz allein, welche die Trümmer des gesunkenen Schiffes zum Vortheil der Ihrigen zu bergen suchte.

Blaubuch kam zur öffentlichen Versteigerung. Der Ueberschuß, welchen der Verkauf ergab, war nur ein geringer; für die drei Frauen war nur mit Einschränkungen aller Art eine Existenz zu ermöglichen.

Eine Vorstellung dieses Lebens konnte sich weder Frau v. Reinbold, noch Käthe machen, da sie niemals das Wort Entsagung kennen gelernt hatten. Auch Grethe hatte nur sehr unbestimmte Begriffe von einer sparsamen Eintheilung gegebener Mittel.

Nach dem ersten Schmerzensausbruch kam übrigens auch Käthens spekulative Natur wieder zum Vorschein

Sie rechnete fest auf Benda's Werbung, da sie von seiner leidenschaftlichen Bewunderung die sichersten Beweise erhalten.

Ralph v. Benda, welcher erst seit Jahresfrist das an Blaubuch grenzende Gut erstanden hatte und die Bemühungen der Reinbold'schen Familie sehr wohl durchschaute, ihn als Schwiegersohn zu begrüßen, beschäftigte sich gleichfalls mit dieser Voraussetzung.

Der Sohn reicher Eltern, früh selbstständig geworden, hatte er nach einem zügellosen Leben, dessen Merkmale an ihm unverkennbar waren, sich gegen Ende seiner dreißiger Jahre zur Ruhe gesetzt. An einen Ehebund dachte er eigentlich nicht. Im Umgang mit Käthe ward er zum ersten Male zweifelhaft, welche Anlage bei ihm vorherrschender sei: Leidenschaft oder Selbstsucht. Bei seinem letzten Zusammensein mit dem schönen Mädchen hätte die Erstere fast den Ausschlag gegeben. Seine Neigung war fieberhaft erregt und trieb ihn an, die verhaßten Fesseln der Ehe auf sich zu nehmen um solchen Preis.

Herrn v. Reinbold's Tod erschütterte dieses Verlangen. So trostlos hatte Benda sich die Vermögensumstände des Verstorbenen doch nicht vorgestellt. Nun kam die unumstößliche Anstandspflicht dazu, Mutter und Schwester gewissermaßen mit zu heirathen, indem er für ihr Auskommen sorgte, sie womöglich in sein Haus aufnahm.

Bei dieser Vorstellung lachte Benda spöttisch auf. Nein, damit war die Befriedigung seiner Wünsche doch zu theuer erkauft. Wenn er denn schon eine arme Frau heirathete, so doch wenigstens ohne Familienzugabe. Gegen Grethe hatte er nebenbei stets Abneigung empfunden. Die Sache mußte aufgegeben werden, daran war gar kein Zweifel.

Und so ließ sich Herr v. Benda denn möglichst selten in Blaubuch sehen, unter dem glaubwürdigen Vorwande

nicht unbescheiden stören zu wollen. Am wenigsten suchte er aber, wie bisher, ein Alleinsein mit Käthe.

Inzwischen war das Gut verkauft worden, und Grethe bereitete für ihre Mutter, ihre Schwester und sich den Umzug nach einer größeren Provinzialstadt vor. Ohne Dank, denn ihre thätigen Bemühungen wurden als Gleichgiltigkeit und Herrschsucht ausgelegt.

Käthens Spannung in Betreff des Abschiedsbesuches ihres Verehrers wuchs in's Unerträgliche. War es ein gutes oder schlechtes Zeichen, daß er der letzte blieb?

Ach, die Freunde des Hauses, welche die Gastfreiheit der Familie so oft genossen und gepriesen hatten, waren jetzt merklich abgekühlt in ihren Freundschaftsversicherungen! Wohl boten Einzelne, wie der Graf Haunstein, Frau Jutta ihr Haus an für die Zeit des Umzuges, aber thatkräftig schritt Keiner ein.

Jedes solches Anerbieten ward von Grethe im Namen ihrer Mutter stolz und würdig abgelehnt.

Am Tage vor der Abreise hielt der offene Wagen des Barons vor der Thür des Herrenhauses. Frau v. Reinbold war nicht zu sprechen; sie wollte keine fremden Männergesichter sehen nach dem schönen, geliebten Antlitz, welches sie verloren.

Im Salon war das Geschwisterpaar mit dem Winden letzter Blumenkränze für das Grab auf dem Kirchhof beschäftigt. Die Sommersonne schien grell durch die unverhüllten Scheiben in das ausgeräumte Gemach, als wundere sie sich, es seiner behaglichen Pracht entkleidet zu sehen.

Sobald Herr v. Benda gemeldet ward, färbte sich Käthens Antlitz purpurroth. Sie hätte ihre Schwester in den Erdboden gewünscht, um ihr glühendes Hoffen sich erfüllen zu sehen. Grethens Gedanken dagegen waren von dieser Vorstellung weit entfernt. Sie fühlte sehr richtig

heraus, daß des Barons Verhalten in dieser Trauerzeit keinerlei Absichten verrathe.

Herr v. Benda, durch Grethens Gegenwart sicher gemacht, hatte auch in der That nur jene alltäglichen Phrasen auf der Zunge, welche ebenso angenehm lauten, als sie bedeutungslos sind.

Käthens Herz pochte vor Enttäuschung und Erregung fast laut. Ihre blauen Augen füllten sich mehr als einmal mit feuchten Schleiern. Der Athem in der Brust drohte ihr zu versagen. So nahe am Ziel abermals gewesen und so weit davon entfernt! Sie hätte die schlanke Hand des Barons ergreifen mögen und ihm zuflüstern: „Du liebst mich ja. Ich weiß es. So sprich es doch aus!"

Er dachte aber nicht daran. Vielmehr erhob er sich schneller, als er sich vorgenommen, vielleicht, um einer Scene vorzubeugen, die sich in den zitternden Lippen der leidenschaftlich Erzürnten ankündigte.

Aus demselben Grunde wagte er es auch nicht, wie heftig der innere Trieb auch war, einen Abschiedshändedruck einzutauschen. Sich förmlich verneigend, sprach er die Hoffnung aus, daß das Glück der Familie Reinbold von nun an ein treuer Begleiter sein möge.

„Mama ruft Dich, Käthe!" sagte Grethe aufhorchend.

Herr v. Benda versicherte, nicht länger stören zu dürfen, und verabschiedete sich.

Vierundzwanzig Stunden später war Blaubuch von seinen einstigen Besitzern verlassen.

5.

In einer mittelgroßen Provinzialstadt hatten sich die Hinterbliebenen des Herrn v. Reinbold eine neue Heimath geschaffen. Aber unter welchen Enttäuschungen, welchen

Kämpfen! Wie anders war es sonst gewesen, wie umworben, wie gefeiert waren sie! Und jetzt fast ganz verlassen. Wer fragte nach einer armen Wittwe mit zwei armen Töchtern, und mögen diese noch so hübsch sein!

Und nun die Wohnung! Drei Treppen hoch in schlechter Gegend. Zwei Zimmer nach dem übelriechenden dunklen Hofe gelegen, ein einziges mit der Aussicht auf die enge Straße. Von Behaglichkeit, ja selbst von der dürftigsten Bequemlichkeit keine Spur. Der Miethzins, den sie geben konnten, war ein so geringer, daß an höhere Anforderungen nicht zu denken war. Eine Aufwartefrau übernahm die Bedienung und half Grethe beim Zurichten der bescheidenen Mahlzeiten. Das war Alles. Sonst regte sich keine Hand für die Bedürfnisse der drei verwöhnten Frauen. Ueberall stießen sie jetzt an die scharfen Ecken des alltäglichen Lebens und überall stießen sie sich daran blutig.

Es war ein jämmerliches Dasein, um so mehr, als Frau v. Reinbold sich auch nicht die mindeste Mühe gab, ihre apathische Trauer zu durchbrechen, sondern es vorzog, sich wie ein krankes Kind pflegen und aufmuntern zu lassen.

Käthe, deren Stolz diesen Wechsel des Geschickes kaum ertrug, ohne daß sie jedoch etwas that, die Lage minder drückend zu gestalten, kam immer wieder auf den alten Punkt zurück, daß ohne Grethens Dazwischentreten ihre Zukunft jetzt gesichert gewesen wäre. Und was ihr an Bitterkeit nur innewohnte, machte sich gewaltsam Bahn gegen ihre Umgebung.

Grethens Lage war die trostloseste. Fleißig von früh bis spät, immer bereit, mit ihrem guten Willen die eigene Unbehilflichkeit zu unterstützen, das tiefste Weh im Herzen tragend, körperlich angegriffen, dabei angefeindet und verkannt, glaubte Grethe oft, der Bürde erliegen zu müssen.

Wie oft, wie oft, wenn über den finsteren Dächern die volle Mondscheibe aufstrahlte und ihr geisterhaftes Dämmern in die Runde streute, stand sie mit gefalteten Händen am Fenster, von den widerstrebendsten Empfindungen zu Boden gedrückt. Dann stieg wohl wie ein fernes fremdes Bild Richard v. Gleiberg's Gestalt in ihrer Erinnerung auf, und eine unwiderstehliche Gewalt ließ sie die Worte unter Thränen flüstern:

„Wann, o lächelndes Bild, welches wie Morgenroth
Durch die Seele mir strahlt, find' ich auf Erden dich?"
Nie!

— — — — — — — — — — — —

Es war an einem der letzten Herbsttage, als das Schwesternpaar am Fenster saß, für ein Tapisseriegeschäft in der Residenz arbeitend. Frau Jutta lehnte in ihrer Sophaecke und betrachtete ein Bild ihres verstorbenen Gemahls, welches er ihr als Brautgeschenk einst überreicht.

Es war unfreundliches Wetter. Der Regen hatte aufgehört, dafür tummelte sich ein kalter Wind in den Straßen, der an den schlecht schließenden Fensterscheiben zuweilen unwirsch rüttelte.

Die Stille in dem engen, halb finsteren Gemach war unerquicklich. Ein einziges freundliches Wort, ein leises Lachen wäre eine Wohlthat gewesen in dieser drückenden Schwüle.

Plötzlich warf Käthe ihre Handarbeit zu Boden, legte den Kopf in die Hand und brach in lautes, krampfhaftes Schluchzen aus.

Frau Jutta schaute auf. „Was ist, Käthe?"

Grethe fragte nicht. Ihr war selber sterbensweh um's Herz. Sie arbeitete doppelt eifrig fort.

„Ich ertrage dieses Betteldasein nicht!" rief Käthe, das schöne Haupt leidenschaftlich schüttelnd. „Ich gehe daran zu Grunde."

„Geh' etwas spazieren!" sagte ihre Mutter, die Glasplatte des Bildes zum hundertsten Mal mit ihrem Taschentuch abwischend.

„In dem Wetter?" Sie sprang auf und schob die Seidenstücke mit dem Fuße fort.

„Sieh Dich vor!" rief Grethe ängstlich aufspringend. „Du kannst sie verderben! Es ist mir schwer genug geworden, uns diese Arbeiten zu verschaffen."

„Höhere Bettelei!" fiel Käthe mit verächtlichem Spotte ein, obwohl immer noch Schmerzensthränen aus ihren blauen Augen rannen. „O, über die, welche mich dazu zwang!" setzte sie mit gepreßtem Ingrimm hinzu.

„Käthe, laß das!" sagte Frau Jutta, das Bild küssend.

„Nein, ich kann es nicht mehr zurückhalten! Ich ersticke daran!" brach sie rücksichtslos aus. „Einmal muß es laut heraus! Was könnte ich sein, und was bin ich jetzt! — Sprich nicht, Mama! Du hast das gleiche Recht, Dich zu beklagen. Bei mir, in meinem Hause, hättest Du ein standesgemäßes Leben geführt, hättest Dich nicht von jeder Gemüsekrämerin über die Achsel ansehen zu lassen!"

„O, Käthe, Käthe!" schluchzte Frau Jutta. „Dein Vater! Dein schöner, ritterlicher Vater!"

Grethe war zu ihrer Mutter getreten, wohin sich auch ihre Schwester gewandt hatte. Sie zitterte wie Espenlaub.

„Darf sie mir das in Deiner Gegenwart sagen?" brachte sie endlich stockend über ihre Lippen. „Mir, die ich Alles gethan habe und thue, um ein schuldloses Versehen gut zu machen an euch Beiden?"

„Ach, quäle mich nicht, Grethe!" sagte Frau v. Reinbold, ihre Wimpern trocknend. „Es liegt ja doch Wahres darin, wenn die Sache auch längst vorbei ist."

„Wahres?" flüsterte Grethe, ihre Hände an's Herz drückend. „Bin ich denn nicht noch elender daran, als sie?"

„Als ich?“ rief Käthe verächtlich. „Hast Du mich nicht dazu verdammt, dieses armselige Brod zu essen, das ich mir wie ein Fabrikmädchen erwerben muß? Ist es nicht die Schuld Deiner lächerlichen Sentimentalität, daß ich hier verderben und vertrocknen soll wie eine überständige Waare? Reizest Du mich mit Deinem Anblick nicht noch täglich, stündlich zu solchen qualvollen Betrachtungen?“

„Es ist wahr,“ murmelte Grethe zusammenzuckend, als empfinde sie einen körperlichen Schmerz. „So kann es nicht fortgehen!“

„Ich möchte eine Tasse Thee trinken,“ sagte Frau v. Reinbold, das geliebte Bild sorgsam in seine Umhüllung zurücklegend.

Grethe rührte nicht die Hand, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit. Sie stand starr und blickte gedankenabwesend in den feuchten Herbstabend hinein. Endlich, als Käthe hastig die Tasse herbeitrug und vor ihrer Mutter niedersetzte, erwachte sie gleichsam.

„Ich habe noch einen Gang zu machen, Mutter!“ sagte sie leise.

„Jetzt? Es wird finster.“

Sie wartete die Erlaubniß nicht ab. Ihren dunklen Strohhut vom Nagel nehmend und den Regenmantel umbindend, schritt sie schnell aus dem Zimmer.

Als sie zurückkehrte, war jede Spur der Erregtheit verschwunden.

„Was hast Du vor, Grethe?“ fragte ihre Mutter, als sie bemerkte, daß diese sich anschickte, einen Brief zu schreiben. „An wen?“

„Geschäftssache!“ erwiederte sie. —

Von diesem Augenblick an trat Grethe pünktlich zu jeder Stunde, wenn der Briefträger das Haus zu betreten pflegte, auf den Gang hinaus. Nach vierzehn Tagen

händigte derselbe ihr ein großes, mit steifen Buchstaben adressirtes, durch ein mächtiges Siegel verschlossenes Schreiben ein.

Sie erbrach es im Flur. Dann in's Wohnzimmer zurückkehrend, wo Käthe mit ihrer Mutter noch beim Frühstück saß, ging sie an den Tisch und sagte mit leiser, aber fester Stimme: „Mutter, Du wirst es billigen, was ich gethan habe. Wir müssen uns trennen, damit Frieden um Dich werde, und ich Dich besser unterstützen kann. Ich habe mich als Gesellschafterin bei der verwittweten Generalin Liebermann engagiren lassen. Hier sind die Bedingungen. Sieh!"

Frau Jutta und Käthe waren vorerst sprachlos vor Ueberraschung, dann zuckte Letztere mißächtlich die Achseln. „Dienen! Das fehlte noch!"

Frau v. Reinbold drückte Grethens Hand. „Nein, Kind, meinetwegen nicht! Wie sollte ich Dich allein hinauslassen?"

„Wie so viele Mütter es thun müssen," fiel sie mit erzwungenem Scherze ein, ohne Käthens Gegenwart zu beachten. „Sieh, bei aller Sparsamkeit und trotz des Wenigen, was ich durch Handarbeit verdienen kann, koste ich Dir mehr, als ich einbringe. Jetzt ist nun die Sache anders. Jetzt koste ich gar nichts mehr und gebe Dir von den neunhundert Mark Gehalt fünfhundert regelmäßig ab. Ist's so nicht besser?"

„Nein," sagte Frau Jutta schwankend.

„Doch," erwiederte sie, ihrer Mutter Hand küssend. „Ihr werdet ohne mich angenehmer leben. Und dann — mich bindet ja nichts. Wenn es mir dort nicht gefällt, kann ich ja immer wieder —"

„Zurückkehren," fiel Frau v. Reinbold schnell ein, sich sichtlich mit dem Gedanken befreundend.

„Ja, auch das!" Grethe stand auf. „Ich schreibe

also, daß ich am 1. Januar in Berlin mich bei ihr einfinden werde, nicht wahr?"

„Wenn Du meinst —"

Auch nicht einmal kam Käthe und ihr der Gedanke, daß ihres Vaters und Gatten bodenloser Leichtsinn ihr trauriges Schicksal heraufbeschworen. Sie hielten sich unweigerlich an die Thatsache, daß Käthe als Frau v. Gleiberg ein sehr angenehmes Dasein geführt hätte und ihre Mutter mit ihr.

Aus diesem Gesichtspunkte gab denn auch Frau Jutta so schnell ihre Einwilligung. Grethe war an Allem schuld, sie mußte also auch auf Abhilfe sinnen oder vielmehr, es war nur ihre Pflicht, wenn sie es that.

Nach einem unbeschreiblich traurigen Weihnachtsfeste, welches Frau Jutta, um nichts von dem zu sehen und zu hören, was um sie vorging, im Bett zubrachte, kam der letzte Dezembertag heran. Eine leichte Schneedecke hatte sich über Nacht hingebreitet, welche das Geräusch der Straßen fast erstickte. An den Fensterscheiben rankten sich krystallene Blumen und Blätter empor, auf welche das leuchtende Tageslicht mit blendendem Glanze fiel. Es war, als wolle die Natur dem scheidenden jungen Mädchen ihr freundlichstes Geleit mit auf den Weg geben. Grethe, welche der inneren Unruhe, ja der Angst um die Zukunft niemals Ausdruck gegeben, vielmehr mit anscheinender Befriedigung alle Vorbereitungen getroffen, hatte ihren Reisekorb geschlossen und eilte nach eingenommenem Frühstück in ihre Schlafstube zurück, sich anzukleiden. In Wahrheit glaubte sie vor Weh zu vergehen und wollte keinen Zeugen die Thränen sehen lassen, welche unwiderstehlich durch die dunklen Wimpern drangen.

„Was wird aus mir werden?" flüsterte sie immer von Neuem, die Hände faltend. „Was wird aus mir werden?"

Sie drückte den Filzhut auf ihr blondes Haar und preßte den Schleier fest über die brennenden Augen. Den Mantel noch, den Muff — und sie war fertig.

In die Wohnstube zurückkehrend rief sie hastig: „Ich bitte, daß Keine von euch mich zum Bahnhof geleitet! Hörst Du, Mutter? Du bist es nicht gewöhnt, so früh aufzustehen. Wir sagen uns hier Lebewohl. Ich muß ganz selbstständig werden, nicht wahr?"

In diesem Augenblicke kam es Frau v. Reinbold's träger Gefühlsweise doch klar zum Bewußtsein, was es heißt, ein schönes, unverdorbenes Kind schutzlos in die gefahrdrohende Welt hinauszuschicken, ein so treues Kind wie Grethe, dem sie von wahrer Mutterliebe so wenig gezeigt.

Laut aufweinend umschlang sie ihrer Tochter Hals und drückte deren Antlitz fest an Wange und Lippe. Unfähig zu sprechen, flüsterte sie nur abgerissene einzelne Worte.

Und Grethe nickte zu jedem, indem sie sich sanft von den umklammernden Händen ihrer Mutter befreite. Ihr eigenes Empfinden war so überwältigend schmerzlich, daß sie kaum noch im Stande war, sich aufrecht zu halten.

„Lebe wohl, Mutter! Wir sehen uns bald wieder! Ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, Dir keinen Kummer zu bereiten. Sei ganz ruhig, liebe Mutter! Und jetzt laß mich fort!"

Frau Jutta trat zurück.

„Käthe, lebe wohl!" sagte Grethe hastig und streckte ihre Hand aus, „wir wollen ohne Groll scheiden."

Käthe, von dem Ernst des Augenblickes bezwungen, umarmte ihre scheidende Schwester. „Laß das. Ich wünsche Dir alles Gute, obgleich ich nicht begreife, wie Du dienen magst. Bleibe gesund, das wünsche ich zunächst!"

„Ich danke Dir," flüsterte Grethe mit zitternden Lippen. „Pflege die Mutter gut, so sei Alles vergessen!"

Noch ein letzter Gruß, und sie war verschwunden.

Der Reisekorb ward heruntergetragen. Die Droschkenthür fiel klirrend zu. Der Wagen rollte fort.

Gegen zehn Uhr Abends langte der Zug in Berlin an. Vom Bahnhof bis zur Kurfürstenstraße war noch ein weiter Weg. Der Lärm der Millionenstadt erlosch auf diesem Wege nach und nach. Die helle elektrische Beleuchtung wich den gelblich brennenden Gasflammen. Nur der unablässig fortrollende Wagenstrom erinnerte noch an die Hochfluth der kaiserlichen Residenz.

Jetzt hielt das Gefährt vor einem palastähnlichen Gebäude. Grethe schauderte heimlich vor körperlichem und geistigem Mißbehagen, als sie auf die Straße hinaustrat. Ein dunkel gekleideter Diener eilte die wenigen Stufen hinunter, welche in das Haus führten, und näherte sich ihr.

Durch den hell erleuchteten Flur folgte sie ihm beklommen die breite, teppichbelegte Treppe hinauf bis zu einem geöffneten Vorsaal, wo ein Zimmermädchen sichtbar ward.

„Bitte, Excellenz erwartet das Fräulein hier!"

Grethe hatte kaum hastig Mantel und Hut abgelegt, als auch schon die Thür hinter ihr geöffnet ward. Sie trat lautklopfenden Herzens ein, unwissend, was sie sagen, was sie thun sollte.

Das Gemach war groß und sehr stattlich eingerichtet nach dem Geschmack einer vergangenen Zeit. Große Möbel füllten es, alte Oelgemälde und seltene Kupferstiche in schweren bronzenen oder geschnitzten Rahmen. Ein dunkler Teppich lief durch das ganze Zimmer; ein Feuer loderte im Kamin. Mitten unter einem Kronleuchter von Glas stand ein ovaler Eichentisch, um denselben mehrere mit gepreßtem Sammet bezogene hochlehnige Stühle.

Auf einem dieser Stühle saß eine schwarzgekleidete Frauengestalt und strickte an einem weißen Seidenstrumpfe von wahrhaft spinnwebartiger Feinheit.

Bei Grethens Eintritt erhob sich die Generalin langsam. „Immer näher!“ sagte sie mit ungewöhnlich tiefer Stimme, eine große, aber weiße Hand ausstreckend. „Furchtsame Leute kann ich nicht leiden, wohl aber —“

Grethe war rasch hinzugetreten. Das Lampenlicht fiel über ihr liebliches Antlitz, über das lockige Haar und die schlanke, mädchenhafte Gestalt.

„Wohl aber,“ fuhr die Generalin sehr viel milder fort, „schüchterne Mädchen, die nicht wissen, daß ich keine kleinen Kinder fresse. Nun, was gibt's denn zu zittern?“

Grethe hatte die Hand der Generalin ergriffen und geküßt.

„Kleiner, scheuer Vogel! Kaum flügge geworden und schon aus dem Nest heraus? Nun, ich hoffe, daß das neue Nest, in welches Sie geflogen sind, Ihnen heimisch werde. Dazu gehört, daß Sie“ — die Generalin stockte, betrachtete die reizende Erscheinung ihrer neuen Hausgenossin kopfschüttelnd und sagte endlich: „Leicht werden Sie es bei mir nicht haben. Ich will nämlich vergessen, daß ich eine bezahlte Gefährtin um mich habe —“

Bei dem Wort „bezahlt“ zuckte Grethe unwillkürlich zusammen. Sie dachte an Blaubuch, an ihr erstes, glanzvolles Auftreten in der Gesellschaft.

Das strengforschende Auge der alten Excellenz wich nicht von ihr. Sie glich in diesem Augenblick dem Arzte, welcher die forschende Sonde in eine Wunde senkt.

„Obwohl ein Mensch,“ unterbrach sie sich, „der überhaupt im Stande ist, sich anständige Dienste bezahlen zu lassen, immer höchst ehrenvoll ist, so will ich doch lieber denken, ich hätte es mit Jemand zu thun, der seine Pflicht, seine Anhänglichkeit und Aufrichtigkeit höher schätzt, als neunhundert Mark jährlich. Begreifen Sie das?“

„O ja!“ sagte Grethe erleichtert lächelnd. „Ich denke so wenig an das, was ich mir verdienen muß — für meine Person nämlich,“ schloß sie schnell.

„Ich hatte vor Ihnen schon so ein junges Ding," sagte die Generalin. „Versprach auch Alles und hielt nichts. Duckmäuserei leide ich nicht, ebenso wenig thörichten Uebermuth, am allerwenigsten aber Heuchelei. Kommt man mir mit Nachlässigkeit, mir, einer alten Soldatenfrau, so sind wir geschiedene Leute. Zucht und Ordnung regieren das Leben, und die leibliche und geistige Toilette eines Menschen muß immer und überall die Musterung furchtlos erwarten können. Verstanden?"

Grethe wußte nicht, ob ihr das Wesen dieser Frau gefiel oder nicht gefiel. Was ließ sich darauf antworten? Wie hätte sie je geglaubt, daß fremde Menschen eine solche Sprache gegen sie führen dürften!

„Ich will Ihnen etwas sagen, mein Kind," fuhr die Generalin fort, als sie den inneren Sturm auf Grethens Stirn las. „Es ist besser, ich spreche heute so zu Ihnen, als am Tage Ihres Fortganges. Wenn ich dann dieses Thema berühren müßte, würden Sie Grund haben, sehr beschämt zu sein. Jetzt nicht. Jetzt können Sie freundlich sagen: ich will es versuchen, Ihre Zufriedenheit zu erwerben, oder auch: ich kann mich mit so harten Bedingungen nicht befreunden. Nicht wahr?"

Sprache und Gesichtsausdruck der Generalin konnten etwas so Gewinnendes annehmen, wie eben jetzt, daß Grethe nicht umhin konnte, obwohl mit noch feuchten Wimpern, die Hand ihrer nunmehrigen Vorgesetzten zu ergreifen und einen Kuß darauf zu drücken.

„Na, sehen Sie wohl, mein Kind, je gründlicher Sie mein Reglement durchstudiren werden, desto besser werden Sie einsehen, daß es gut so ist. Und jetzt werden Sie müde sein. Ich stehe früh auf. Meine Morgenbrödchen müssen Sie mir streichen. Und weil man," fügte sie halblächelnd hinzu, „einen Vorgesetzten niemals im Negligé empfängt, so lassen Sie mich niemals Häubchenkram

oder Troddelröcke bei Ihnen sehen. So hübsche, blonde Haare liebe ich gerade und so knapp anliegende Taillen auch. Gute Nacht, Fräulein — wie doch?"

„Margarethe," fiel das junge Mädchen ein.

„Wurden Sie zu Hause so genannt?"

„Ach nein! Immer Grethe."

„Also sage ich auch: gute Nacht, Fräulein Grethe!"

Die Generalin schlug auf die Handglocke.

„Geleiten Sie das Fräulein auf ihr Zimmer, Johanne!"

6.

Das Leben in der sich immer mehr verkleinernden Familie Reinbold war nach Grethens Fortgang insofern ein friedlicheres geworden, als Käthe von ihrer Mutter nicht nur keinerlei Widerspruch erfuhr, ein Etwas, das Frau v. Reinbold nie gekannt hatte, sondern in ihr noch die geduldigste Zuhörerin aller Ergüsse und Klagen fand. Denn damit, daß ihr der Gegenstand einer unablässigen Reizung aus den Augen gekommen war, waren ihr auch die Hilfeleistungen eben dieses Gegenstandes abhanden gekommen, und die Last der Haushaltung lag nun doppelt schwer auf den schönen Schultern der einstigen Ballkönigin.

Das war hart, oft unerträglich. Wenn die Erinnerung daran Käthens Herz durchzuckte, konnte es vorkommen, daß sie das Geschirr, welches sie just in Händen hielt, aufschluchzend zur Erde warf und sich selbst auf die kleine Wasserbank neben dem Küchenherde, ihr Dasein zu verwünschen.

O, und das Einkaufen auf dem Wochenmarkt! Mit dem Korbe am Arm, sie, das Fräulein Katharina v. Reinbold, des ritterlichsten Mannes Tochter, die Bewunderung der vornehmen Welt! Von jedem Hökerweibe sich ansprechen oder gar sich nachrufen lassen, wenn sie in ihrer

Unkenntniß und aufgedrungenen Sparsamkeit zu wenig für eine Waare geboten, den lachenden Blicken der Frauen, dem verhaßten Staunen der Ladeninhaber und Kommis ausgesetzt! O, Käthe hätte den Korb vom Arm auf den Weg schleudern mögen, wie die Teller und Tassen daheim, und den Umstehenden ihre Verachtung dazu in's Gesicht! —

Frau Jutta hatte, nachdem sie wieder einmal eine Stunde über Herrn v. Reinbold's Bild geweint, plötzlich zu Mittag Rosenkohl und Hammelkoteletts zu essen verlangt, welches eines der unzähligen Lieblingsgerichte ihres Gemahls gewesen war, denn Niemand in der weiten Welt verstand es so meisterlich, Rippchen elegant und dabei so sachverständig vom Fleische zu lösen, als er.

Aber der Kohl war jetzt selten und nur in Delikateßläden zu haben. Käthe erstaunte, als sie den Preis eines solchen Gerichtes erfuhr. Die paar Hammelkoteletts hatten das tägliche Budget schon überschritten. Purpurroth im Antlitz, zitternd vor Scham und innerer Wuth, legte sie den letzten Inhalt ihrer Börse auf den Ladentisch nieder, sie, welche einst für ein Paar Straßenhandschuhe das Zehnfache gleichgiltig hingeworfen. Da fühlte sie plötzlich ihre Hand leicht berührt, und eine freundliche Stimme sagte: „Kaufen Sie doch das theure Zeug nicht. Wir haben einen ganzen Korb Rosenkohl geschickt erhalten. Sie thun uns einen Gefallen, wenn Sie uns etwas abnehmen. Wollen Sie? Sie können ja Zucker oder Kaffee für das Geld nehmen!"

Käthe schaute auf. Das Gesicht, welches sich zu ihr neigte, kam ihr bekannt vor.

„Ich dächte —" sagte sie erleichtert aufathmend.

„Ganz richtig! Wir kennen uns von Ansehen. Wir wohnen ja in einem Hause, sind also Nachbarn."

Käthe erinnerte sich, das blasse unscheinbare Mädchen

mehrmals gesehen zu haben, wenn sie die Treppe herabstieg, ohne sie jemals zu beachten.

„Ich weiß," sagte sie ziemlich von oben herab.

Einen sprechenderen Gegensatz gab es kaum, als diese beiden Mädchengestalten, welche jetzt aus dem düsteren Ladenraum in die leuchtende Februarsonne hinaustraten.

Käthe wußte nicht, daß die beiden Frauen, welche den ganzen ersten Stock bewohnten, Mutter und Tochter, oftmals ihrer traurigen Lage mit herzlicher Theilnahme gedacht und nur auf den Augenblick warteten, ihnen hilfreiche Hand zu bieten.

Der beinahe mißglückte Rosenkohlkauf vermittelte die Bekanntschaft, und jetzt, von Langeweile und Noth getrieben, fand Käthe öfters den Weg in die Wohnung ihrer Hausgenossen. Aber weit entfernt, Dank zu fühlen bei den Beweisen selbstloser Theilnahme, nahm die einst Umschwärmte diese Beweise als schuldigen Tribut für sich und ihre Mutter in Empfang. Frau und Fräulein v. Reinbold's Umgang konnte die Wittwe und Tochter eines bürgerlichen Hüttenmeisters nur beglücken und ehren. Und die beiden schlichten Frauen ließen sich auch wirklich von der ungesucht vornehmen Haltung dieser beiden in tiefe Trauer gehüllten Unglücklichen so weit imponiren, daß sie deren Ansprüche als selbstverständlich hinnahmen und erfüllten.

Hier in diesem Kreise, vor diesen einfachen, gutherzigen Menschen, konnte Frau Jutta ihrer schwärmerischen Bewunderung freien Lauf lassen, konnte sie ihres verstorbenen Gemahls Schönheit und Ritterlichkeit anstandslos preisen. Man glaubte ihr nicht nur, man entzückte sich an den bloßen Schilderungen und staunte die zahllosen Porträts, Kreidezeichnungen und Photographien des idealen Mannes an.

Bisweilen nur, aber ganz unter sich, besprachen Frau

Mützler und Elsbeth den Fall, ob es für die Bewohner des halben dritten Stockwerkes nicht doch angenehmer und ersprießlicher sei, mehr von ihren Renten, als von dem Andenken an eine so außergewöhnliche Vollkommenheit zu zehren.

Doch davon wurde nichts laut, sobald die Thür aufging, und Frau Jutta am Arme ihrer Tochter sichtbar ward, oder Käthe, erhitzt von der Arbeit und verstimmt von trüben Gedanken, allein in's Zimmer trat. Grethens ward von ihren Anverwandten ausdrücklich nie gedacht, am wenigsten ihrer augenblicklichen Stellung, sie diente ja für Geld, mochte sie dasselbe nun anwenden, wie sie wollte! —

Nach Ostern liefen die ersten hundertdreißig Mark aus Berlin ein. Grethe schrieb ehrlich, daß sie eine schwere, sehr schwere Zeit tapfer hinter sich gebracht habe, denn das Gefühl bezahlter Abhängigkeit und willenlosen Gehorsams sei für den freigeborenen Menschen ein so widerstrebendes, daß nur ein fester Wille und großer moralischer Muth es überwinden könne. Auch heute noch litte sie empfindlich darunter, wenn der schroffe Kommandoton der alten Excellenz sie aus heimathlichen Träumereien emporrisse, und es gewänne fast den Anschein, als ob die Generalin damit den Zweck verfolge, ihre Gedanken unaufhörlich an die praktische Gegenwart zu bannen. Im Uebrigen scheine ihres Bleibens nicht mehr lange in Berlin zu sein. Sie wage es nicht, darnach zu fragen, aber die alte Excellenz habe Andeutungen fallen lassen, wonach eine längere Sommerfrische in baldiger Aussicht stehe. Entgegen ihrer sonstigen Schwärmerei für Naturschönheit könne sie der lockenden Reise diesmal keine Freude entgegenbringen, da sie, was sie auch genösse, allein genießen müsse, nicht an der Seite derjenigen, die das erste Anrecht auf eine solche Erholung habe: ihrer Mutter.

Als Frau Jutta diesen letzten Satz gelesen hatte, begann sie zu weinen und zu betheuern, daß sie ohne ihren Gemahl niemals die Orte wiedersehen möchte, wo sie so glücklich gewesen. Jede solche Andeutung sei eine unkindliche Verletzung ihrer ehelichen Gefühle, und im Uebrigen sei sie ja nicht Schuld an Grethens hartem Loose. Nach ihrem Willen wäre Letztere daheim geblieben.

Käthe warf das Geld achselzuckend in den Schreibtisch, dessen kostbares Schnitzwerk mit der niedrigen Zimmerdecke so schlecht in Einklang stand, und sagte gar nichts.

Tags darauf ging sie wieder zu den Mützlers hinab. Fast wäre sie aber umgekehrt, denn außer den beiden Frauenstimmen unterschied sie diesmal noch eine dritte, eine männliche.

Elsbeth lachte fröhlich. Es war das erste Mal, daß Käthe ihre Hausbewohnerin laut lachen hörte. Diese vergnügte Stimmung paßte schlecht zu ihrer eigenen Kümmerniß.

Frau Mützler, in der Absicht, eine Besorgung in der Stadt zu thun, öffnete rasch die Flurthür und sah Käthe zögernd davor stehen. Sofort ergriff sie ihre Hand und in's Zimmer zurückkehrend rief sie: „Da ist noch ein lieber Gast, Kinder! Unterhaltet ihn gut, bis ich wieder komme. Fräulein v. Reinbold, dies ist ein entfernter Verwandter von uns, den wir aber von Jugend an kennen und schätzen: Herr Rudolph Steinert! Dies, lieber Rudolph, ist Fräulein Katharina v. Reinbold!"

Käthe blickte flüchtig zu dem ihr vorgestellten und sich verneigenden Manne hinüber und bewegte leicht das Haupt. Die Aprilsonne ging gerade zur Neige und warf einen vollen Strahl gluthrothen Lichtes durch die Scheiben. Unbewußt war Käthe mitten in diesen Strahl hineingetreten und davon zauberisch umflammt worden. Ja, zauberisch! Wie eine Märchenkönigin stand sie da. Alles

an ihr leuchtete. Selbst das schwarze Trauerkleid glühte, wie die lockigen, blonden Haare, die dunkelblauen Augen, der blendend weiße Hals.

Elsbeth sah sie staunend an. Für so schön hatte sie das junge Mädchen bisher nie gehalten. Das Lächeln erstarb auf ihrer Lippe. Sie wandte das Haupt gegen Steinert. Er blickte unverwandt, starren Ausdrucks auf diese unvermuthete Erscheinung, die wie aus einer anderen Welt zu stammen schien.

Frau Mützler, unbefangen und erfreut, eine so vornehme junge Dame vertraulich anreden zu können, fragte Käthe, ob Frau v. Reinbold sich für heute Abend an ein paar Spargeln und jungen Tauben genügen lassen wolle.

„Ich will Mama fragen," sagte Käthe herablassend wie immer und unbekümmert darum, welchen Eindruck sie bei bürgerlichen Leuten hervorrief.

„Das wäre nicht nöthig, daß Sie sich bemühen," fiel Frau Mützler freundlich ein. „Ich habe noch einen Gang zu machen und könnte die zwei Treppen hinaufsteigen."

„Desto besser!" gab Käthe zur Antwort. Sie fand es ganz in der Ordnung, daß man es sich zur Ehre rechnete, ihres Vaters Gemahlin persönlich um deren Gegenwart anzugehen.

Frau Mützler schloß grüßend die Thür und verschwand. Elsbeth trat zu Käthe und führte sie zum Sopha.

„Komm auch her, Rudolph!" sagte sie dann mit besonders weicher Stimme, indem sie einen Sessel näher an den Tisch schob.

Rudolph Steinert näherte sich schnell. Als er neben Elsbeth stand, ergriff er deren Hand.

„Du sollst doch keine schweren Möbel heben, Else. Es ist Dir verboten. Denkst Du nicht daran?"

„Wenn Du hier bist, vergesse ich es!" scherzte sie, wobei ihre blassen Züge sich angenehm rötheten.

Käthe beobachtete diesen kleinen erläuternden Vorgang ohne Interesse, höchstens mit Staunen darüber, daß ein so reizloses Geschöpf, wie Elsbeth Mützler, einen Freiersmann anzulocken vermochte. Freilich, sie hatte Geld. Ein recht hübsches Vermögen. O, wäre sie, Käthe, nicht so arm, so bettelhaft arm, längst würde sie als Baronin Benda in ihren Sphären glänzen! Diese qualvolle Vorstellung machte ihre Lippen zittern vor innerer Erregung.

Elsbeth befand sich sichtlich in bester Laune. Sie neckte ihren abermals schweigsam gewordenen Verwandten.

„Weißt Du, daß Du uns mit Deinem unvermutheten Eintritt arg erschreckt hast? Wir wollten Dich gar nicht vor morgen Mittag haben. Aber ich hätte es wissen können, daß mir eine Ueberraschung bevorstand. Bei der letzten Patience gestern Abend legte ich drei Zehnen hinter einander auf. Das bedeutet immer eine große Neuigkeit. Da haben wir sie nun!"

Er nickte lächelnd. „Was wäre denn Hübsches dabei gewesen, wenn ich programmmäßig zur festgesetzten Minute erschienen wäre? Da hättet ihr schon eine Stunde lang, wie ich euch kenne, nach der Uhr gesehen und zuletzt statt Freude Ungeduld empfunden. Nein, nein!"

„Und der Kuchen ist noch gar nicht eingerührt," fiel Elsbeth glückselig ein. „Dein Lieblingskuchen!"

„Von dem ich nie ein Stück esse," schaltete er gutmüthig ein.

„Weshalb heißt er denn Ihr Lieblingsgebäck?" fragte Käthe von oben herab in einem Tone, der andeutete, daß sie solche faden Scherze zweier Verliebten in ihrer Nähe für unziemlich halte.

Rudolph Steinert fühlte den Tadel richtig heraus und wechselte den Ausdruck seines Gesichtes. „Einen Grund hierfür gibt es nicht, gnädiges Fräulein."

„Wie lange werden Sie hier bleiben?"

„Vorläufig auf unbestimmte Zeit, bis meine geschäftlichen Angelegenheiten erledigt sind."

Er sucht jedenfalls eine Stellung als Reisender, just so sieht er aus, dachte Käthe und brach die Unterhaltung mißächtlich ab.

Elsbeth plauderte noch eine Weile fort. Plötzlich sah sie nach der Uhr, sprang auf und rief erschreckt: „Um's Himmels willen! Ich muß in die Küche! Unsere Tauben! Es dauert aber nicht lange, so bin ich wieder da!"

Steinert und Käthe blieben allein. Allein und stumm. Zuletzt richtete sie die Frage an ihn, ob er im Hause seiner Tante wohnen werde.

„Ja!" sagte er halblaut, mit den Fransen der Tischdecke spielend. „Lange hielte ich es, offen gestanden, hier nicht aus, das Haus liegt so eingeschachtelt. Im Sommer muß man das Freie aufsuchen. Gnädiges Fräulein reisen auch gern und viel?"

Käthens schönes Antlitz färbte sich purpurroth vor Zorn und Scham. „Bauer," flüsterte sie bei sich. Laut sagte sie kurz: „Wir sind früher oft und weit gereist!"

„Das ist recht!" erwiederte er, mit den Fransen der Tischdecke fortspielend. „Ich bin in meinem Leben, besonders in den letzten Jahren, viel herumgeschüttelt worden. Als Kind und Knabe hatte ich in der Fabrik harte Arbeit und wenig Feiertage. Arme Leute können an ihre Kinder wenig wenden. Aber ich setzte es doch durch, allerdings damals auf Kosten meiner Gesundheit, die höheren Lehrklassen durchzumachen."

„So!" Käthe legte in dieses eine Wörtchen ihre ganze Mißbilligung, fremde Menschen mit Privatangelegenheiten zu belästigen.

Steinert schreckte auf. „Ich erzähle da dummes Zeug!" Er fuhr sich leicht über die Stirn. „Wie ich auch jetzt gerade darauf kam! Es erscheint mir selber unbegreiflich albern."

Käthe verzog leicht spöttisch die Lippen.

„Wenn man, wie ich, immer nur das nackte Leben, ich meine die reelle Wirklichkeit, zu sehen gewohnt ist, muß man wohl unbehilflich werden, besonders wenn man eine so armselige Jugendzeit durchgemacht hat; Hunger und Elend, Sorge und Noth. Bei uns spielte die Angst um das trockene Stück Brod oft eine große Rolle. Das vergißt man nie. Und mag's im Kopfe sonst noch so hell und im Herzen noch so frisch aussehen, das Jugendelend gibt Jedem einen Schlag in den Nacken, den man dem Menschen immerdar anmerkt."

„Möglich!" sagte sie gleichgiltig. Sie fand es sehr unpassend von Mützlers, ihr die Gesellschaft dieses Plebejers aufzudrängen. Plötzlich warf sie das Haupt zurück und sagte entschieden: „Und wenn es so ist, wie Sie sagen, so liegt es auch ebenso nahe, daß Menschen, die eine goldene Jugendzeit hinter sich liegen haben, dieses Andenken nie zu überwinden vermögen." Sie dachte daran, daß Rudolph Steinert sich jedenfalls nach ihnen erkundigen und von ihrer Armuth Kenntniß erhalten werde. Es war also rathsam, ihm den Beweis zu liefern, daß ihr Stolz trotz allen Unglückes ungebrochen sei, ihre Selbstwerthschätzung ungemindert.

„Gewiß," sagte er schlicht. „Ganz sicher! Und ich würde nie Jemand verdammen, der sich seinen Erinnerungen bis zu einem gewissen Grade hingäbe. Darüber hinaus würde es Schwäche sein. Wir sollen ja doch die Verhältnisse beherrschen und die Verhältnisse nicht uns. Sonst säße ich heute noch als Werkmeister in irgend einer Fabrik bei zwölfstündiger Arbeitszeit."

Hier trat Elsbeth rasch ein. „Ich habe mich versäumt. Weißt Du, was mich aufhielt?" Sie war zu Steinert getreten, der zerstreut aufblickte. „Der Salat. Ich weiß, Du issest ihn nur mit Kapernsauce gern. Das

hatte die Mutter vergessen, als sie ging. Ich dachte daran!"

„Gute kleine Else!" Er reichte ihr die Hand. Aber über Else's Kopf hinweg sah er zu Käthe v. Reinbold herüber. Ihre Schönheit, die so viele Männer entzückte, berauschte auch ihn. Er glaubte nie etwas Aehnliches gesehen zu haben, etwas, das ihm Herz und Zunge zu gleicher Zeit so mächtig öffnete und schloß. „Das ist die Hand eines Bären, nicht wahr?" scherzte er gezwungen.

Käthe richtete den Blick spöttisch auf seine Hand. Sie war wohlgeformt, groß und kräftig, wie die eines Mannes, der zu arbeiten und zuzufassen versteht.

Allerdings mit den spitzen schlanken Fingern des Barons hatte sie keinerlei Aehnlichkeit. Aber er besaß doch wenigstens Geschmack genug, diese gebräunten Finger nicht mit Ringen zu beschweren.

„Bär?" lächelte Elsbeth tadelnd. „Du bist doch kein Milchbart mehr und bist auch kein Müßiggänger." Man hörte es deutlich heraus, daß sie den Besitz dieser Hand zu den höchsten Glücksgütern des Lebens rechne.

„Müßiggänger? Ich?" sagte er leise, sich auf dem Absatz umdrehend.

Käthe athmete wie erlöst auf, als jetzt Frau v. Reinbold und hinter ihr Frau Mützler im Rahmen der Thür erschien. Sie eilte ihrer Mutter entgegen und zog deren Arm ängstlich fast in den ihren. Das Bild jener letzten glänzenden Abendgesellschaft in Blaubuch, wo sie an Benda's Seite die lustige Champagnerpolka gespielt, sie, des Hauses gefeierte Tochter, trat plötzlich vor ihre Geistesaugen. Das dröhnende Lachen des Grafen Haunstein, das Klirren der schäumenden Gläser, die einschmeichelnde Stimme ihres Vaters, der heiße Flüsterlaut des Barons.

Die Vision schwand vor Rudolph Steinert's beobachtenden Blicken. Er konnte ihren Gedankengang nicht ent-

räthseln, aber das heftig bewegte Spiel der ihm so unvergleichlich schön dünkenden Züge übte eine magische Kraft auf ihn aus. Dieses seltsame Zittern der kühngeschweiften Lippen, welches ebenso viel Stolz als Angst verrieth, der zwischen abweisender Kälte und leidenschaftlicher Scham unabläßig wechselnde Ausdruck dieser strahlenden blauen Augen, fesselten seinen schlichten Naturssinn in übermächtiger Weise. Er wagte sich nicht in Käthens Nähe, er fühlte, daß sie ihn mißächtlich übersah, und war doch beglückt, ihre Gegenwart zu genießen.

In der That saßen Mutter und Tochter mit der ihnen angeborenen und anerzogenen Haltung wie Fremdlinge an dem gedeckten Tisch der einstigen Hüttenmeisterin. Ihre Manieren stachen empfindlich ab gegen diejenigen der gutherzigen Wirthinnen. Rudolph Steinert entging ein mißbilligendes Runzeln der schönen Stirn nicht, womit Käthe den Gebrauch des Messers beim Essen tadelte.

„Du wirst Dich in die Lippen schneiden, Else," sagte er unwillkürlich, indem er ihr das Messer aus der Hand nahm. „In England —"

„Waren Sie in England?" fragte Frau Jutta aufschauend.

„Ja, ich komme eigentlich geradeswegs von daher!"

„Sie reisen für Ihr Geschäft?" forschte sie weiter.

„Ja, für mein Geschäft! Vorher war ich in Frankreich und Belgien."

„Aber jetzt bleibt er hier!" rief Elsbeth, sein Glas füllend.

„In Deutschland wenigstens!"

„Nein, hier! Du darfst nicht wieder so weit fort! Mutter und ich wollen uns nicht abermals um Dich ängstigen! — Fräulein v. Reinbold, ist es nicht ganz in der Ordnung, wenn er endlich das Wandern aufgibt?"

Käthe zuckte die Achsel. Sie hatte erst während des

Essens und zwar halb gezwungen Gelegenheit genommen, ihr Gegenüber zu betrachten.

Steinert war eine jener Erscheinungen, die in ihrer gesundheitstrotzenden Kraft für den Typus der Kinder aus dem Volke gelten können, denen es vorbehalten ist, die Vorzüge ihres Standes mit denen der höheren Klassen zu vereinen. Durch ihre Geistesbegabung und ein ausgesprochenes Fachtalent, verbunden mit bedeutender Willenskraft, finden sie vermöge ihrer natürlichen Aneignungsfähigkeit überall die Mittel zum Emporkommen. Dabei bewahrt sie ihr richtiges Gefühl davor, jemals ein Zerrbild der sich ihnen erschließenden höheren Gesellschaftskreise zu werden. Die Wurzeln, welche eine harte Jugendzeit im Boden der Entbehrung und Selbstüberwindung schlug, haften zu fest und tief, um sich ausheben zu lassen. Aus ihnen saugt der zukünftige große und berühmte Mann immer noch seine besten Kräfte, und niemals gab es ein geniales Kind aus dem Volke, das sich seines Ursprungs geschämt hätte. Im Gegentheil, sie rühmen sich dessen. Und hierin liegt der sicherste Beweis unverdorbener geistiger Gesundheit und sittlicher Größe.

Davon sah Käthe allerdings nichts. Sie fand nur, daß, wenn er besseren Anstand gehabt hätte, leichtere, elegantere Manieren, eine gewandtere Ausdrucksweise, er kein ganz übler Mann gewesen wäre. Das starke, dunkelblonde Haar, der dichte Vollbart, aus dem frische, rothe Lippen hervorstachen, die etwas tiefliegenden grauen Augen, welche so oft forschend auf ihr ruhten, der energische Schnitt seiner Züge — alles das war nicht häßlich. Nur Hände und Füße dieses bürgerlichen Mannes erschienen ihr, der Vollblutaristokratin, von geradezu abstoßender Gewöhnlichkeit.

Es kam ihr nicht in den Sinn, als sie neben ihrer Mutter die Treppe zu ihrer Wohnung hinaufstieg, die

Frage zu thun: „Wie gefiel er Dir, Mama?“ So wenig hielt sie Steinert der Beachtung werth.

— — — — — — — — — — — —

Als Elsbeth Mützler in der Frühe des kommenden Morgens erschien, sich nach dem Befinden der Frau v. Reinbold zu erkundigen und ihr ein Stück frischgebackenen Kuchens zur Probe anzubieten, fing diese, nachdem sie ein Medaillon mit dem Bildnisse ihres verstorbenen Gemahls bei Seite gelegt, während des Essens mit dem jungen Mädchen ein Gespräch über deren Vetter an.

„In welcher Branche ist er eigentlich thätig?“

„Sie meinen?“ fragte Elsbeth verwundert.

„Mama wollte wissen, in welcher Branche Ihr Vetter Steinert reist,“ fiel Käthe ungeduldig ein.

„Gar nicht! In gar keiner Branche!“ lächelte Elsbeth.

„Nun, er sprach doch von England, Belgien,“ sagte Frau Jutta ziemlich gleichgiltig. „Der Kuchen ist Ihnen wohl gerathen, liebes Kind. Ein Hauch Vanillegeschmack mehr vielleicht!“

„Ja, gnädige Frau, mein Vetter ist nur zu seiner Belehrung so weit gereist.“

„Er sagte aber doch, er sei ganz armer Leute Kind,“ fiel Käthe abermals ungeduldig ein, der das junge Mädchen mit ihrer sichtlichen Begeisterung für einen Fabrikarbeitersſohn außerordentlich abgeschmackt vorkam.

„Gewesen! Rudolph Steinert war sehr arm. Jetzt ist er sehr reich!“ rief Elsbeth Mützler stolz. „Und wird noch viel reicher werden, sagt man. Die Maschine, welche er damals erfand, und auf die er ein Patent nahm, hat ihm viel, viel Geld eingebracht. Jetzt will er selbst eine Papierfabrik kaufen und leiten.“

„Ein zukünftiger Millionär also,“ scherzte Frau Jutta in ihrer freundlichen Weise, die Wange der Sprecherin streichelnd.

„Das wird er sicher, gnädige Frau.“

„Und Sie sind selbst vermögend —“ sagte Frau v. Reinbold neckend.

Elsbeth sprang auf. „Ich muß nun hinunter gehen. Darf ich heute Nachmittag noch ein bischen Torte heraufbringen?“

Die Erlaubniß ward gern ertheilt, und das junge Mädchen eilte aus der Thür.

„Wie verändert die Kleine aussieht. Ordentlich hübsch. Was doch die Liebe thut!“ seufzte Frau Jutta, ihr Spitzentuch gegen die Augen drückend.

„Glaubst Du an die Million, Mama?“ fragte Käthe zögernd, während sie sich anschickte, die Blumen im Fenster zu begießen.

„Weshalb nicht? Solche Leute kommen unglaublich schnell in die Höhe. Ich habe oft davon gehört. Patente bringen viel Geld ein. Und diese Art Menschen haben keine Bedürfnisse, keine noblen Passionen, wie Dein schöner Vater sie so reichlich besaß. Sie geben nichts aus, sondern nehmen stets ein. Ist das ein Kunststück, auf diese plebejische Art reich zu werden?“

Es war dies die längste Rede vielleicht, welche Frau Jutta nach dem Tode ihres Gemahls gehalten, deshalb schien dieselbe einen besonderen Eindruck auf Käthe hervorzurufen. Sie trat vom Fenster zurück und seufzte laut.

„Bisweilen,“ fuhr Frau Jutta fort, sich bequem zurücklehnend und die weißen Hände auf dem Schoße faltend, „gelingt es solchen Leuten, sich eine ganz leidliche Haltung anzugewöhnen. Man verhätschelt sie.“

„Diese Parvenüs?“ rief Käthe hochmüthig dazwischen. „Wer thut das, Mama?“

„Die Menschen, Unseresgleichen, der Staat. Orden und Ehrenzeichen werden ihnen verliehen.“

„Ich kenne keinen solchen Fall, Mama!“ sagte Käthe

erglühend. „In unserer Gesellschaft daheim kam er nicht vor."

„Nein! Aber er kommt sonst vor. Diese steinreichen Industriellen werden Großgrundbesitzer, Geheime Räthe —"

„Dieser Steinert etwa auch?" fiel Käthe spöttisch ein.

„Warum denn nicht?" erwiederte Frau v. Reinbold mit ihrem angeborenen Phlegma. „Zuletzt adelt der König sie, erhebt sie in den Freiherrnstand, ja, gewiß, liebe Käthe, so etwas kommt jetzt alle Tage vor!"

„Und dieser — ich meine, ein solcher geborener Fabrikarbeitersohn wird dann in unseren Kreisen für vollgiltig angesehen? Ist's wahr, Mama? Sage mir die Wahrheit! Würdest Du, würde Papa einen solchen Baron Steinert als Euresgleichen anerkannt haben?"

„Die Nichte des Grafen Haunstein, die Schwester des jungen Mannes, welcher Grethe damals an jenem letzten glücklichen Abend etwas den Hof machte, ist ja an einen solchen reichgewordenen Industriellen verheirathet: Freiherr v. Koch! Erinnerst Du Dich des Namens nicht? Er hatte rund zwei Millionen Thaler erworben durch Grubenbesitz."

„Eine Komtesse Haunstein? Das heißt, Mama," unterbrach Käthe sich hastig, indem sie ihrer Mutter Schulter umfaßte, „Koch war damals schon Freiherr?"

„Noch nicht. Sein Vater war kurz vorher geadelt worden. Das Andere folgte vor der Vermählung. Die Haunstein haben dabei jedenfalls ihren Einfluß höchsten Ortes geltend gemacht."

„Das geht, Mama? Solche Dinge kann man durch Protektion erreichen?" fragte Käthe mit athemloser Spannung.

„Weshalb nicht? Damit erreicht man heutzutage Alles. Die Baronin Koch nahm, als sie ihre Eltern besuchte, eine sehr angenehme Stellung ein. Ich sah nie so schöne Brillanten, als diese junge Frau trug."

„Und wie sah der Mann aus, Mama?"

„Er hatte in seinem ganzen Wesen, sowie in seiner Erscheinung eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Herrn unten — wie hieß er doch?"

„Rudolph Steinert!"

„Sagte ich Dir denn nicht gestern vor dem Schlafengehen, meine liebe Käthe, dieser Mann erinnere mich an Jemand? An Baron v. Koch erinnerte er mich. — Gib mir etwas Ungarwein. Wir haben ja jetzt die hundertzwanzig Mark liegen. Aber was sprechen wir über solche gleichgiltige Dinge! Hast Du Dir den neuen Kreppschleier besorgt?"

„Nein, Mama! Ich will ihn aber jetzt kaufen. Ich muß in die freie Luft." Sie küßte ihre Mutter auf die Stirn, kleidete sich an und ging.

Es war ein herrlicher Frühlingstag, der sie draußen empfing, mit Sonnenschein und Vogelzwitschern — aber daran dachte Käthe v. Reinbold nicht. In ihrem Gehirn kreisten seltsame Gedanken. Wer hatte dieselben erzeugt? Und zu welchem Entschluß wollten sie sie drängen? War es denn möglich, solchen Vorstellungen überhaupt Raum zu geben? Weshalb nicht, wenn eine Gräfin Haunstein das Beispiel gab!

Käthe zuckte zusammen. Ihr Herz schlug übervoll. Sie mußte das Gewirr der Straßen fliehen und in den Stadtpromenaden einsame Wege suchen, mit sich zu Rathe zu gehen. Frau Steinert! Nein, es war ja nur ein Uebergang. Sie würde schon Mittel und Wege finden, eine Freiherrnkrone zu gewinnen. Das war so selbstverständlich wie die blaue Luft, welche sie einathmete. Reich! Fabrikbesitzer! Auch ein Uebergang. Großgrundbesitzer!

Freilich mußte er gesellschaftlich erst von ihr erzogen werden. Dazu kann man reisen. Ein äußerer Schliff läßt sich beibringen. Was fehlt, ersetzt später das Geld

in den Augen der Menschen. Und dann, dann erlöst von aller Noth und Entbehrung! Allerdings durch ein schweres Opfer. Aber eben dieses Opfer mußte ihr die Gewalt über den Mann einräumen, zu welchem sie herabstieg mit ihrer Schönheit, ihrem alten Namen, mit Allem, was Kavaliere bezaubert hatte.

Wenn ein anderer Ausweg offen gestanden hätte, nie würde sie ein so erniedrigendes Schicksal für sich gewählt haben. Aber wo lag eine bessere Hoffnung in der Abgeschiedenheit und Unscheinbarkeit ihres jetzigen Daseins? Wenn ihre Jugendjahre so elend dahin schwanden und das Alter kam —

Sie preßte in heißer Angst vor diesem Bilde ihre Hände zusammen. Nur das nicht. Einen bürgerlichen Millionär zu heirathen war doch immer besser, als für Geld einer bürgerlichen Frau zu dienen, wie Grethe es that.

Der Schatten eines langsam Vorübergehenden traf ihr Antlitz. Käthe schaute auf. Noch glühten ihre Wangen von dem harten Seelenkampfe, noch leuchteten ihre Augen davon.

So sah sie Rudolph Steinert, als er, selbst erschreckt von dieser unvermutheten Begegnung mit dem Gegenstande seiner Träume, an der überlaubten Bank vorüberschritt.

Hastig grüßend wollte er sich entfernen, als Käthe, nun völlig eins mit sich und infolge dessen auch entschlossen die Mittel ergreifend, welche zum Ziele führten, freundlich lächelnd ihr Haupt neigte und seinen Namen rief.

Er blieb sofort stehen, obgleich er glaubte, sich geirrt zu haben. Die Wandlung kam ihm unbegreiflich vor. Aber der Zauber begann mächtiger zu wirken und immer mächtiger, jetzt, wo Käthe es darauf anlegte, ihn zu entzücken.

In seinen Augen gab es bald nichts Rührenderes als

dieſes ſchöne Mädchen, welches ihr unverdientes hartes Loos mit ſo ſtolzer Ergebung trug. Gerade ihr Unglück machte ſie doppelt anziehend. O, es mußte himmliſch ſein, ſie alles das vergeſſen zu machen, ſie zu entſchädigen und von aller Sorge zu befreien! Was konnte die Tochter für den leichtſinnigen Vater? Und wenn ſie den Urheber ihres Leides dennoch ehrte, ja, bewunderte, gab es ein beſſeres Zeugniß für ihr kindlich weiches Gemüth? —

Käthe nährte dieſe Flamme fortan wiſſentlich und unwiſſentlich mit jedem Worte, das ſie ſprach, mit jedem Aufſchlag ihrer blauen Augen. Sie ſah bald ein zu ihrer hohen Befriedigung, daß es dieſem ſchlichten Manne gegenüber keines Reizmittels der Koketterie bedurfte, weil er noch mit der vollen und unentweihten Kraft natürlicher Empfindung zu lieben vermochte; daß ſie ſich ſeiner wachſenden Leidenſchaft gegenüber paſſiv verhalten konnte und doch immer näher dem Ziele rückte. Ohne grauſam ſein zu wollen, ohne daran zu denken, Elsbeth tödtlich in's Herz zu treffen, ja, ohne deren geiſterhafte Bläſſe nur zu beachten, ging ihre ſelbſtiſche Natur, getrieben von der Angſt um die Zukunft und der Sehnſucht nach Lebensgenuß, gerade auf das Ziel los.

Sie kämpfte zu Zeiten noch immer hart an gegen die Vorſtellung, ſich von Steinert's arbeitsrauhen Händen umfaßt und geliebkost zu ſehen, und ſie litt auch wirklich darunter. Aber viel mehr litt Steinert durch die Gewißheit, daß er Elsbeth Mützler in ihren heißeſten Hoffnungen betrog.

Nicht, daß er je annähernd für ſie empfunden hätte, was er für Käthe beim erſten Anſchauen empfand. Er wußte, daß ſie Beide von Jugend auf, im Scherz zuerſt, dann aus Gewohnheit, zuletzt aus reiner Freundſchaft und Anhänglichkeit ſich ſtets als zukünftige Ehegatten betrachtet hatten. Bei Elsbeth war nun aus der Freundſchaft Liebe

geworden. Dieses Band zerreißen, war für das tiefveranlagte Gemüth des Mädchens gleichbedeutend mit einer Wunde, die man verbergen kann, aber nicht heilen.

Hätte Rudolph Steinert ahnen können, wie unauflöslich fest Elsbeth's Liebe zu ihm mit ihrem ganzen Lebensmuth verwachsen war, wie gerade ihr demüthiges Harren und Schweigen in dieser qualvollen Zeit das beste Zeugniß für ihre selbstvergessene Hingebung gab, er würde den blassen Lippen und von schlaflosen Nächten eingesunkenen Augen vielleicht doch das Opfer einer unfreiwilligen Wahl gebracht haben.

So aber, zum ersten Male und mit vollster Innigkeit liebend, kam es ihm vor, als könne auch Elsbeth's Gefühl für ihn nur das schwache Abbild wirklicher Liebe gewesen sein. Nichtsdestoweniger an Treue und Ehrlichkeit hangend, konnte er sich nicht entschließen, ihr seine Neigung für Käthe einzugestehen.

Die Stätte des Friedens, Frau Mützler's Heim, war eine Stätte bitterster Unruhe geworden. Elsbeth's heiße Bitten hatten Frau Mützler bewogen, in dieser Sache kein Wort zu Gunsten ihrer Tochter zu sprechen, überhaupt keine Auseinandersetzung herbeizuführen. Elsbeth selbst befand sich in einem unaufhörlichen Wechsel von fieberhafter Erregung und Niedergeschlagenheit. Rudolph Steinert, dessen Geschäfte längst zur Befriedigung abgewickelt waren, verzögerte seine Abreise von Tag zu Tag. —

Der Abend war niedergesunken. Ganz tief im Westen flammte noch ein schmaler Streifen orangegelb über der Stelle, wo die Sonne niedergegangen war. Die Luft, für einen Maiabend ungewöhnlich heiß, drang zu dem offenen Fenster herein, an welchem Rudolph Steinert saß, den Kopf in die Hand gestützt.

Seine Schulter ward leicht berührt. Er schreckte auf. Elsbeth stand vor ihm. Sie war sehr blaß, durchsichtig

faſt, aber aus ihren Augen ſprach ein friſcher, geſunder Muth.

„Was willſt Du?“ fragte er erſtaunt über ihr ungewohntes Erſcheinen in dieſem Zimmer.

„Dich von einer Laſt befreien, die Dich ſehr viel ſchwerer drückt, als nöthig iſt.“ Sie überwand das heftige Klopfen ihres Herzens, dieſen inneren Widerſpruch, mit einem halben Lächeln. „Du befindeſt Dich nämlich in einem Irrthum.“

„Irrthum?“ fragte er bitter.

„Weil Du glaubſt — und bei Deiner rechtlichen Denkungsweiſe iſt das ganz natürlich — ich könnte mich für verletzt halten durch Deine andere Wahl.“

„Biſt Du es nicht?“ rief er überraſcht aufſpringend. In Täuſchung gänzlich unbewandert, konnte er auch dieſe großherzige Unwahrheit nicht als ſolche erkennen.

Der freudige Ton ſeiner Stimme raubte ihr faſt den Athem. „Nein, nicht für meine Perſon,“ ſagte ſie leiſe. „Ich denke nur —“

„Was denkſt Du, Elſe?“ Er faßte, wie erlöst von ſchwerer Laſt, ihre beiden Hände und drückte ſie kräftig in den ſeinen. „Sprich, was denkſt Du?“

„Daß Du Dir mit Deiner Wahl vielleicht ſelbſt zu nahe trittſt. Haſt Du Alles genau überlegt, Rudolph? Paſſeſt Du zu Katharina v. Reinbold? Paßt ſie zu Dir?“

„Ich liebe ſie — Du kannſt es ja nun wiſſen, meine gute Elſe, und ſie —“

„Und ſie?“ forſchte ſie, ihr Haupt langſam ſenkend.

„Ich darf glauben, daß ſie mich wiederliebt.“

„Dich? Wirklich Dich?“

„Nicht mich? Was denn?“

„Es iſt gut. Du biſt glücklich!“ ſagte ſie abbrechend. „Ich wollte Dich noch bitten, Deine Werbung droben zu beſchleunigen. Wir haben ſoeben eine Aufforderung von

einer alten Jugendfreundin der Mutter erhalten, sie möglichst bald zu besuchen. Morgen früh reisen wir ab. Da muß die Wohnung geschlossen werden. Verzeih', es sieht sehr unhöflich aus, aber es geht nicht anders. Mutter packt schon unsere Sachen ein."

Sein Zartgefühl sagte ihm, daß die beiden Frauen einer Zeugenschaft seines Glückes vielleicht nicht ungern entgingen. Die Wahrheit ahnte er nicht, daß Frau Mützler ihre Einwilligung zu dieser Unterredung nur um den Preis gegeben hatte, am nächsten Morgen mit Elsbeth die Stadt zu verlassen, gleichviel wohin.

„Bleibt mir da eine Wahl?" fragte er lächelnd. „Ihr setzt mich vor die Thür."

Sie wandte sich schnell ab, kehrte aber ebenso schnell zurück. „Wenn Du uns Lebewohl sagen willst, muß es gleich geschehen. Morgen früh regt es Mutter zu sehr auf." Sie reichte ihm die Hand, die so kalt und blaß war wie ihre Wange. „Lebe wohl, Rudolph! Sei glücklich, wie Du es verdienst!"

„Lebewohl, meine gute Else! Werde gesund und stark, wie ich hoffe, daß mein Glück werden wird." Er drückte ihre Rechte an seine Brust in überwallendem Gefühl. — „Du hast noch etwas auf dem Herzen. Was ist's?"

Sie schüttelte das Haupt, aber die innere Macht war doch stärker. „Es fiel mir soeben etwas ein, es packte mich wie Angst. Es ist ja Thorheit!" Sie sah ihm mit ihren klaren Blicken fest in's Antlitz. „Du wirst mich ja so gern entbehren."

„Else —"

„Jawohl! Aber —" sie preßte seine Finger heftig. „Siehst Du, es muß herunter, sonst hätte ich keine Ruhe. Wenn ein Tag käme, Rudolph, wo Du Jemandes Hilfe brauchst — ich meine, wenn Dir um eine Unterstützung bange ist, dann rufe mich. Mich ganz allein!"

Ihr Gesicht trug einen verklärten Ausdruck, wie sie jetzt bittend vor ihm stand.

Er nickte ihr freundlich zu. „Das verspreche ich gern. Aber ich werde hoffentlich nie in die Lage kommen. Nie! Ich weiß es!"

Sie löste ihre Hand aus der seinen und verließ das Zimmer.

7.

Ein strahlender Septembermorgen ging über Nizza auf. Vom blauen Meeresspiegel her wehte ein kühler, erfrischender Wind und linderte die Sonnengluth zu jener heilbringenden Milde, welche Tausende und aber Tausende nach dieser Perle der Riviera hinlockt.

Rings um die finstere Altstadt und die elegant gebaute Neustadt bis zu den allmälig aufsteigenden Hügelketten hin breitet sich ein Kranz anmuthig gelegener, in der Morgensonne schimmernder Villen aus. Das Leben in Nizza ist schon erwacht. Die Läden werden zurückgeschlagen und die rosenumrankten Veranden geöffnet. Noch blitzt der Thau in den üppig entfalteten Blumenkelchen und den tiefgrünen Rasenflächen, die Sammetteppichen an Fülle und Farbe gleichen, aber schon schallen von der Promenade die lockenden Klänge der Morgenmusik herüber, und die Alleen und Plätze beleben sich mit Spaziergängern. Kranke wagen sich noch nicht hinaus zu dieser thauigen Frühe. Was sich unter Lachen und heiteren Gesprächen hier bewegt an männlichen und weiblichen Kurgästen, ist gesund, übermüthig, genußfähig und genußsüchtig. Nizza als Seebad und klimatischer Kurort ist berühmt, berühmter aber ist es noch durch den internationalen Zusammenfluß interessanter Fremder von zweifellosem und zweifelhaftem Namen und Gewerbe.

Man will sich amüsiren. Die Natur selbst lädt dazu in ihrer verschwenderischen Schönheit ein. —

Die Musik klang heute besonders hell und schön. Sie spielte die Ouverture zum „Freischütz".

Das junge einfach gekleidete Mädchen, welches, den hellen Strohhut auf den blonden Haaren, auf der Englischen Promenade einsam dahin schritt, vernahm die wohlbekannten Klänge mit wahrer Freude. So weit von Heimath und Familie getrennt, schienen sie ihr ein Gruß beider zu sein.

Grethe v. Reinbold setzte sich auf eine Bank und lauschte. Ihre Gedanken flogen nach Blaubuch zurück. Hier war es ja viel herrlicher, aber im Park des väterlichen Gutes, unter den rauschenden Eichen und Buchen, war sie doch glücklicher gewesen, ehe eine tückische Stunde sie irre führte. Sie mußte aufspringen. Jedesmal empfand sie bei dieser Vorstellung das alte Gefühl, als stocke ihr der Athem in der Brust. Sie wandte ihre Blicke hastig auf das Meer hinaus, um ihre Gedanken abzulenken. Die Wellen plätscherten gegen das Gestade, die Wolken zogen darüber hin.

„Grüßet meine arme Mutter!" flüsterte Grethe.

Sie hatte in den letzten Monaten nur wenig von den Ihrigen zu hören bekommen, und dieses Wenige, was Frau Jutta's immer träge Feder hergab, war mit allerhand geheimnißvollen Andeutungen untermischt gewesen, welche eine Veränderung ihrer Lage oder Verbesserung derselben vermuthen ließen. Grethens Unruhe war deshalb auf das Aeußerste gespannt.

Sie sah nach der Uhr. Noch eine halbe Stunde gehörte ihr. Keine Minute darüber. Mit dem Schlage acht trug der alte August die silberne Theemaschine mit dem brodelnden Kessel auf den Tisch der Veranda, und genau zehn Minuten nach acht Uhr erschien die Generalin, tadellos frisirt und angekleidet, ihr Frühstück einzunehmen.

Je näher das junge Mädchen dem Strande kam, desto lebendiger und farbenreicher gestaltete sich das Treiben. Blumenverkäuferinnen boten ihre duftige Waare geschäftig zum Verkauf aus. Ueberall prangten Rosen, an den Schultern der Damen, in ihren Händen, an ihren Gürteln und in den Knopflöchern der männlichen Elegants.

Auch Grethe konnte dem Verlangen nicht widerstehen, einen Strauß zu erwerben. Aber in demselben Augenblick, wo sie ihn bereits mit den Fingern berührte, griff ein fremder Herr rücksichtslos darnach, indem er ein Geldstück in die Hand der Verkäuferin fallen ließ.

Grethe, allein und unbeschützt, wandte sich hastig ab, als sie hinter sich eine Männerstimme sagen hörte: „Dieser Strauß gehört jener Dame, mein Herr, wie Sie wissen! Ich fordere ihn für diese Dame zurück."

Die Erwiederung des Angeredeten konnte sie nicht mehr verstehen, da sie von Angst getrieben vorwärts eilte. Diese Angst nahm zu, als sie verfolgende Schritte vernahm und zuletzt sogar ihren Namen rufen hörte.

Sie blieb aufathmend stehen.

„Warum flüchten Sie denn so eilig vor mir, gnädiges Fräulein?"

Ein glückliches Lächeln der Erinnerung glitt über ihre Züge, aber es verschwand ebenso schnell. Was lag zwischen ihrem gemeinsamen letzten Gange hinter ihres Vaters Sarge und dieser Frühstunde zu Nizza!

„Haben Sie mich denn nicht erkannt? Ich Sie auf der Stelle. Eben wollte ich mich grüßend Ihnen nähern, als der brutale Spanier dazwischen griff."

„Graf Haunstein!" Grethe reichte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen!"

„Wie geht es Ihnen denn?" fragte er, seine Lippen auf ihren seidenen Handschuh drückend. „Sie sind —" er stockte und erröthete.

„Ich bin Gesellschafterin geworden, so ist es!“ fiel sie sanft ein.

„Sehr ehrenwerth! Sehr traurig!“ flüsterte er, das reizende Antlitz des jungen Mädchens betrachtend. Nach dem Schicksal der beiden anderen Damen zu fragen, gestattete ihm sein Zartgefühl nicht. „Gefällt es Ihnen hier?“

„O sehr!“ sagte Grethe mit Thränen im Auge, gegen die sie vergebens ankämpfte. „Es ist sehr freundlich von Ihnen, so zu denken und sich meiner nicht zu schämen.“

„Schämen!“ rief er heftig. Gleich darauf fuhr er ruhig fort: „Seit wann sind Sie hier?“

„Seit vorgestern. Wir waren bis jetzt in Tirol.“

„Und machen Sie immer einsame Spaziergänge?“

„O nein!“ lächelte sie kopfschüttelnd. „Excellenz Liebermann ist sehr gut zu Fuß. Nur die Zeit bis acht Uhr gehört mir allein. Ich muß jetzt gehen. Leben Sie wohl!“

„Auf Wiedersehen!“

Sie standen am Anfang der Straße, in welcher die Villa der Generalin gelegen war.

„Sehen Sie einmal dorthin!“ sagte der Graf, mit jeder Minute geizend, die er in Grethens Nähe verleben durfte, indem er mit der Hand nach dem Osten der Stadt wies.

Hinter dem blinkenden Fluß und der düsteren, vom Sonnenlicht jetzt vergoldeten Altstadt erhob sich der Schloßberg in so wunderbarer Klarheit aus der grünen Umfassung seiner Parkanlagen, daß es schien, als wolle er in den blauen Himmel hineinwachsen. Auf seinem Gipfel, durchsichtig fast, in den schönsten und schärfsten Umrissen, zeigten sich die malerischen Trümmer des einstigen Schlosses Cléricy, und endlich auf dem höchsten Punkte die neue schön erbaute Plattform. Das Ganze ähnelte in dieser

klaren Beleuchtung einer Fata Morgana, die, plötzlich hingezaubert, ebenso schnell verschwinden muß.

„Von dort oben hat man eine entzückende Aussicht," sagte der Graf, von der süßen Schwermuth fast angesteckt, die sich in Grethens Antlitz malte bei dem zauberhaften Anblick. „Wenn Sie vielleicht einen männlichen Begleiter zu weiteren Fußtouren wünschten, verfügen Sie, bitte, ganz über mich. Ich wohne im ‚Englischen Hof'!"

„Danke, lieber Herr Graf!" sagte Grethe halb scherzend, halb ernsthaft. „Die Generalin ist ein sehr gewandter Führer. Da schlägt es acht Uhr! Adieu!"

Sie nickte ihm noch einmal zu und eilte schnellen Schrittes nach einer reizend zwischen Baumpflanzungen gelegenen Villa, durch deren Vorgarten sie leichtfüßig die Stufen zur Veranda emporhüpfte. Droben war der Theetisch bereits gedeckt. Grethe legte hastig das erstandene Sträußchen auf die Serviette der Generalin und begann dann deren Morgenbrödchen sorgsam mit Butter zu bestreichen, während der alte Diener die Maschine auf den Nebentisch setzte und die geöffnete silberne Theebüchse auffordernd daneben.

„Es ist hohe Zeit, August, nicht wahr?" lachelte Grethe, zwei Löffel des duftenden Krautes in die Kanne schüttend.

„Na, es wird noch gehen!" gab er schmunzelnd zurück. Er liebte das junge Mädchen, die ihm nur freundlich begegnete. „Sonst hätte ich aufgegossen — zur Noth."

Sie nickte, schnell den Strom kochenden Wassers in das Gefäß rinnen lassend.

„So. Fertig! — August, ist der Briefbote schon hier gewesen?"

„Noch nicht. Excellenz kommt!"

Grethe schob den Vorhang der Veranda noch ein wenig bei Seite, als die Thür sich aufthat, und die alte Gene-

ralin markigen Schrittes durch den Gartensalon auf die Veranda hinaustrat.

August verneigte sich ehrfurchtsvoll, was sie mit einem kräftigen „guten Morgen" erwiederte, während Grethe, ihr entgegeneilend, die dargereichte Hand an ihre Lippen drückte.

„Guten Tag, Kleine! Na, hatten wir Furcht, zu spät zu kommen? So rothe Backen läuft man sich an, ohne daß man's weiß."

„Ja, wirklich, Excellenz, es war nahe daran," sagte Grethe lächelnd, ihrer Herrin die altmodische und sehr kostbare Tasse füllend.

„Aha, dachte ich's doch!" lächelte die Generalin, den Thee prüfend. „Warten Sie nur, nächstens werde ich noch früher aufstehen. Die Blumen hier soll ich haben?"

Grethe nickte. „Bitte, ja!"

„Danke!" Die tiefe Stimme der alten Excellenz legte einen außerordentlich angenehmen Klang in dieses kurze Wort.

„Von heute Nachmittag an werden wir unsere gewohnten Spaziergänge wieder aufnehmen."

„Nach dem Schloßberg?" fiel Grethe ein. „Dort soll die Aussicht herrlich sein."

„So? Wer sagte Ihnen das?" forschte die Generalin, ihren Löffel niederlegend.

„Ich traf einen Bekannten unseres Hauses."

Grethens Auge haftete frei und unbefangen an dem Blick der Generalin, obwohl ihre Wangen sich höher färbten.

„So! Und dieser Bekannte heißt?"

„Graf Eduard Haunstein."

Sie berichtete nun über das gehabte Zusammentreffen und war sehr erstaunt, Excellenz Liebermann sagen zu hören, daß sie die Bekanntschaft dieses Herrn zu machen wünsche.

„Ich muß den Umgang meines Gesellschaftsfräuleins doch kennen lernen," setzte sie kurz hinzu.

„Wenn ich ihn wieder treffen sollte, darf ich ihm gestatten, sich Ihnen vorzustellen, Excellenz?"

„Ganz gewiß! Ich habe nämlich," fuhr die Generalin halb scherzend, halb ernst fort, „ein sicheres Auge für Windbeutel und Prahlhänse. Jeder Vogel hat eine Feder, an der ich ihn erkenne."

„Und welche Feder war's an mir?" fragte Grethe, ihr Köpfchen zutraulich neigend.

„Hier diese!" Die Generalin wies auf die Lippen des jungen Mädchens. „Die Menschen flunkern gern von der Untrüglichkeit des Auges. Dummes Zeug! Besten Falles sieht man bis auf die Hälfte Wegs nach dem Herzen. Augen lügen, mein Kind. Aber was nicht lügen kann, das ist der Zug um die Lippen. Der macht sich unfreiwillig geltend bei aller Schauspielerei. Und gerade am Schauspielern merkt man den Gast erst recht. Sie finden hier zwischen Nase und Kinn die ganze Charakteristik eines Individuums deutlich geschrieben für den, der's lesen kann."

„Die Post, Excellenz!" sagte August, einen silbernen Teller, auf welchem Zeitungen und Briefe geordnet lagen, der Hausfrau darreichend. „Und hier, diesen Brief brachte ein Diener aus dem ‚Englischen Hof'!"

Die Generalin nahm ihm den Teller aus der Hand. „Räumen Sie ab!" Dann überflog sie die einzelnen Aufschriften. „An Sie, mein Kind! Noch einmal an Sie! Und zum dritten Mal!"

Grethe empfing die drei Schreiben mit Unruhe und Freude zugleich. Das eine trug den Poststempel Nizza, das zweite die Schriftzüge ihrer Mutter — darüber vergaß sie das dritte ganz.

Rasch die Hülle des ersten zerreißend fiel ihr eine

Karte entgegen, welche sie alsbald der Generalin überreichte.

„Graf Haunstein bittet um die Erlaubniß, den beiden Damen, Excellenz Liebermann und Fräulein v. Reinbold, heute Vormittag seinen Besuch machen zu dürfen!"

„Gern gewährt!" sagte die Generalin. „August, gehen Sie später in den ‚Englischen Hof' und fragen Sie nach dem Grafen Haunstein. Eine Empfehlung — der Herr Graf sei willkommen!"

Sie blickte dabei forschend auf Grethe. Nichts von Freude oder Erwartung lag auf deren reizenden Zügen. „Lesen wir nun weiter, liebes Kind!"

Grethe schlug den Brief ihrer Mutter hastig auseinander. Da stand nach einigen einleitenden Worten:

„Käthe wünschte, daß über eine Sache, zu der sie sich schweren Herzens, aber aus Vernunftgründen entschlossen, vollkommenes Schweigen herrsche. Und so erfährst Du jetzt erst, liebe Grethe, daß Deine Schwester sich vor einigen Wochen mit einem sehr reichen Fabrikbesitzer, Rudolph Steinert, verlobte."

Auf dem Antlitz der Lesenden wechselte tiefes Roth und tiefe Bläße. Es war ihr, als ob sich ein Alp auf ihre Brust wälze. Die Buchstaben begannen unsicher vor ihren Blicken zu tanzen.

„Aus denselben nur zu berechtigten Gründen wünscht Deine Schwester eine ganz stille Hochzeitsfeier zu halten. Es wird später Alles geschehen, um die Ungleichheit zwischen ihr und Steinert auszugleichen, wenigstens vor den Augen der Welt. Es wäre unserer armen Käthe sehr schmerzlich, Deine Glückwünsche anhören zu müssen, deshalb habe ich Dir auch den Tag ihrer ehelichen Verbindung verschweigen müssen. Sie findet am 24. September Vormittags zehn Uhr in der Kirche des kleinen Ortes statt, an welchem sich die Papierfabrik Deines jetzigen Schwagers

befindet. Unsere erste Sorge wird sein, daß er ein Rittergut käuflich übernimmt. Rittergutsbesitzer ist ein anständigerer Titel. Das junge Paar reist nach der Trauung auf sechs Wochen nach Paris und London. Käthe wollte selbstverständlich mindestens ein Vierteljahr reisen, aber Steinert war so unhöflich — Du kennst diese Art Menschen nicht — von Geschäften und solchen häßlichen Dingen zu reden. Ich werde gleich in dem Parterre des Hauses wohnen bleiben. Später werden wir uns freuen, auch Dich dort begrüßen zu können. Deine Dich liebende Mutter."

Nachschrift. „Bitte, schicke kein Geld mehr. Ich habe jetzt mehr als genug, um mein Schicksal gelassen zu ertragen."

Nachschrift. „Käthe wünscht, daß Du in Deinen Briefen an sie nie vergissest, geborene v. Reinbold hinzuzusetzen."

Ein Strom heißer Thränen rann aus Grethens Augen. Sie drückte die Stirn in beide Hände und weinte laut. Jetzt, gerade jetzt, läuteten drüben in einem fremden Kirchlein die Hochzeitsglocken eine stille Feier ein. Von fremden, neugierigen Gesichtern umgeben, an der Seite eines fremden Mannes, trat ihres Vaters Lieblingstochter zum Traualtar. Ohne Liebe, ohne Sehnsucht im Herzen, ohne Verlangen auch nach der einzigen Schwester, an deren Brust sie Glück oder Schmerz hätte ausweinen können. Niemand, selbst die eigene Mutter nicht, wünschte ihre, Grethens, Nähe. Nun war ihr auch die letzte Heimath geraubt. Jetzt war sie für immer der Gnade fremder Menschen übergeben.

Grethe fühlte ihr Haupt sanft berührt. Es waren die Lippen der Generalin, welche sich auf ihr lockiges Haar drückten.

„Nur nicht gleich muthlos, Kleine. Was hat's denn wieder so Schreckliches gegeben?"

„Lesen Sie!“ schluchzte Grethe, die Hand der Generalin unter rinnenden Thränen küssend, in dem Gefühl, als sei deren Schutz fortan ihre einzige Zuflucht. „O, bitte, glauben Sie mir, daß ich sehr unglücklich bin!“

„Das wußte ich schon lange, Kind, daß Sie irgendwo der Schuh empfindlich drückt. Nun ist's gut, daß ich endlich klar sehe.“

Sie nahm Frau Jutta's vom Weinen halbverwischtes Schreiben zur Hand und las es sehr aufmerksam und mit sichtlicher Mißbilligung, ja mit verächtlichem Lächeln durch. Dann legte sie es auf den Tisch zurück und sagte ruhig: „Sie haben Urlaub bis Mittag. Zu Tisch wollen wir uns wiedersehen!“

Grethe sprang auf. Heimweh, Schmerz, Angst und Dankbarkeit durchbrachen den letzten Rest scheuer Zurückhaltung. Sie wußte nicht, daß sie es that, und auch nicht, weshalb sie es that, als sie plötzlich vor der hohen Gestalt der Generalin niedersank und das heiße Antlitz in deren grauseidenes Kleid drückte.

Excellenz Liebermann verstand sie desto besser. Und voll herzlichen Mitgefühls und wahrhaft mütterlicher Zuneigung hob sie das junge Mädchen auf und drückte Grethens Haupt gegen ihre Brust.

„Folgen Sie nur immer der Stimme Ihres Herzens, meine liebe Grethe, so werden Sie auf das Richtige stoßen, wie zum Beispiel jetzt eben auf mein mütterliches Empfinden für Sie. Nun aber, Kopf hoch!“

Sie küßte Grethe auf die Stirn und schob sie von sich.

Als das junge Mädchen das Zimmer verlassen hatte, murmelte die alte Dame vor sich hin: „Jetzt noch den jungen Grafen etwas bei Licht besehen!“

Zur Besuchszeit erschien Haunstein im Gartenzimmer der alten Excellenz. Grethe war nicht anwesend.

Wie zurückhaltend auch das Betragen der Generalin dem jungen Manne gegenüber anfangs war und wie scharf sie ihm nach ihrer Weise „auf den Zahn fühlte", der Eindruck, den sein offenes, etwas schüchternes Wesen auf sie machte, verminderte ihre kühle Haltung. Er war nach ihrer Ansicht ein ehrenwerther, brauchbarer Mensch von frischem und gewinnendem Aeußeren. Ob er aber der geeignete Ritter sei, das Herz ihres reizenden Dornröschens aus dem Schlummer zu erwecken, das blieb der alten Dame doch sehr zweifelhaft, wenngleich Haunstein seine innige Neigung zu dem schönen, unglücklichen Mädchen ehrlich genug durchblicken ließ.

„Dürfte ich vielleicht hoffen," sagte der Graf, mit seinen Erfolgen ganz zufrieden, obwohl er Grethens Nähe schmerzlich vermißte, „mich Eurer Excellenz in irgend einer Weise nützlich machen zu können während meines Aufenthaltes hierselbst?"

„Wer weiß!" erwiederte die Generalin sich erhebend. „Man soll nichts verreden, obzwar ich immer gern auf meinen eigenen Füßen stehe. Jedenfalls habe ich mich gefreut, Sie kennen zu lernen, Herr Graf."

Die Generalin hatte flüchtig daran gedacht, den jungen Mann über die früheren Verhältnisse ihres Schützlings auszuforschen, aber nach diesem Einblick in Frau Jutta's Brief lag die Reinbold'sche Lebenstheorie und deren Folgen so greifbar klar vor den Augen dieser scharfsinnigen Menschenkennerin, daß sie glaubte, davon Abstand nehmen zu können, um so mehr, als Grethens Bedürfniß nach vertraulicher Mittheilung sich jetzt zweifellos Bahn brechen würde.

Währenddessen hatte das junge Mädchen, aufgewühlt in ihrem tiefsten Herzeleid und zitternd und glühend vor Erregung, die Villa verlassen, den Schleier trotz des herrlichen Sonnenscheins fest um die heißen Augen gelegt.

Von dem bunten Gewimmel, welches sie alsbald umgab, nichts sehend, verfolgte sie hastig ihren Weg. Niemand achtete auf das schlicht gekleidete Mädchen, dessen Antlitz beständig die Erde suchte. Bald gelangte sie an einen einsamen Fleck inmitten der schönen Natur, von wo aus sie einen weiten Ueberblick über das blaue Meer hatte. Dort ließ sie sich nieder. Sie wollte allein sein mit ihrem Herzen und mit der Trösterin Natur. Unter heißen Thränen gedachte sie der nun vermählten Schwester, welche doch nicht an sie gedacht, wünschte sie Heil und Glück für Käthens Zukunft, und daß ihr kaltes Herz für den Gatten sich erwärme.

Der erste, heftigste Sturm in ihrer Brust war bald überwunden. Schon konnte sie sich des günstigen Geschickes freuen, das ihre Schritte gerade zu einer so vortrefflichen Frau geleitet, wie die Generalin Liebermann war, und als sie jetzt ihr Auge sinnend auf der herrlichen Landschaft weilen ließ, als die höhere Harmonie der Natur, in der aller Kampf und Streit sich ausgleicht, jetzt auf ihre Seele wirkte, fühlte sie sich erleichtert und stillbefriedigt. So trat sie den Heimweg an.

Bald gerieth sie wieder in die belebten Theile der Stadt, und der Menschenstrom führte sie in seiner Mitte fort. Das bewegte Treiben zog ihre Aufmerksamkeit an. Aus dem bunten Gedränge tauchten hier und da einzelne besonders auffallend und phantastisch gekleidete Gestalten auf, Sterne der Gesellschaft, durch Rang, Reichthum, Talent oder Galanterie ausgezeichnet. Grethe empfand keinen Neid, daß sie, vielleicht die lieblichste aller vorüberschreitenden Frauen, unbeachtet ihres Weges fortging. Ihre blauen Augen schauten hell in die Runde.

Plötzlich, an einer Biegung der Straße, ward sie blaß wie der Tod. Sie empfand ein Gefühl, als setze ihr Herzschlag aus.

Aber der Schreck ging vorüber. Es konnte nur eine Täuschung gewesen sein. Aber selbst diese Täuschung — welche Wunden riß sie auf! Dennoch konnte Grethe es nicht hindern, daß ihre Blicke noch einmal nach der Stelle jenes Straßenüberganges hinüberflogen, wo sie die Erscheinung zu sehen geglaubt.

Nichts! Aus der Fülle fremder Gestalten tauchte kein bekanntes Antlitz auf.

„Es ist meine eigene Angst, die mich äfft," seufzte sie, unwillig über sich selbst.

— — — — — — — — — — — —

Die Generalin hatte nach dem Fortgang des Grafen noch einen Besuch erhalten. Ein früherer Regimentskamerad ihres verstorbenen Gatten, der gleichfalls den Winter in Nizza zuzubringen gedachte und ihren Namen in dem Fremdenanzeiger gelesen, führte ihr seine Nichte und deren Tochter zu. Zu jeder anderen Zeit würde Excellenz Liebermann eine solche überflüssige Bekanntschaft dankbar abgelehnt haben, jetzt aber beschloß sie um Grethens willen, dieselbe zu pflegen. Das junge Mädchen sollte Zerstreuung haben. Demgemäß ward Grethe beim Eintritt in das Gartenzimmer von der Familie v. Herzberg auf das Freundlichste empfangen und mit ihrer zukünftigen Genossin Klara bekannt gemacht.

„Meine liebste Excellenz," sagte Frau v. Herzberg, deren ganze Seele in solchen Dingen aufging und nebenbei in der Sorge um einen reichen Schwiegersohn, „Sie werden uns auf die nächste Réunion begleiten, nicht wahr? Ich kann es nicht müde werden, den Frohsinn der Jugend zu beobachten."

„Ich auch nicht, wenn auch nicht gerade auf dem Tanzboden," erwiederte die Generalin etwas schroff. „Aber es ist wirklich mein Wille, zu sehen, ob Sie eine ebenso flinke Tänzerin als Bergsteigerin sind, liebe Grethe."

Das junge Mädchen erröthete tief. Sie wäre sehr gern von diesem Vergnügen ausgeschlossen gewesen, aber gegen einen so bestimmt ausgesprochenen Wunsch der Generalin gab es keine Weigerung.

Excellenz Liebermann lächelte. „Die Leute könnten sonst denken, ich sei die böse Frau im Märchen, welche hübsche Mädchen an sich lockt und dann einsperrt. Na, da sehen Sie, Frau v. Herzberg, das närrische kleine Ding! Wenn ich ihr zumuthete, sie solle die halbe Nacht bei mir wachen, statt zu tanzen, würde sie ein glücklicheres Gesicht machen."

„Ja, Excellenz!" flüsterte Grethe, sich schüchtern an ihre Seite lehnend.

Herr v. Herzberg reichte Grethe die Hand. „Mein Fräulein, nehmen Sie sich unserer kleinen Stummen freundlich an. Und wenn es möglich ist, so gewöhnen Sie ihr die ganz grundlose Verlegenheit ab."

„Ach ja!" sagte Klara v. Herzberg aus tiefstem Herzensgrund.

Grethe mußte lachen. „Ich bin selbst kein Held." —

Als sie nach Tische mit der Generalin allein saß, griff sie zufällig in ihre Kleidertasche. Es knisterte darin. Der dritte Brief, den sie heute Morgen in ihrer Herzensnoth unbeachtet eingesteckt hatte, machte sich bemerkbar.

„Den vergaß ich!" sagte sie unwillkürlich, das zerdrückte Schreiben hervorziehend.

„Schlimm, wenn Gedächtniß und Sieb die gleiche Eigenschaft besitzen!" lächelte die Generalin. „Von wem?"

„Aus Seeburg!" Grethe wechselte flüchtig die Farbe. Schon der Name des Ortes, wo sie so grausam getäuscht worden war, regte ihr Blut auf. Dann lachte sie. „Von Addy — Addy Krämer! Wahrhaftig! Nun, das ist lieb von ihr. Ich schrieb nie an sie." Grethe sah etwas beschämt vor sich nieder. „Die lustige Addy! Darf ich ihn lesen?"

„Lesen Sie laut. Mit den Briefen ist es die gleiche Sache, wie mit dem bewußten Zug zwischen Nasenflügel und Kinn. Gar keine Täuschung möglich, weil die Absicht, täuschen zu wollen, erst recht auf die Wahrheit aufmerksam macht. Also vorwärts!"

Die Generalin, welche die Gewohnheit hatte, auch in müßigen Momenten sich niemals an eine Stuhllehne anzulehnen, sondern in steifer, aufrechter Haltung zu verharren, faltete ihre Hände auf dem Schoß und hörte aufmerksam zu, während Grethe halb lächelnd, halb wehmüthig las:

„Liebe Grethe, wie hast Du mich in Noth versetzt, Deinen Aufenthalt endlich herauszufinden! Ich bin der reine Hansnarr gewesen, dem die falschen Nachrichten dutzendweise zugetragen wurden, bis mir die Geduld riß, und ich alle Nachforschungen aufgab. Einer hatte Dich Abends auf dem großen Bären am Himmel sitzen sehen, der Andere behauptete, am Nordpol stände eine neue Eisstatue, das seiest Du, und der Dritte wollte von einer Negerfürstin gehört haben, die sich täglich zweimal mit einer Schminke aus Kienruß und Affenblut bemalte. Wer könnte solch' Zeug anders sprechen als Hasso v. Richtenberg, der sich bei unserem Erbübel, ich wollte sagen bei meiner Erbtante, wegen seiner schlechten Witze in Mißkredit setzt! Doch davon später! Zufällig hörte ich von Assessor Fellerding mit der krummen Habichtsnase die Botschaft, er habe Dich mit Deinem alten —"

Grethe stockte verlegen. Die Generalin lachte.

„Immer weiter! Das kleine Ding macht mir Spaß!"

„— weiblichen Generalfeldmarschall in Bozen gesehen und gehört, daß ihr nach Nizza gehen wolltet. Ich denke, daß ihr jetzt dort seid, und Du weiter gedrillt wirst. Ich habe gehört, daß Du Deinen hohen Vorgesetzten immer militärisch grüßen mußt, eine Hand am Ohr, eine an der

Seitennaht. Ist's wahr? — Ach, Du herzallerliebste Grethe! Siehst Du, ich sage nichts mehr, aber Dein Schicksal geht mir schrecklich nahe! Und mich quält mein Erbübel immer ärger. Seit einiger Zeit höre ich alle Sonntagnachmittage zwischen vier und zehn Uhr, knapp gemessen sechsmal, daß die beste Zeit zum Heirathen eines Mädchens im fünfzigsten Lebensjahre sei. Natürlich! Nach dieser Rechnung wäre sie selbst noch eine Ehestandskandidatin mit ihren sechzig Jahren. Na, ich danke! Herr v. Richtenberg, der aus purer Gefälligkeit für den armen Papa sich zu unseren Familientagen zuweilen einfindet, hat neulich einen zarten Wink mit dem Laternenpfahl von ihr erhalten, daß Umgang mit Offizieren für junge Mädchen ein Spiel mit Giftschlangen sei, die auch lieblich gescheckt und gefleckt wären und doch heillos gefährlich seien. Erinnerst Du Dich an Baron Benda? Er hat sein Gut verpachtet und ist auf Reisen gegangen. Ob er nicht ein Mephistophelesgesicht hatte? Ich konnte ihn nicht ausstehen, und er mich auch nicht. Zu Richtenberg sagte er: ich duftete noch nach Schulnaseweisheit! Dafür sagte ich: er sei ein Ekel!"

„Bravo!" sagte die Generalin. „Die Kleine weiß, was sie will und wen sie vor sich hat."

Grethens Lächeln verschwand, als sie weiterlas. „Käthe soll doch Gott danken, daß sie diesen ausgemergelten Baron nicht zum Ehegespons bekommen hat. Und weißt Du, herzallerliebste Grethe, daß Du einen Bekannten in Nizza triffst?"

„Schon gesprochen!" warf die Generalin ein.

„Der arme Mann ist in fünfviertel Jahren nicht gesund geworden. Ich könnte den abscheulichen Richtenberg deshalb hassen. Aber er hat mir zugeschworen, er hätte damals nicht anders handeln können, wenn er seine Uniform noch hätte weiter tragen wollen. Richard v. Gleiberg —"

Es bedurfte aller Seelenkraft des jungen Mädchens, um die aufsteigende Athemnoth zu bewältigen. Aber sie konnte nicht verhindern, daß ihre Stimme leiser und stockender ward, und ein unaufhörlicher Farbenwechsel ihr Gesicht überflog, während sie weiterlas: „Richard v. Gleiberg habe ihn damals unerhört gereizt und beleidigt. Und daß seine Kugel einen so unglücklichen Weg in Gleiberg's Brust genommen, sei ihm nicht beizumessen. Seine Verwundung am Arm sei auch kein Zuckerplätzchen gewesen, und — ich finde, herzallerliebste Grethe, die letzte Bemerkung hätte er sich schenken können — er behauptet nämlich, Richard v. Gleiberg sei ein überspannter Narr."

Grethe athmete tiefer auf. Es flimmerte ihr vor den Augen.

„Immer weiter, mein Kind!" sagte die Generalin ruhig. „Ich kenne zwar diese jungen Männer nicht, aber die Sache interessirt mich anderweitig."

„Und da ist Gleiberg denn vom Mai ab ein halbes Jahr im Süden gewesen und dann auf der Festung, wo sie übrigens ganz anständig essen und nicht angekettet werden. Sie haben dort sogar Sprungfedermatratzen und Spiegel in den Stuben. Drei Monate später wurde er begnadigt. Aber das Brustleiden ging wieder an. Er ließ sich also auf ein ganzes Jahr à la suite seines Regiments stellen und soll jetzt in Nizza leben."

Grethens Hände begannen zu zittern. So hatten ihre Augen sie heute also doch nicht getäuscht! Es war *seine* Gestalt gewesen, die plötzlich im Menschenstrome dicht vor ihr aufgetaucht war.

„Nun? Zu Ende?" fragte die Generalin.

„Noch nicht ganz," flüsterte Grethe, mit letzter Selbstüberwindung fortfahrend. „Wie glücklich, herzallerliebste Grethe, kann doch Deine Schwester Käthe sein, daß sie diesen kränklichen Mann nicht geheirathet hat. Sie wäre

gewiß in kurzer Zeit Wittwe. Da ist es schon besser, man wartet sein fünfzigstes Lebensjahr als unvergebene Jungfrau ab. Gleiberg soll aber doch rasend in sie verliebt gewesen sein. Das wenigstens habe ich Richtenberg einmal abgequetscht. Er wird sich gewiß freuen, wenigstens Dich zu sehen. Der arme Junge! Er war doch ein bildhübscher, schneidiger Offizier, nicht wahr? Ich hätte mich beinahe einmal in ihn verliebt. Sprich ja freundlich mit ihm!

Und nun tausend Grüße und Küsse, Du Ausreißer! Empfiehl mich Deinem Generalfeldmarschall, wenn er einen respektvollen Gruß von so einer wilden Hummel haben mag, wie immer ist und bleibt Deine treue Addy."

Grethe wagte nicht, die Wimpern aufzuschlagen. Sie fürchtete, der prüfende Blick der Generalin müsse in ihr Geheimniß dringen. Ach, nur das nicht! Nur das nicht! Diesen Schleier durfte Niemand heben, ohne daß sie vor Scham gestorben wäre.

Die Generalin stand auf. Es verdroß sie, daß ihre Vermuthung so ganz falsch gewesen sein sollte. Es handelte sich also nicht um Grethe, sondern um Käthe Reinbold und Gleiberg. Grethe hatte gar nichts mit Beider Liebe zu schaffen gehabt.

Und dennoch! Die Menschenkenntniß der Generalin wollte sich nicht so völlig täuschen lassen. Richard v. Gleiberg's Name hatte Grethe tief bewegt, und Graf Haunstein's Gegenwart sie völlig kalt gelassen.

„Wenn Sie Ihrer Freundin antworten, liebe Grethe," sagte sie, sich umwendend, „so senden Sie ihr einen Gruß von dem weiblichen Generalfeldmarschall. Und nun lassen Sie uns einen tüchtigen Spaziergang machen!"

8.

Der Gesellschaftssaal im „Englischen Hof" war glänzend erleuchtet. Eingetretene Regenschauer hatten dazu beigetragen, das Verlangen nach einer angenehmen gemeinsamen Unterhaltung zu steigern, und so füllten sich die festlich geschmückten Räume stetig mit Vertretern der besten Gesellschaft.

Es war ein farbenprächtiges Durcheinander auf dem schimmernden Parquet. So schwer es auch an dieser Stätte des verschwenderischen Ueberflusses, des sich überbietenden Luxus sein mochte, auffallen zu wollen, einzelnen Löwinnen des Tages gelang es dennoch, sich gleich Sonnen unter den kleineren Sternen hervorzuthun durch ihre Schönheit oder durch den Glanz zahlloser Juwelen.

Frau v. Herzberg mußte sich mit einem Seufzer eingestehen, daß ihr werthvoller Familienschmuck an diesem Orte unbeachtet blieb wie ein Tropfen Thau auf einer thaufunkelnden Wiese. Sie war nach den Begriffen dieser Gesellschaft gerade noch anständig gekleidet, nichts weiter. Ihre Tochter Klara, deren Ballfieber zum unsäglichen Verdrusse der Mutter sich daheim bis zu Thränen gesteigert hatte, sah in ihrem rosa Seidenkleid unscheinbar lieblich wie ein Marienblümchen aus.

Frau v. Herzberg betrachtete sie ängstlich. „Klärchen, ich sage Dir, wenn Du jetzt noch ein Weilchen so fortzitterst, wirst Du dunkelrothe Flecken auf Armen und Hals bekommen wie ein Handteller groß. Und dann dazu dieses matte Rosa — abscheulich! Laß doch das Gezappel!"

„Ich kann wirklich nichts dafür, Mama," flüsterte die schüchterne kleine Brünette. „Wenn ich daran denke, daß ich so gut wie keinen dieser fremden Herren kenne, und Du doch willst, daß ich tanzen soll, so wird mir todesangst. O, sieh doch diese blasirten Männergesichter!

Sie sehen Alle drein, als wenn sie mich auslachten, daß ich mit ihnen tanzen wollte."

„Es ist wahr," murmelte Frau v. Herzberg, „es ist wahr, wir kennen zu wenig junge Leute. Daran ist Dein Großonkel Schuld."

„Was?" sagte der alte General, der diese letzten Worte gehört hatte. „Was? Soll ich etwa ein halbes Dutzend dieser französischen und italienischen Grimassenschneider am Kragen nehmen und hierher schleppen? Wenn Du so fortschwatzest, Frau Nichte, mache ich mich in's Spielzimmer und lasse euch hier allein Greifen spielen."

„O, lieber Onkel!"

„O, lieber Großonkel!"

„Na also! Du, Nichte, laß das Mädel in Ruhe, und Du, Kleine, senke nicht den Kopf zu Boden wie ein furchtsames Rücken. Seht, da kommt Excellenz Liebermann!"

In der That, aus dem Menschenstrom, welcher soeben den Platz neben der Eingangsthür umfluthete, trat die ungewöhnlich hohe Gestalt der Generalin hervor.

Frau v. Herzberg erhielt einen Stich in's Herz.

Excellenz Liebermann hatte, wie stets bei solchen offiziellen Gelegenheiten, wo sie gleichsam den hohen Rang ihres verstorbenen Gemahls repräsentirte, nach ihrem Ausspruch den großen Paradeanzug angelegt „mit dem Haarbusch". Dieser Haarbusch bestand aus einer Reihe herrlicher Brillantensterne, welche das weiße Haupt in Diademform umgaben. Von ebenso wunderbarem Feuer war das Gehänge an Hals und Kleiderausschnitt und um die kräftigen Handgelenke. Selbst der Stiel des grauen Federfächers, welcher der Farbe ihrer langen Schlepprobe glich, funkelte von dem unvergleichlichen Schliff der edlen Steine.

Unter allen älteren Frauengestalten ragte die Generalin

hervor durch Wuchs, imponirende Haltung und Pracht der Toilette.

Neben ihr, in duftigen weißen Krepp gekleidet, nur eine frische Rose im blonden Haar und vor der Brust, schritt Grethe v. Reinbold, ein Bild holdseliger Mädchenschöne.

Längst vertraut mit den Gewohnheiten der großen Welt, malte sich nichts von ängstlicher Scheu in ihren reizenden Zügen.

Der Gegensatz beider Damen war ein so interessant-auffälliger, daß mit dem Eintreten Beider Aller Augen ihnen entgegenflogen oder nacheilten.

„Welch' ein entzückendes Wesen!" flüsterten die Herren.

In demselben Augenblicke eilte Graf Haunstein mit einem Rosenstrauß in der Hand auf die Ankommenden zu. Strahlend vor Freude überreichte er Grethe die Blumen, welche sie mit sanftem Erröthen entgegennahm. Sodann bot er der alten Excellenz seinen Arm, sie zu einem bequemen Sitz zu geleiten.

„Nun," flüsterte Frau v. Herzberg ihrer Tochter neiderfüllt in's Ohr, „das muß man sagen. Erst thun alle Beide, als seien sie hier fremd, und jetzt werden ihnen Kavaliere zuregnen, zuregnen, sage ich. Laß uns herangehen, Klärchen, so fällt vielleicht für Dich auch etwas ab!"

Die Generalin, immer das Bild der Gesundheit und frischen Laune, nahm Frau v. Herzberg's Begrüßung genau so auf, wie sie es verdiente, indem sie lächelnd sagte: „Es freut mich, Ihrer kleinen Tänzerin einen Tänzer zuwenden zu können. Graf Haunstein — Frau und Fräulein v. Herzberg!"

Der erste Walzer begann.

Der Graf reichte Grethe den Arm. „Wie glücklich bin ich diesen Abend!" flüsterte er, und sein offenes Antlitz verschönte sich in der Wahrheit dieser Behauptung.

„Wollen Sie die Güte haben, lieber Graf —"

Von verschiedenen Seiten waren einige Herren herbeigeeilt, sich der schönen Blondine vorstellen zu lassen und sich einen Tanz mit derselben zu sichern.

„Sehr gern, meine Herren! Nur bemerke ich, daß dieser erste Walzer und der Kotillon mir bereits gehören."

Grethe reichte anmuthig lächelnd ihr Kärtchen hin. Im Nu war der erste Theil desselben gefüllt.

Frau v. Herzberg hatte diesem sich schnell abspielenden Vorgang mit athemloser Beklemmung zugeschaut. Ihre Tochter ging leer aus, und das Gesellschaftsfräulein tanzte nicht nur, sondern schien alle Aussicht zu haben, Gräfin Haunstein zu werden.

„Lassen Sie nur, Frau v. Herzberg," sagte die Generalin, als habe sie ihr den Gedanken von der Stirn gelesen, „dieser eine deutsche Graf, mit dem auch Ihre Kleine tanzen wird, ist mir lieber als ein halbes Dutzend Herren von io und tio und mio. Da sitzt deutsches Mark darin und deutsches Blut."

Frau v. Herzberg lächelte sauersüß, während ihr Oheim jetzt herbeikam, seine einstige Regimentskameradin zu begrüßen.

Graf Haunstein hielt Grethe unterdessen in seinen Armen. Er wußte es jetzt, daß er sie geliebt hatte von jenem Augenblick an, wo sie ihm jenes Lied von der Mondnacht gesungen. Aus ihren Tönen war damals ein Funke in seine Seele gesprüht, der sich nun, wo er sie wiedersah, bis zur Flamme steigerte. Ihre sanfte Milde, das eigenthümlich Rührende ihrer ganzen Erscheinung, bezauberte sein noch völlig unberührtes Gemüth viel mehr noch, als die Schönheit ihrer Züge. Der Gedanke, sie an sein Herz schließen zu dürfen als Braut und Weib, verwirrte ihn noch. Aber er ahnte die Seligkeit ihres Besitzes mit jeder fliehenden Minute deutlicher.

Unfern von dem Sitz der Generalin, aber doch entfernt genug, um von ihr nicht beobachtet werden zu können, endete er den Tanz.

„Thut es Ihnen leid, hierher gekommen zu sein?“ fragte er.

Sie schüttelte das Haupt. „Nur dann, wenn ich daran denke, was zwischen der Zeit liegt, wo wir uns zuletzt sahen,“ ihre Stimme ward unsicher, „dann kommt es mir vor, als hätte ich kein Recht mehr darauf, froh zu sein.“

„Nicht doch! Nicht doch!“ bat er eindringlich. „Das Leben liegt so offen vor Ihnen, wie das meine vor mir.“

Sie verstand diese Parallele nicht. „Wissen Sie, was mich so herzlich freut in Ihrer Nähe? Daß Sie mich verstehen.“ Ihre blauen Augen schauten voll zu ihm auf. „Sie wissen ja ganz genau, was Alles daheim geschehen in Blaubuch und was darauf folgte; Ihnen brauche ich nichts auseinander zu setzen, Ihnen ganz allein nicht. Das ist ein so erquickliches Gefühl für mich.“

Er beugte sich tiefer zu ihrem Sessel hinab. „Weil Sie wissen, daß es nichts auf der Welt gibt, was mich tiefer schmerzt, als Sie leiden zu sehen. Erinnern Sie sich noch an das Lied jenes letzten Abends? Ich habe es nie vergessen, ich höre es immer noch.“

„Ach ja, das Lied!“ flüsterte sie, und vor ihrem Geiste stieg die demselben vorangehende Stunde im Park von Blaubuch auf. Sie sah den scheidenden Sonnenglanz durch das lichte Maiengrün der Bäume sinken bis in den thauigen Rasen, sie fühlte das warme Säuseln des Windes auf ihren Wangen, hörte das Rauschen der Zweige, das Rieseln des Baches und zuletzt auch den süßen Schlag der Nachtigall.

Grethe ließ Fächer und Rosenstrauß zu Boden fallen. Der Graf bückte sich hastig darnach. Als er sich aufrichtete, waren die Züge des jungen Mädchens farblos.

„Was ist Ihnen?“ fragte er erschrocken und besorgt.

Sie lächelte mit unaussprechlicher Selbstüberwindung. „Das Lied weckte Erinnerungen — es ist schon vorüber.“

Sie stand auf.

„Wollen wir tanzen?“ fragte er, sie liebevoll betrachtend.

Sie nickte hastig. „Gern!“

Aus dem Nebenzimmer war ein hoher, schlanker Mann in den Ballsaal getreten und lehnte, gleichgiltig in die Runde schauend, einige Sekunden neben dem rothen Vorhang, da trafen seine Augen die Person des Generals v. Herzberg, dessen Bekanntschaft er kurz zuvor gemacht. In der Absicht, diesen zu begrüßen, schritt er quer durch den Saal nach der Stelle, wo der General neben Excellenz Liebermann Platz genommen.

Sobald Herr v. Herzberg die Absicht merkte, erhob er sich und trat dem Näherschreitenden höflich entgegen, ihm die Hand reichend.

„Freut mich, freut mich, daß Sie sich das schwindelnde Vergnügen auch ein bischen in der Nähe ansehen. Oder sollten Sie gar selbst ein Tänzchen versuchen wollen?“

„Nein! Ich darf jetzt nicht daran denken. Weniger meiner Lunge halber, als aus Furcht vor den Folgen einer möglichen Erkältung. Der Arzt hat mich erst heute seiner Zufriedenheit versichert.“

„Freut mich,“ sagte der General, ihm kräftig die Hand schüttelnd. „Und da Sie sich hier unter Kameraden befinden, so gestatten Sie mir wohl, Sie unserer hochverehrten —“

„Ich wäre Ihnen sehr dankbar, Herr General.“

„Bitte, Excellenz, einen Moment! Sie erlauben, daß ich Ihnen den Premierlieutenant v. Gleiberg vorstelle — Excellenz Liebermann!“

Richard v. Gleiberg verneigte sich tief nachdem er,

überrascht von der Erscheinung der Generalin, dieselbe rasch, aber interessirt betrachtet hatte.

Excellenz Liebermann wandte, sobald sie den Namen Gleiberg aussprechen hörte, ihm mit vollster Aufmerksamkeit ihr Antlitz zu. Das war also der Mann, dessen Erwähnung das Herz ihres Gesellschaftsfräuleins so heftig erregt hatte aus einem ihr ganz unbegreiflichen Grunde.

„Ich freue mich des Vorzugs," sagte Richard v. Gleiberg, die stille Musterung offenen Blickes ertragend, „die Gemahlin eines so ausgezeichneten Kriegshelden kennen zu lernen, zu dem wir als Fähnriche und junge Offiziere mit einer gewissen schwärmerischen Bewunderung aufblickten."

Die Generalin nickte freundlich. „Und mein Mann war trotz des Ruhmes, den er mit Recht genoß, stets ein ausgesprochener Freund der Jugend, also auch der Ihre, mein lieber Herr v. Gleiberg."

„Excellenz ähneln darin liebenswürdiger Weise Ihrem verstorbenen Herrn Gemahl," sagte Gleiberg auf die tanzenden Paare deutend.

Die Generalin lächelte. „Nicht so ganz. Der Schluß ist voreilig. Ich vertrete hier gewissermaßen Mutterpflichten an einer jungen Dame. Was macht denn Ihre Verwundung, Herr v. Gleiberg? Hoffentlich gute Fortschritte?"

Er verneigte sich erstaunt. „Woher wissen Excellenz —"

„Woher? Das zu errathen ist nicht schwer."

In demselben Augenblick endete der erste Walzer. Die Paare flatterten auseinander. Aus dem farbigen Gewühl trat Graf Haunstein, seine Dame am Arm führend.

Sie sprachen von Blaubuch, und Grethe blickte sinnend und beifallnickend auf ihren Rosenstrauß nieder. Jetzt trat der Graf zurück und gab sie frei.

„Meinen ergebensten Dank, gnädiges Fräulein!"

„Das nenne ich tanzen!" rief General v. Herzberg lachend.

„Jetzt kommst Du mit dem Galopp d'ran," flüsterte Frau v. Herzberg ihrer Tochter zu. „Halte Dich gerade und blinzele nicht!"

Grethe blickte auf.

Excellenz Liebermann streckte ihr die Rechte entgegen, „Meine liebe Grethe, ich denke, wir haben hier einen Bekannten von Ihnen, wie die kleine wilde Hummel Addy schrieb."

Grethe wandte sich zur Seite.

Gleiberg, als sähe er einen Geist erscheinen, war zurückgetreten. Hätte es in seiner Macht gelegen, dieses Wiedersehen zu vermeiden, Jahre seines Lebens würde er darum gegeben haben. Umsonst! Die Blicke der Umstehenden, insonderheit der Generalin, ruhten unablässig auf Beiden. Er trat vor.

Da war es Grethe, als versagten ihre Glieder den Dienst. Ein Schauer durchrann ihren Leib. Aber zugleich bäumte sich auch der beleidigte Stolz des Weibes sieghaft in ihr auf, die verletzte Würde. Dieses Gefühl herrschte vor. Eine Erschütterung überwindend, die nur den Blicken Gleiberg's und der Generalin bemerklich geworden war, neigte Grethe v. Reinbold grüßend das Haupt. Nur ihrer Stimme war sie noch nicht sicher.

Graf Haunstein kam ihr unbewußt zu Hilfe. Er näherte sich dem jungen Husarenoffizier. „Wenn ich nicht irre, Herr v. Gleiberg —?"

Gleiberg verneigte sich. Auch ihn dünkte diese Unterbrechung eine Erlösung. „Ich entsinne mich nicht —"

„Doch, bei einem Festmahle beim Landrath v. Kersten. Es sind freilich schon vier Jahre her. Graf Haunstein auf Riemertswalde!"

„Jawohl!“ sagte Gleiberg, ihm die Hand reichend. „Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf. Wie man nur so vergeßlich sein kann!“

„Ganz natürlich!“ lachte der Graf in seiner schlichten, offenen Weise, indem er zu Fräulein v. Herzberg trat, die ihn klopfenden Herzens empfing. „Darf ich also um den Galopp bitten?“

„Sehr gern!“ lispelte sie, mit ihm davongehend.

Frau v. Herzberg verfolgte das Paar mit Argusaugen. Was sonst um sie vorging, bot ihr augenblicklich keinerlei Interesse dar.

Gleiberg fühlte, daß er sprechen müsse. Grethe that ihm von ganzer Seele leid, und er fühlte sich sehr bedrückt in ihrer Nähe. Was aber sollte er sagen? Was fragen? Nach welchem Mitglied ihrer Familie sich erkundigen, ohne alle Wunden seines und ihres Herzens aufzureißen?

Zuletzt sagte er gedämpft, als wolle er so schonend wie möglich eine nothwendige schmerzliche Berührung ausführen: „Wie befindet sich Ihre Frau Mutter, gnädiges Fräulein?“

„Ich danke. Ich hatte zuletzt gute Nachrichten,“ erwiederte Grethe anscheinend unbefangen.

„Das freut mich aufrichtig.“

Gleiberg hatte vorhin im Nebenzimmer von der schönen deutschen Blondine sprechen hören und war nur aus Neugierde im Tanzsaal erschienen.

„Wenn Kummer und Herzeleid,“ dachte er bei sich, „solche Verschönerungsmittel sind, so wird bald die ganze weibliche Welt sich in Noth und Jammer befinden wollen.“

In der That, der eigenthümlich rührende Zauber, welcher die zarte Schönheit dieses Mädchens umwob, war eine Folge still vergossener Thränen, sanft getragenen Ungemaches. Seltsam, dieser milde Widerschein einer heroischen Ergebung dünkte ihm in seiner augenblicklichen Stimmung ungemein anziehend.

„Gut geht es also Ihrer Frau Mutter?“ sagte er nach einer Pause gedämpft. „Wo lebt sie jetzt?“

„In Erfurt. — Nein,“ verbesserte Grethe sich hastig und eine dunkle Blutwelle färbte ihr Antlitz, „jetzt nicht mehr.“

Er blickte sie verwundert an. Eine zweite Frage wagte er nicht mehr.

Die Generalin, von den Reinbold'schen Familienverhältnissen im Allgemeinen und von Gleiberg's Verhältniß zu Grethens Schwester unterrichtet, hatte in all' diesem nichts Besonderes oder Auffallendes entdecken können, wenn nicht die stumme Sprache in den Blicken dieser beiden jungen und schönen Menschen gewesen wäre.

In diesem Augenblicke begann der Galopp.

Der Marchese del Osio kam, seine Tänzerin abzuholen. Grethe reichte ihm aufathmend die kleine, weißbehandschuhte Rechte. Nur fort aus dem Bannstrahl dieser dunklen Augen, welche ihr ganzes Lebensglück vernichtet hatten. Wenn er ihrer spottete! Ihrer, die sich an seine Brust gedrängt, die seine Lippen geküßt, ohne daß er es begehrt, noch gewollt! Wenn er sich mit seinem Ehrenwort verbürgte, ihr beiderseitiges Geheimniß Niemandem zu verrathen? Ja, das allein würde ihr ein gewisses Sicherheitsgefühl gegeben haben.

Diesen Gedanken nachhängend, lächelte, plauderte und tanzte Grethe von nun an wie im Traum.

Und wie im Traum befand sie sich plötzlich auf einer matt erleuchteten Veranda, welche zu dem rosenduftenden Garten hinabführte.

Dort, zwischen den dunklen Orangenbäumen, war es einsam und still. Keiner vermißte sie droben, nachdem Excellenz Liebermann und der General sich zum L'hombre im Nebensaal niedergelassen. Frau v. Herzberg am wenigsten. Ihre Tochter hatte durch Haunstein's und Glei-

berg's Bemühungen Tänzer gefunden. Was kümmerte sie jetzt ein fremdes Mädchen!

Und also unbeachtet und allein stieg Grethe leicht verhüllt die Stufen hinunter.

Die Nacht war ungewöhnlich warm, gewitterschwül und von dunklen Wolken umhangen, zwischen denen von Zeit zu Zeit die volle Mondscheibe hervortrat. Dann überfloß ein wunderbares Dämmern das regungslose Grün der Bäume und Sträucher wie ein geisterhaftes Lächeln, und die Rosen auf den Beeten leuchteten darin auf.

Grethe drückte ihre Hände gegen die Brust. Sie konnte das Chaos ihrer Gefühle nicht lichten. Der alte martervolle Kampf begann von Neuem. Hassen sollte sie diesen Mann, und ihr Herz vermochte es nicht, verabscheuen die Sekunden, wo sie an seiner Brust geruht, und — sie fuhr zusammen. Es war ihr, als habe sie Schritte hinter sich vernommen.

Nein, es war nur Täuschung. Eine dunkle Wolke schwebte jetzt tief unter dem Monde vorüber — sie theilte sich plötzlich.

Grethe stieß einen leisen Schrei des Schreckens, des Unwillens aus. Richard v. Gleiberg stand dicht vor ihr.

„Sie hier?" fragte er nicht minder erschrocken. Dann aber hastig zu ihr tretend sagte er mit schlecht unterdrückter Erregung: „Der Zufall spielt hart mit uns Beiden. Ich glaubte Sie droben. Auf mein Wort, ich dachte nicht daran, Sie hier zu finden!"

Grethens Wangen begannen zu glühen. Die Erinnerung drohte sie zu überwältigen. Keines Wortes mächtig schlang sie den Arm um einen schlanken Pinienstamm und lehnte ihr Haupt gegen dessen braune Rinde.

Was sie verstummen machte, drängte sich unaufhaltsam über seine Lippen.

„Was macht Käthe?" fragte er, und der bitterste

Schmerz tönte aus diesen wenigen Worten. „Sagen Sie mir, was macht meine arme Käthe?"

Trotz ihrer beleidigten Empfindung empfand sie Mitgefühl. „Es geht ihr gut," sagte sie.

„Gut? O, was ist über Sie Alle hereingebrochen!" flüsterte er. „Als ich es vernahm — elend, hilflos, verzweifelt, wie ich war —" Er raffte sich zusammen. „Zweifeln Sie an meiner Theilnahme?"

„Nein," sagte sie ruhig.

„Was macht Käthe, wenn Sie bezahlte Dienste leisten?" fragte er von Neuem und dringlicher. „Sagen Sie es mir!"

„Wollen Sie es wissen?" Eine unbezwingliche Bitterkeit gegen ihn, gegen ihre Schwester, sowie gegen ihr eigenes Geschick stieg in Grethens Brust auf. „Sie ist seit vierzehn Tagen verheirathet!"

Gleiberg fuhr zurück, als habe er einen Schlag erhalten. „Mit — mit Baron Benda? Ja? Ist's möglich?"

Er hatte sein Antlitz mit den Händen bedeckt. Selbst das sanfte Licht des Mondes that ihm wehe in diesem Moment.

„Nein," flüsterte Grethe stockend.

„Nicht? Noch ein Anderer? Wer um's Himmels willen?" rief er heftig.

„Ein fremder Mann, den ich nicht kenne," brach es jetzt angstvoll über Grethens Lippen. „Ein reicher Papierfabrikant, den sie nicht achtet, nicht liebt."

Er starrte sie einen Augenblick ungläubig an, dann verzerrten sich seine Züge zu einem unsäglich bitteren Hohnlächeln. „Verkauft also! Verkauft! Sie —" Er preßte die Rechte auf jene Stelle seiner Brust, welche damals die Kugel aus Richtenberg's Waffe verletzte — „sie, um die ich mein Leben mit Freuden dahingegeben!"

Ueber seinem leidenschaftlichen Weh vergaß das junge

Mädchen, was zwischen ihnen Beiden stand. Er war noch leidend, sein Athem rang sich mühsam aus der kaum geheilten Brust.

„Herr v. Gleiberg —"

Er blickte verstört auf. „Was habe ich Verletzendes gesagt?"

„Nichts!" Sie konnte es nicht hindern, daß bei dieser Frage ein Thränenstrom über ihre Wangen rann.

„Ich bitte Sie, ich bitte Sie," sagte er auf's Aeußerste betroffen und beschämt. „Vergeben Sie einem Unglücklichen!"

„Nie!" erwiederte sie, ihre Würde wieder gewinnend.

„Und weshalb nicht?" bat er dringend.

„Weil Sie unehrenhaft an mir handelten."

„Das that ich nicht!" rief er heftig. „Verzeihen Sie," fuhr er mit sichtbarer Selbstbeherrschung fort, „dieser Fall ist ein noch nicht dagewesener. Wenn ich —"

„Jedes Ihrer ferneren Worte ist eine neue Beleidigung für mich," unterbrach ihn das junge Mädchen erregt. „Ich kann nur bedauern, daß Ihre gute Meinung sich in meiner Schwester Käthe so gröblich täuschte, jede andere Art von Theilnahme lehne ich entschieden ab." Die so lange und stumm getragene Last in Grethens Brust hob sich allgewaltig. „Sie haben an mir gehandelt wie ein herz- und gewissenloser Mann, Sie haben mir mein Lebensglück für immer vernichtet und mich einer nie rastenden Selbstqual preisgegeben."

„Ich that das?" rief er bebend vor Entrüstung und aus einem ihm selbst unerklärlichen Grunde die mitleidsvolle Scheu vergessend, welche ihn bis jetzt Grethe v. Reinbold gegenüber erfüllt. „Ich that das? Nein, das Schicksal, der Harlekin des Zufalles that es."

Der Mond trat wieder klar aus den Wolken hervor und umhüllte die Gestalt des jungen Mädchens mit ma-

gischem Schimmer. In diesem Augenblick war sie blendend schön. Das weiße Gewand, der rothe, leuchtende Shawl, die feuchtstrahlenden Augen, das rosengeschmückte, lockige Haar — Gleiberg mußte eines Bildes der schönen Melusine gedenken, welches ihn einst bezaubert. Es erschien ihm plötzlich nicht mehr wie eine Schicksalstücke, sondern wie ein Traum, daß er dieses junge Weib am Herzen gehalten, daß er ihre Arme an seinem Halse zittern gefühlt, ihre Lippen auf den seinen.

Welche überirdische Macht ließ ihn bei dieser Vorstellung zurückbeben?

„Nein, ich habe nichts vernichtet," stammelte er verwirrt. „Ihr Herz —"

„Glauben Sie," unterbrach sie ihn herbe, „daß ich die Schmach jenes Irrthums einem anderen Manne beichten könne, ohne vor Scham zu sterben? Oder daß ich feige genug wäre, ohne dieses abscheuliche Geheimniß zu enthüllen, einen Mann mit meinem Besitze zu hintergehen?"

Wieder blitzten Thränen zwischen den dunklen Wimpern hervor.

„Weinen Sie nicht darum," sagte er fast heftig, „ich kann es nicht sehen. Warum hassen Sie mich, der ich — Ja, ich begreife es," unterbrach er sich lebhaft, „ja, Sie müssen mich hassen! So wie die Sachen stehen, müssen Sie mir auch mißtrauen. Aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich schwöre es Ihnen beim Andenken an meine verstorbene Mutter, daß dieses Geheimniß zwischen uns mit mir lebt und mit mir stirbt!"

Sie athmete auf.

„Noch mehr," fuhr er mit immer heftigerer Erregung fort, sich ihr unbewußt nähernd, „bin ich Ihnen schuldig. Wenn dereinst Ihr Herz für einen anderen Mann in Liebe spricht, und Sie es nicht aus eigener Kraft vermögen, ihm die Wahrheit einzugestehen, so rufen Sie mich.

Wo ich auch sei, ich werde kommen und unsere unfreiwillige Schuld eingestehen. Und wenn Ihr Erwählter dann noch eine andere Sühne verlangt, so werde ich sie geben. Sind Sie damit zufrieden?"

„Um mich soll kein Blut fließen," sagte sie erschauernd. „Ich werde tragen, was ich nicht abwälzen kann, ohne Ihre Hilfe."

Er zuckte heftig zusammen. „Sie verachten mich? Sprechen Sie die Wahrheit, Sie verachten mich!"

Grethe schwieg. So wie er jetzt vor ihr stand mit von körperlichem und seelischem Leid durchgeistigtem Antlitz, die dunklen Augen zornig und traurig zugleich auf sie gerichtet, grub sich sein Bild mit neuer schmerzlicher Gewalt in ihr Herz ein. Einen Anderen lieben nach ihm, den sie mit aller Kraft der Seele geliebt, dem sie sich mit fieberhafter Wonne entgegengesehnt!

Ein unbeschreiblich wehmüthiges Lächeln umspielte flüchtig ihren Mund.

Richard v. Gleiberg sah es. Sein Ingrimm gewann die Oberhand. Tiefverletztes Selbstgefühl und Bitterkeit zwangen ihm ein rauhes Lachen ab.

„Ich sehe es, Sie verachten mich. Nun gut, so mag es darum sein — verdient habe ich es nicht!"

Ohne eine Erwiederung abzuwarten, ohne die unwillkürlich ihn zurückhaltende Handbewegung des jungen Mädchens zu beachten, wandte Gleiberg sich ab und eilte auf einem Seitenweg davon.

Grethe sah ihm athemlos nach. Noch ein kurzer Moment, dann war er verschwunden. Was hatte sie gethan? Nichts Unrechtes. Weshalb dann dieses beängstigende Herzklopfen? War es Sorge um ihn? War es Freude, daß sie ihren Wunsch erfüllt sah durch sein gegebenes Ehrenwort? Ja das war es. Auch Freude kann weh thun.

Sie stieg hastig die Stufen zur Veranda empor. Es erschien ihr plötzlich so einsam, so grabesstill draußen.

An der Saalthür trat ihr Graf Haunstein besorgt entgegen. „Wo waren Sie? Ich —"

„Im Garten!" sagte sie ruhig. „Hat die Generalin mich vermißt?"

„Nein!" Er betrachtete sie mit leisem Mißtrauen, dem Begleiter der Liebe. „So ganz allein? Fürchten Sie sich nicht?"

„Nein, ich kenne keine Kinderfurcht. Lassen Sie mich jetzt die Generalin aufsuchen!"

„Darf ich Sie zu ihr geleiten?"

Als sie einverstanden nickte, reichte er ihr den Arm. Dabei fiel ihr Taschentuch zu Boden. Er hob es auf. Es war feucht — von Thränen oder Thau?

Er blickte sie fragend an.

Sie erröthete und nahm das Tuch schweigend an sich.

— — — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen, als Grethe mit Excellenz Liebermann am Strande auf und nieder schritt, gesellte sich die Familie Herzberg zu ihnen.

„Nizza hat einen interessanten Kurgast verloren," sagte der alte Herr bedauernd. „Lieutenant v. Gleiberg ist heute früh plötzlich abgereist."

Grethe erfaßte den Arm der schüchternen Klara und näherte sich mit ihr hastig dem feuchten Sande, als wolle sie dort nach Muscheln suchen. Nur so vermochte sie die Purpurgluth ihrer Wangen und das Beben ihrer Lippen den Augen der Gesellschaft zu verbergen.

Die Generalin ließ sich nicht täuschen. „Fort? So! Und wohin?" fragte sie sehr laut und deutlich.

Der alte Herr zuckte die Achseln. „Ja, das weiß Niemand."

„Sie auch nicht, liebe Grethe?" fragte Excellenz Liebermann mit ungewöhnlich strenger Stimme.

Sie war eine geschworene Feindin jeder Heimlichkeit, welche, wie sie sagte, immer ein Kind des bösen Gewissens und der Unschicklichkeit sei. Am wenigsten konnte sie sich mit einem solchen Versteckspiel in ihrer nächsten Nähe befreunden.

Grethe erschrak. Dann schüttelte sie das Haupt. „Es ist mir ganz neu."

Ich habe ihn vertrieben, dachte sie bei sich, kleine, vom Meere glatt gespülte Steinchen fest in der Hand pressend, damit kein äußeres Merkmal ihrer Gewissensangst kund werde. Den Kranken habe ich von seinem Genesungsorte vertrieben. Wenn er jetzt zu Grunde geht, auf wen fällt die Schuld?

Die Gesellschaft trennte sich. Grethe schritt schweigsam neben Excellenz Liebermann einher.

Letztere, immer noch vergeblich bemüht, das Verhältniß Gleiberg's und Grethens zu ergründen, welches nach Addy Krämer's Brief gar nicht zu existieren schien, ihr aber unzweifelhaft war, zeigte in ihrem Verhalten jetzt dieselbe schroffe Einsilbigkeit, welche Grethe in der ersten Zeit so unerträglich dünkte.

Am Abend des folgenden Tages hatte Frau v. Herzberg zu Ehren des Grafen Haunstein eine kleine Theegesellschaft geladen. Nun wäre es ihr zwar unsagbar angenehm gewesen, wenn Excellenz Liebermann ohne ihr Gesellschaftsfräulein erschienen wäre, da dies aber nicht der Fall war, so mußte die Hausfrau wohl oder übel das junge Mädchen freundlich willkommen heißen.

Excellenz Liebermann, welche heute eine ebenso einfache, als kostbare schwarze Toilette trug und über ihrem weißen Scheitel ein schwarzes Spitzentuch befestigt hatte, erschien neben der blau gekleideten Gestalt ihrer blonden Begleiterin

wie ein Ahnenbild. Und ernst und streng wie ein Ahnenbild blieben auch ihre Züge.

Graf Haunstein schwelgte dagegen in einem Meer von Wonne, sobald er seiner reizenden Heimathsgenossin in's Auge sah. Zum ersten Male wagte er es, ihre Hand an seine Lippen zu drücken, und als die Tochter des Hauses auf gewaltsames Betreiben ihrer Mutter hin ein Salonstück mit wahrer Todesangst heruntergehaspelt hatte, bot er Grethe den Arm, sie an's Klavier zu geleiten.

Die Generalin, welche selbst kein Instrument besaß und daher nicht auf den Gedanken gekommen war, ihre Gesellschaftsdame könne musikalisch veranlagt sein, war im höchsten Grade erstaunt, als sie den Grafen in etwas überschwänglicher Bewunderung deren Gesangskunst rühmen hörte.

Ein innerer Drang trieb Grethe gerade heute an, die heiß geflüsterte Bitte Haunstein's zu erfüllen. Mit seiner Person aber hatte dieser Drang nichts zu schaffen; es war ein schmerzliches Sehnen nach vergangener Zeit, ein qualvolles Gedenken.

Die Umstehenden, ohnehin entzückt von der Schönheit der Sängerin, traten erwartungsvoll zurück, Haunstein mit ihnen. Er blieb aber an dem Fenster stehen, neben welchem der Flügel sich befand. Seine ganze Seele hing in diesem Augenblick an Grethens Lippen.

Und sie begann leise und langsam, wie damals.

„Wann der silberne Mond durch die Gesträuche blinkt
Und sein schimmerndes Licht über den Rasen streut
Und die Nachtigall flötet,
Wandl' ich traurig von Busch zu Busch."

„Nicht mehr traurig," murmelte der Graf bei sich. „Ich will mein Lebensglück einsetzen, Dich zufrieden zu wissen."

Ganz anders wirkte das Lied auf Frau v. Herzberg,

welche den reichen Freiersmann nicht aus den Augen ließ. Sie nannte ihre Tochter in Gedanken eine „stümperhafte musikalische Gans“ und Grethe eine „listige Eidechse“.

Am wundersamsten fand sich die Generalin berührt. Ihre Weltweisheit sagte ihr, daß ein so tief erschütterndes Lied nur aus einem tief erschütterten Gemüth hervorbringen könne, und daß es die Person eines heißgeliebten Mannes sein müsse, dem jene thränenerstickte Frage galt:

„Wann, o lächelndes Bild, welches wie Morgenroth
Durch die Seele mir strahlt, find' ich auf Erden Dich?“

Sie sah auf den Grafen. Er stand weltverloren.

Sie sah auf Grethe. Ihre Wangen glühten. Ihre blauen Augen strahlten in verschleierter Gluth. Eine plötzliche Angst um das Schicksal dieses seltenen liebreizenden Geschöpfes tilgte ihren vorwurfsvollen Groll.

Aber ehe sie ihren Vorsatz ausführen und zu Grethe gehen konnte, ward sie gesellschaftlich in Anspruch genommen, und sah nur noch, wie der Graf Grethe seinen Arm reichte und sie dann nach rechts in ein kleines Erkerzimmer führte.

Unbewußt dessen, was folgen sollte und folgen mußte, trat Grethe neben ihm ein. Ihre Gedanken weilten noch nicht völlig in der Gegenwart. Erst als Haunstein ihre Linke von seinem Arm löste, dieselbe erfaßte und heftig zweimal küßte, erwachte sie aus ihrem Traum und blickte ihn verstört und verwundert an.

„O Margarethe!“ flüsterte er, von diesem unschuldsvollen Blick hingerissen. „O Margarethe, ich kann es nicht länger verschweigen!“

„Herr Graf! Lieber Graf!“ sagte sie ängstlich. „So dürfen Sie nicht sprechen! Ich bitte, daß Sie es nicht thun — ich bitte Sie von ganzem Herzen, von ganzer Seele!“

„Und warum sollte ich es nicht?“ fragte er mit heißem

Liebeslächeln und ohne ihre schlanke Hand freizugeben. „Und warum sollten Sie nicht wissen, was mich bis zum Uebermaß beseligt, was Sie längst empfunden haben?"

„Nie!" fiel sie bebend ein. „Nie, ich schwöre es Ihnen, lieber Herr Graf!"

„Nicht empfunden, daß ich Sie liebe, Margarethe?" brachte er kaum hörbar über die Lippen. „Nein," unterbrach er sich hastig, „das wußten Sie von jener Abendstunde an in Blaubuch, wo Sie mir —"

„Sie irren," unterbrach sie ihn mit tiefstem Mitgefühl.

„In meiner Liebe? O, wie liebe ich Sie, Margarethe, das erste Weib, für welches ich Anbetung empfinde! Margarethe, süße Margarethe, habe ich Sie denn nicht immer geliebt?"

Sie athmete beklommen. Durch ihre Seele zog die Frage: „Wann, o lächelndes Bild, find' ich auf Erden Dich?" Und mit einem Angstschrei riß sie ihre Hand los.

Er dachte nicht entfernt daran, welch' glänzendes Loos er mit seiner Hand und seinem Namen zu verschenken habe, er kam sich diesem schönen Mädchen gegenüber so bettelarm vor bei allen Vorzügen, daß er mit gebrochenem Flüsterlaut fragte: „Können Sie mich nicht wiederlieben, Margarethe?"

Sie schüttelte den Kopf. Die Stimme versagte auch ihr. Nun mußte sie auch diesen Freund verlieren, ohne ihre Schuld, doch gleichwohl verlieren.

„Warum nicht?" Es klang fast unverständlich. Sein treues Auge haftete an dem ihren mit unbezähmbarem Schmerz und unsäglich bitter getäuschter Hoffnung. „Sagen Sie mir, warum nicht?"

Sie zitterte. Den Grund, den sie sich selbst nicht einzugestehen wagte, sollte sie einem Fremden nennen? Es war ja Wahnsinn, so zu fühlen, und doch konnte sie es nicht ändern.

„Können Sie es mir nicht sagen, Margarethe?“ forschte er traurig. Und nach einer Weile mit hörbarer Selbstüberwindung: „Ist Ihr Herz nicht mehr frei? Lieben Sie einen Anderen?“

Sie zuckte zusammen, als habe diese letzte Frage sie wie glühendes Eisen berührt.

„Es ist gut,“ sagte er zurücktretend. „Ich sehe die Wahrheit. Dann allerdings habe ich nichts zu hoffen. Ich will ja eben auch meinem Herzen folgen — dasselbe wollen Sie.“

„Mein edler, treuer, lieber Freund!“ brach sie in der Fülle ihrer Seelennoth leidenschaftlich aus, und seinen Arm umspannend, lehnte sie einen Moment wie betäubt ihre Wange gegen seine Schulter.

Er berührte sie nicht. Sie war ihm heilig wie ein fremdes Eigenthum.

„Kenne ich den Glücklichen?“ fragte er leise. „Hingen Ihre Thränen damals im Garten mit dieser Liebe zusammen?“

Sie nickte unbewußt.

„Sie wollen mir den Namen nicht nennen? Gut, behalten Sie Ihr Geheimniß! Nur Eines noch: hoffen Sie, Margarethe?“

„Nein,“ sagte sie, sich aufrichtend, „meine Hoffnung ist lange todt!“

Er betrachtete sie mit verwunderten und bewundernden Blicken. „So lassen Sie uns Abschied nehmen! Wir sind Beide unglücklich, deshalb können wir Freunde bleiben.“

Er nahm ihre Hände in die seinen. Plötzlich durchzuckte der mühsam niedergezwungene Schmerz sein bleiches Antlitz. „Nein,“ sagte er heftig, „Sie könnten sich doch täuschen, Sie könnten getäuscht werden. Ich gebe die Hoffnung für mich noch nicht auf. Jeder Glaube kann Irrthum sein. Deshalb reiße ich meine Liebe noch nicht

aus dem Herzen. Ich komme wieder, ich frage Sie noch einmal, Margarethe. Das Schicksal ist so launisch. Vielleicht kommt doch eine Stunde, wo Sie einsehen, daß Niemand auf der Welt es so gut und treu mit Ihnen meint, wie ich, Margarethe. Bis dahin leben Sie wohl!" Er drückte ihr fest die Hand und verließ das Gemach.

Nach wenigen Minuten folgte sie ihm zur Gesellschaft zurück. Ihre Hände zitterten noch, als sie der Generalin den Mantel umhängen half und sodann neben ihr in die finstere Nacht hinaustrat.

So düster sah es auch in Grethens Seele aus. Und doch hatte sie nichts verbrochen, als der Stimme ihres Herzens gefolgt zu sein, das da nichts von Spekulation begriff und begreifen wollte. —

Sonst war es Sitte, daß die Generalin sich im Gartenzimmer von ihrer Begleiterin mit kurzem Gruße verabschiedete. Heute geschah dies nicht.

Excellenz Liebermann ließ Mantel und Kopftuch auf einen Sessel gleiten, wandte sich dann energisch um und rief mit lauter Stimme: „Sagen Sie 'mal, was sind das für Sachen, mit denen Sie mich, wie Sie sehr wohl wissen, empfindlich verletzen? Haben Sie meine Empfangsrede vergessen? Kennen Sie meinen Grundsatz nicht mehr: wer seinen Vorgesetzten wissentlich hintergeht, wird fortgeschickt? Sie sind jetzt in der Lage. Ich bitte dringend, alle Winkelzüge zu vermeiden. Was für Romane führen Sie hier in Nizza auf? Antwort!"

„Excellenz —" Grethens Stimme stockte. Sie drückte ihre Hände gegen das heiß erröthende Antlitz.

„Was soll dieses Stammeln!" sagte die Generalin, ohne den Ton zu mildern. „Ich dächte, wer sich nichts vorzuwerfen hat, könnte frei und ohne Furcht reden."

„Excellenz, ich bin schuldlos," flüsterte Grethe kaum hörbar.

„Dem Grafen haben Sie heute einen Korb gegeben. Darin liegt an und für sich nichts Strafbares. Aber daß ein solches Verhältniß —"

„Ich ahnte es nicht!" rief Grethe, furchtlos das Haupt erhebend.

„Also ein Ueberfall aus dem Hinterhalt?" sagte die Generalin etwas milder. „Das kann dem Tapfersten passiren. Er kann sogar mit Ehren unterliegen und sich ergeben. Sie thaten das nicht. Weshalb?"

„Ich liebe den Grafen nicht, Excellenz," flüsterte sie, die blauen Augen wieder senkend. „Es ist sehr traurig, ich kann es aber nicht ändern."

„So!" Die Generalin näherte sich ihr noch um einen Schritt, so daß sie jetzt dicht vor ihr stand. „Und Sie wissen auch, warum. Man kann nämlich unglaublichen Unfug treiben mit seinen sogenannten Gefühlen. Es kann dabei vorkommen, daß man zuletzt als Närrin dasteht."

Kaum hatte Excellenz Liebermann diese Worte gesagt, als das junge Mädchen plötzlich erblaßte, nach Athem rang und gleich darauf bewußtlos zu ihren Füßen niedersank.

Die Generalin, auf's Aeußerste betroffen, da ihr Groll mehr im Ton der Stimme gelegen, als in wirklich empfundenem Verdruß, bückte sich und hob die schlanke Gestalt vom Boden empor, so spielend und leicht, als trüge sie eine Feder im Arm.

Mit Hilfe frischen Wassers kehrte Grethe das Bewußtsein alsbald zurück, aber kaum vermochte sie, klar zu denken, als ein leidenschaftliches Schluchzen aus ihrer Brust hervordrang, so bezeichnend für das, was sie litt, daß die Generalin es vorerst nicht zu unterbrechen wagte.

Zuletzt sprang Grethe vom Divan auf und stürzte wie damals, als sie den liebllosen Brief ihrer Mutter erhalten, der Generalin zu Füßen.

„Schicken Sie mich fort, Excellenz, ich verdiene es! Aber ich kann nicht die Wahrheit sagen. Es muß mein Geheimniß bleiben. Ich habe es mit meinem Lebensglück erkauft. Und wenn zehn ehrenwerthe Männer um mich würben, ich dürfte Keinem angehören, gerade weil sie ehrenwerth sind."

„Ihre Gedanken sind verwirrt, mein Kind," sagte die Generalin erschreckt und mit strengem Nachdruck. „Ihre Ehre ist in diesem Fall im Spiele, sagen Sie?"

„Ja! Meine Eltern —"

„Ihre Eltern haben Ihnen verziehen?" fragte die Generalin zurücktretend.

„O, mein Vater lachte, während mir das Herz brach!" rief Grethe, die Hand der Generalin umklammernd.

„Er lachte? Grethe, besinnen Sie sich, was reden Sie für dummes Zeug!"

„Es ist wahr."

„Aber was, in aller Welt, hat denn dieser Lieutenant v. Gleiberg damit zu schaffen?" fragte die Generalin jetzt mehr ungeduldig, als zürnend.

„Das ist eben mein Geheimniß, Excellenz," flüsterte Grethe, ihre Lippen auf die Hand der Generalin drückend.

„Und wenn ich nun sage, daß ich ein so geheimnißvolles Gesellschaftsfräulein nicht um mich ehrliche Soldatenfrau dulden mag?"

„Dann entlassen Sie mich!" bat das junge Mädchen leise. „Aber glauben Sie an meine Dankbarkeit, meinen guten Willen!"

„Närrisches Ding!" rief die Generalin, den Kopf schüttelnd. „Ich bin jetzt sehr geneigt, Ihren ganzen Geheimnißkram für eine verschrobene Phantasterei zu halten, für eine Mücke, aus der Sie empfindsamerweise einen Elephanten gemacht haben. Ein Kunststück, welches Sie augenblicklich eine glänzende Zukunft und, was mehr werth ist, einen vortrefflichen Ehemann kostet."

„Der Graf will noch einmal um mich anhalten," seufzte Grethe, zu der Generalin emporblickend.

„So! Nun, vielleicht besinnen Sie sich noch bis dahin — nicht?"

„Ich möchte tausendmal lieber bei Ihnen bleiben, Excellenz, als Gräfin Haunstein werden," sagte Grethe leise. „Ich habe nur einmal gerechnet in meinem Leben: als ich aus dem Hause ging, meine Mutter zu unterstützen."

„Kommen Sie 'mal in die Höhe, Kind!" Die Generalin, ebenso gerührt von der selbstlosen Denkungsart der Tochter, als abgestoßen von dem liebelosen Undank der Mutter, hob die noch immer vor ihr Kniende auf. „So! Das wären also die Vorverhandlungen zu einem vorläufigen Waffenstillstand gewesen! Ob ein dauernder Frieden daraus hervorgeht, hängt nur von Ihnen ab. Jedenfalls müssen alle Punkte früherer Verträge genau innegehalten werden. Und nun machen Sie sich mit dem Gedanken vertraut, daß wir schon Ende dieser Woche Nizza verlassen werden. Ich habe Geschäftsbriefe aus Berlin erhalten, die meine Anwesenheit dort nöthig machen."

„O, wie freue ich mich darüber!" sagte Grethe aus tiefstem Herzensgrunde.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage verabschiedete sich Graf Haunstein. Als er in Gegenwart der Generalin Grethens Hand an seine Lippen führte, sagte er mit fester Betonung. „Auf ein fröhliches Wiedersehen!"

Frau v. Herzberg schmollte vierundzwanzig Stunden mit der ganzen Welt über diese unverhoffte Trennung, und dann noch eine volle Woche mit ihrer Tochter, den glänzenden Freiersmann nicht eingefangen zu haben.

Klärchen weinte. „Ich weiß doch einmal nicht, wie ich es anfangen soll, einen Mann zu kriegen," klagte sie gegen Grethe.

„Ich auch nicht," tröstete diese mitleidig.

Zur bestimmten Stunde stand das Gepäck der Generalin Liebermann vor dem Stacketenzaun der Villa. Als es aufgeladen war, fuhr auch der Wagen vor, welcher die beiden Damen zum Bahnhof brachte.

Wohlbehalten kamen sie in Berlin an. Als Ueberraschung fand dort Grethe im Salon einen herrlichen Bechsteinflügel vor.

9.

Richard v. Gleiberg hatte Nizza in einem Zustand seelischer Verwirrung verlassen, der es ihm unmöglich machte, sich von irgend Jemand zu verabschieden, außer in aller Frühe bei seinem Arzt, der ihm rieth, zur völligen Wiederherstellung seiner angegriffenen Lunge nach Meran zu gehen. Dort war er sicher, Grethe nicht wieder zu begegnen.

Sein Gepäck war leicht, aber die Fülle der Gedanken, die ihn durchtobten, drückte ihn desto schwerer. Bergeslasten von schmerzlichen und zornigen Empfindungen bedrängten ihn. Es war ihm ganz unmöglich, auch nur einer derselben bestimmt und ausschließlich nachzuhängen. Alles, was er in jener Abendstunde unter dem Pinienbaum vernommen, was er dort an rührender Schönheit gesehen, wirbelte in seinem Kopfe bunt durcheinander mit den Ereignissen jener Winternacht in seiner Garnison, welche bisher in seiner Erinnerung so fest, so unwandelbar gestanden hatten.

Nur die nothwendigste Erholung sich gönnend, reiste er über Genua, Mailand, Verona und Bozen nach Meran, und athmete auf, als er ein Gebiet betreten, welches Grethe v. Reinbold's Fuß endgiltig verlassen.

Hier auf diesem herrlichen Stück Erde, wo die Vorzüge des Südens und Nordens sich eng umarmen, einen

nahezu immerwährenden Frühling erzeugend, wo die Natur den Augen überall wilde und liebliche Bilder in bezaubberndem Wechsel vorführt, als fordere sie jedes Sterblichen Mund auf, ihre Werke zu preisen, hier versuchte Richard v. Gleiberg die brennenden Wunden seines Herzens auszuheilen.

Ob es ihm je gelingen würde? Er verzweifelte daran.

So lange er die Opfer, welche er seiner Liebe gebracht, des Preises werth halten konnte, hatte er Selbstbefriedigung empfunden. Jetzt war dieses beglückende Gefühl zerstört. Einem Weibe, dessen ganzes Sinnen nur darauf gerichtet war, sich möglichst vortheilhaft an den Mann zu bringen, und dem es gleichgiltig war, ob dieser Mann Gleiberg, Benda oder sonst wie hieß, einem solchen Weibe nachgetrauert zu haben, wie er es gethan, dünkte ihm jetzt eine verächtliche Schwäche. Während er sich geliebt geglaubt hatte, war er nur Mitel zum Zweck gewesen. —

Gleiberg hatte diesen Gedanken auf der Wiese hinter den Trümmern der Zenoburg nachgehangen, von wo er sinnend das Bild des abendlichen Friedens betrachtete, welches sich vor seinen Augen hinbreitete. Jetzt sprang er auf. Eine Gewißheit durchzuckte ihn wie ein Blitzstrahl. Was anders hatte sein Freund Richtenberg denn damals in jener letzten Unterredung angedeutet, um ihn zu trösten und zu einer nochmaligen Werbung im Reinbold'schen Hause zu ermuthigen?

Es fiel dem unglücklichen Manne wie eine Binde von den Augen.

Sein Freund hatte schärfer gesehen, und zum Dank dafür nannte er ihn einen gewissenlosen Verleumder, zwang ihm die Waffe in die Hand und wies seine treuherzige Versöhnlichkeit mit beleidigender Schroffheit von sich.

Wenn er ihn damals getödtet hätte!

Gleiberg schlug sich mit der Hand vor die Stirn. „Narr ich! Eingebildeter Phantast!"

Es war ihm zu Muth, als sähe er die Gestalt seines Kameraden vor sich hintreten.

„Ja, lächle nur, ich habe es verdient. Die alberne Verwechslung war noch nicht genug, ich mußte erst — o, Richtenberg! Richtenberg!" stöhnte er auf.

Gleiberg's Stirn begann sich zu röthen vor Scham und Zorn. Wie sollte er diesem Zeugen jemals wieder vor Augen treten!

Und dann fiel ihm Käthens verführerische Schönheit wieder ein, nach der er sich so oft bis zur Verzweiflung gesehnt, im Wachen und Traum. Nun war sie eines Anderen Eigenthum für immer.

Er preßte die Hände leidenschaftlich ineinander.

Aber wie denn? Hatte es in diesem häßlichen Wirrsal nicht doch eine wahrhaftige Liebe gegeben?

Aehnlich dem überraschenden Gefühl, welches Menschen zuweilen beschleicht, wenn sie plötzlich fühlen, Worte, Situationen und Gegenden, die sie eben hören, erleben und schauen, schon einmal genau so erlebt, gesehen, erfahren zu haben, beschlich diese Vorstellung auch Richard v. Gleiberg. Er wußte, daß es Wahrheit sei, und konnte es doch nicht fassen, daß Margarethe v. Reinbold, dieses liebliche Wesen, sein Bild mit unendlicher Zärtlichkeit im Herzen getragen.

Und diese Thatsache hatte er bis dahin als den Quell aller Leiden verwünscht!

Der Werth ihrer Liebe ging ihm plötzlich wie ein helles Gestirn auf. Aber seinen Glanz verdüsterte alsobald die Gewißheit ihrer Unversöhnlichkeit. Er, der bis dahin die geheimnißvolle Verbindung zwischen ihnen Beiden mit angstvollem Unwillen zu vergessen gestrebt, er erinnerte sich ihrer jetzt wie eines holden Märchens.

So unendlich weit Grethe v. Reinbold seinem ferneren Schicksal stand, so tief die Kluft war, welche jener Irrthum zwischen ihnen gerissen, und so wenig er je auf eine Versöhnung hoffen durfte, die Thatsache erfüllte Gleiberg doch mit Genugthuung, daß dieses schöne Mädchen sich liebend an sein Herz gedrückt, daß unter allen Männern der Welt ihn allein ihre Lippen gesucht und geküßt.

Gleiberg's Augen leuchteten auf. Er wandte sich um und blickte hinab in die düstere Schlucht, welche sich gewaltig in die steilen Felsenwände eingegraben. Tief unten, in heftigen Strudeln, laut brausend und schäumend, tobte die Passer.

Es kam ihm vor, als sei dieser Fluß sein eigenes Bild. So wie die Natur diesem den freien Weg mit ungeheuren Felsblöcken hemmte, welchen die Gewässer mit zornigem Anprall zu überwinden streben, so hatte das Leben auch ihm unüberwindliche Hindernisse in den offenen Weg des Glückes geschoben, die zu verwünschen er bis dahin mit machtlosem Ingrimm seine besten Kräfte nutzlos vergeudet. Ja, vergeudet! Sollte es so weiter gehen von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr?

Gleiberg's Herz begann laut zu schlagen. Er drückte seine Rechte auf die Stelle der Brust, welche so große Schonung erforderte. Dieses Hinderniß hatte ihm schon viele schlaflose Nächte bereitet. Wenn das Ruhejahr zu Ende ging, und er zum Regiment zurückkehrte, um zu fühlen, daß er zu allen größeren Anstrengungen untauglich geworden sei, was dann? Oder wenn er auch zur Noth den Dienst versehen konnte, aber ohne Freudigkeit und ohne Sicherheit?

„Mir ist mein Beruf verleidet," flüsterte er vor sich hin. „Und wenn ich mich auch bis an's äußerste Ende des Reiches versetzen ließe, um Richtenberg nie wieder zu begegnen, was hülfe es mir? Ja, stände ein Krieg in

Aussicht — o, willkommen, ehrenvoller Tod! Aber so, nur mechanisch beschäftigt und dabei seelisch überlastet, mich hinquälend, versuchend, hoffend und doch zuletzt im besten Alter verabschiedet und elend hinsiechend —"

Die Stimme versagte ihm. Ein heftiges nervöses Frösteln machte ihn erschauern.

Der Fluß rauschte immer gleich wild vorüber, Berge von schäumenden Wassern gegen die Felsstücke schleudernd, daß sie, mit Gischt überschüttet, glänzend aufragten, ohne sich je vom Platze zu bewegen.

„Wäre es nicht klüger, ein Hemmniß ruhig und entschlossen zu umgehen, statt wie ein Tobsüchtiger daran zu zerschellen?" murmelte Gleiberg, indem sein finsteres Antlitz sich allgemach erhellte.

Er richtete sich langsam auf.

(Fortsetzung folgt.)

Durchgekämpft.

Novelle

von

H. v. Schickhardt.

(Nachdruck verboten.)

1.

Es war am zweiten Osterfeiertage, als Professor Bernhard, der Direktor des städtischen Krankenhauses zu M., dasselbe frühzeitiger betrat, als gewöhnlich.

Am vorhergehenden Abend war eine Frau dorthin verbracht worden, die einen Selbstmordversuch gemacht hatte.

Der Professor saß nun schon eine geraume Weile beobachtend der Kranken gegenüber, die in einen tiefen Schlaf verfallen schien. Er hatte sich neben einen großen Schrank gesetzt, der ihn zum Theil verdeckte, damit die Kranke bei ihrem Erwachen nicht sofort ein fremdes Gesicht gewahre.

Es leuchtete ungewöhnliches Interesse aus des berühmten Arztes prüfenden Blicken, mit denen er den eigenartigen Frauenkopf betrachtete, der da vor ihm auf den weißen Kissen ruhte.

Die starken Backenknochen, den leicht geöffneten Mund und die auffallend gewölbte Stirn, über die in dichten Massen volles, üppiges, schwarzes Haar herabdrängte, glaubte er schon einmal im Leben gesehen zu haben. Aber wo nur? Das wollte ihm durchaus nicht einfallen.

Die tiefen, fast schwarzen Schatten unter den Augen der Kranken erhöhten den Eindruck des Düsteren, das die

Züge ohnehin schon an sich trugen. Sie lag noch immer regungslos, der rechte Arm hing schlaff über die Kante des Bettes hinab, an dem vierten Finger glänzte ein schmaler Ehering.

Da wurde plötzlich die Thüre des Krankenzimmers rasch und geräuschvoll geöffnet. Mehrere Studenten traten ein, die von der Anwesenheit des Direktors wohl keine Ahnung haben mochten, denn ziemlich rücksichtslos fragte einer der jungen Männer die begleitende Diakonissin: „Was macht denn unsere Selbstmordkandidatin?"

Die Kranke mochte durch das Eintreten der Herren schon geweckt sein, jedenfalls hatten diese Worte ihr Ohr getroffen und sie vollends zum klaren Bewußtsein gebracht.

Mit jähem Rucke richtete sie sich in ihrem Bette auf, fragend blickte sie umher, griff mit nervöser Hast bald zum Herzen, bald zum Kopf, während das Wort „Selbstmordkandidatin" wie ein Stöhnen über ihre Lippen kam.

Einen Augenblick war es, als ob die Unglückliche schluchze, ein Beben durchzuckte ihre Gestalt wie in gewaltsamem Schmerze. Dann aber blickte sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck vernichtender Strenge auf die erschrockenen Studenten.

„Weh mir," rief sie leidenschaftlich aus, „daß man mich dem Leben wiedergegeben hat — es wäre jetzt Alles vorüber gewesen! Wer sich überflüssig fühlt in dieser Welt, der hat wohl ein Recht, einem zwecklosen Dasein ein Ende zu machen. Aber dann kommen die Menschen mit ihrem Erbarmen und helfen einem solch' unglücklichen Wesen zurück in das alte Elend. Auf allen Gassen, an allen Wirthstischen spricht wohl die liebloſe Menge jetzt von der Selbstmordkandidatin wie von einer Geächteten."

Der heftigen Erschütterung folgte eine völlige Erschöpfung. Wie leblos sank die Unglückliche in die Kissen zurück.

Professor Bernhard war rasch aus seinem Versteck hervorgetreten, mit ernster Miene die Studenten auffordernd, ihn mit der Kranken allein zu lassen. Er setzte sich leise an das Bett, die kalte Hand der Aermsten mit leisem Drucke in die seine nehmend. Nicht ohne Bedenken nahm er den schwachen und unregelmäßigen Puls gewahr.

Endlich schlug sie das Auge auf, es voll Verwunderung auf den vor ihr sitzenden Arzt heftend.

„Verzeihen Sie die ungeschickte Art der jungen Leute," redete er sie mit freundlicher Stimme an.

„Es bedarf keiner Entschuldigung," gab sie hart zurück, die dunklen, buschigen Augenbrauen wie im Trotz zusammenziehend.

„Wenigstens hat die Jugend das Recht, Nachsicht von uns Aelteren zu verlangen," entgegnete der Arzt begütigend, während er sich erhob, um mit der Untersuchung der Kranken zu beginnen.

„Welche Prognose stellen Sie meinem Leben?" fragte die Kranke voll Spannung, als der Arzt geendet.

„Eine gute. Es ist zwar eine Unregelmäßigkeit des Herzschlags vorhanden, wohl noch Folge der gewaltsamen Katastrophe, ich hoffe indeß, daß dieselbe sich in kurzer Zeit verlieren wird. Immerhin müssen Sie sich vor Gemüthsbewegungen hüten."

Sie lächelte zu dieser Bemerkung — ein trostloses, bitteres Lächeln.

„Und jetzt," fuhr Professor Bernhard fort, während er ein Notizbuch aus der Brusttasche seines Rockes zog, „jetzt bitte ich um Ihren Namen. Sie heißen?"

„Marie Kerner, geborene Helm aus Marburg, einunddreißig Jahre alt. Das wird genügen, hoffe ich."

„Ihr Mann lebt hier?" fragte der Professor in geschäftsmäßigem Tone weiter.

„Wozu fragen Sie darnach?“ forſchte ſie, den Arzt mißtrauiſch anſehend.

„Ich habe die Pflicht, denſelben von Ihrem Aufenthalte im hieſigen Krankenhauſe zu benachrichtigen.“

„Dann werden Sie dieſer Pflicht nicht nachkommen können, denn ſeit Jahren ſchon weiß ich nichts mehr von ihm,“ ſagte die Kranke mit ſichtlicher Ueberwindung.

„Und ſonſt haben Sie keine Angehörigen?“

„Nein! Ich ſtehe ganz allein,“ verſetzte ſie nach kurzem Zögern, und als fühle ſie ſich gequält durch dieſe Fragen, wandte ſie den Kopf zurück, ermüdet die Augen ſchließend.

Der Profeſſor mochte einſehen, daß es nicht rathſam ſei, weiter in die unglückliche Frau zu dringen. Sie ſchien Schweres erlebt zu haben, und er durfte ſie nicht nochmals außer Faſſung bringen. Als Menſch hätte er gerne mehr von ihr gewußt, ſie flößte ihm tiefe Theilnahme und ſeltſames Intereſſe ein.

Zum Fortgehen ſich anſchickend, wandte er ſich noch einmal an ſie: „Sie müſſen mir verſprechen, ruhig zu zu ſein, Frau Kerner. Denken dürfen Sie gar nicht, nicht was war und nicht was ſein wird. Wollen Sie das?“

Seine Stimme klang ſo theilnahmsvoll, daß die Kranke ihn faſt betroffen mit ihrem eigenthümlich mißtrauiſchen Blick betrachtete und erſt nach einigem Zögern antwortete: „Ich will verſuchen, nicht zu denken, aber ich weiß nicht, ob ſich meinen Gedanken gebieten läßt.“

Dann legte ſie ihre Hand in die Rechte des Arztes, der ſie zum Abſchiede freundlich drückte.

Von jetzt ab galt täglich Profeſſor Bernhard's erſter Beſuch Frau Kerner. Er blieb meiſtens ein halbes Stündchen plaudernd vor ihrem Bette ſitzen. Er wußte nun, daß ſie eine gute Bildung beſitze, daß aber ein hartes Schickſal ſie verbittert habe.

Trotz Bernhard's aufrichtiger Theilnahme bewahrte die arme Kranke ihm gegenüber stets ihr seltsam verschlossenes Wesen, so daß er nach Verlauf von zwei Wochen, als er sie bei seinem Besuche schon angezogen zum Fortgehen fand, kaum mehr von ihr wußte, als am ersten Tage ihres Eintrittes in das Krankenhaus.

„Haben Sie so große Eile, von uns fortzukommen?" redete er sie scherzend an, während er Hut und Stock bei Seite stellte und dann die Genesene nöthigte, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

„Ich bin wieder gesund," sagte sie in ihrer verweisenden Art, „und habe somit nicht länger Anspruch auf die Wohlthaten dieser Anstalt."

Sie mochte wohl fühlen, daß der Arzt ein freundlicheres Wort von ihr erwartet hatte, und daß ihre rauhe Art ihn verletze, denn in sichtlicher Verlegenheit blickte sie jetzt vor sich nieder, strich bald ihre abgenutzten schwarzen Handschuhe glatt, bald rückte sie den nachlässig aufgesetzten, etwas verfärbten rothen Sammethut zurecht.

„Sie müssen mir vorerst noch eine Frage gestatten, Frau Kerner," begann der Professor nach einer Pause, bemüht, ihr Vertrauen zu erringen, „wenn Sie keine Angehörige haben, wohin wollen Sie sich dann wenden?"

„Das weiß ich noch nicht."

„Haben Sie Mittel?" fragte er unbeirrt weiter.

„Nein!" klang es kurz und schroff von den zusammengepreßten Lippen der unglücklichen Frau.

Mit einer Geberde des Mitleids ergriff der Professor ihre Hände und sagte, ihr tief in die Augen blickend, nicht ohne Vorwurf: „Warum haben Sie kein Vertrauen zu mir? Warum sprechen Sie nicht frei, damit ich Ihnen helfen kann?"

„Ich kann nicht," sagte sie fast wild, während sie sich erhob.

„Wollen Sie einige Tage mein Gast sein, Frau Kerner, Sie sind vollständig ungenirt und könnten sich in Ruhe nach einer Stellung umschauen."

Da blitzte es in den Augen der erregten Frau seltsam auf, Bitterkeit und Verachtung rangen förmlich miteinander. „Für diese Art von Anerbietungen muß ich danken!" rief sie aus.

„Ich verstehe nicht, wie ein ehrliches Anerbieten Sie beleidigen kann," sagte der Arzt nicht ohne Unmuth. „Ich würde Ihnen eine andere Antwort geben, als ich es jetzt thue, wüßte ich nicht, daß Sie krank sind, krank an Seele und —"

„Ja, ja, das ist es," unterbrach sie ihn rasch, und als bereue sie ihre harten Worte, fügte sie entschuldigend hinzu: „Ich habe viel gelitten, Herr Professor, und das Leid hat mich hart und mißtrauisch gemacht."

In ihrer zitternden Stimme that sich eine Welt von Jammer kund. Unruhig begann sie im Zimmer auf und ab zu gehen, während der Professor mit getheilten Empfindungen sie aufmerksam beobachtete.

Plötzlich blieb sie dicht vor ihm stehen, und ihm gerade und voll in's Auge blickend fuhr sie fort: „Ich glaube, Sie meinen es ehrlich mit mir, Herr Professor: dennoch kann ich nicht zu Ihnen kommen. Ich muß allein sein, es liegt zu viel hinter mir, ich muß mich erst wieder zurecht finden im Leben. Dazu bedarf ich der Einsamkeit."

„So erlauben Sie mir wenigstens, daß ich Ihnen eine Adresse gebe, wo Sie eine ruhige Unterkunft finden werden."

Ohne eine Antwort abzuwarten, zog er aus seiner Brieftasche eine Visitenkarte hervor, auf die er mit Bleistift einige Worte schrieb und dieselbe dann Frau Kerner überreichte.

„Auf diese Empfehlung wird Ihnen ein hübsches, ruhiges Zimmer angewiesen werden," sagte er. „Daß ich

der Besitzer des Hauses bin, will ich Ihnen nicht verhehlen, allein die jetzige Bewohnerin desselben, die vollständig unabhängig von mir ist, ernährt sich durch das Vermiethen ihrer Zimmer. Das Haus liegt im Garten und bietet somit Ruhe und Einsamkeit, wie Sie es wünschen. Sie könnten nicht besser untergebracht sein."

„Ich danke Ihnen," sagte sie, die Karte an sich nehmend, „wenn ich auch nicht verstehe, warum Sie mir ein solches Interesse erweisen."

„Ich knüpfe nur noch eine Bedingung an meinen Vorschlag," fiel der Professor in fast scherzendem Tone ein, „Sie müssen mir in wenigen Tagen Nachricht von sich geben."

„Sie sollen von mir hören," entgegnete sie rasch, während sie sich der Thür zuwandte.

„Und Sie halten Ihr Wort?" fragte Bernhard, sich ihr nähernd.

„Ich brach noch nie mein Wort," gab sie stolz zurück. Damit hatte sie das Zimmer verlassen.

2.

Es war wenige Tage später, als der Professor ermüdet von seinen angestrengten Patientenbesuchen in sein behagliches Junggesellenheim zurückkehrte.

Er befand sich in eigenartiger Stimmung. Die Stirn umwölkt, trat er an das hohe Bogenfenster, das auf den Garten hinausging, und es weit öffnend blieb er sinnend stehen. Sein klares Auge spähte den Garten hinunter bis an das niedrige Häuschen, das sich am Ende desselben befand.

Dort wohnte jetzt Frau Kerner.

Marie Kerner! Das war der Gedanke, den der Professor nicht mehr los werden konnte. Ueberall tauchte das

Bild dieser Frau vor seiner Seele auf, immer wieder sah er ihre trotzigen Züge, die an die dunkle, räthselhafte Tiefe des Meeres gemahnten.

Es beängstigte und verletzte ihn zugleich, daß sie ihm noch immer keine Nachricht gesandt hatte. Hatte sie eine Stellung gefunden und vielleicht die Stadt verlassen?

„Nein, nein," rief es laut in ihm, „eine Wortbrüchige ist sie nicht! Wie stolz, wie zuversichtlich hatte nicht ihr letztes Wort geklungen: ‚Ich brach noch nie mein Wort.'"

Er war vom Fenster zurückgetreten, um es sich in seinem amerikanischen Schaukelstuhl bequem zu machen.

Er hing seinen Gedanken nach. Die letzten Jahre hatten ihm Erfolg und Glück in seinem Berufe gebracht, einem Berufe, den er bei seiner künstlerischen Veranlagung nicht aus Neigung gewählt hatte, sondern der ihm von des Lebens Ernst und der zwingenden Nothwendigkeit aufgedrängt worden war. Es hatte harte Seelenkämpfe gekostet — diese Zeit aber lag jetzt weit zurück, sie war fast vergessen durch die Fülle von strengen Pflichten, die ihm täglich oblagen.

Die Welt nannte ihn einen beneidenswerthen Mann. Von seinen Kollegen hochgeachtet, von den Kranken geliebt und verehrt, und von der sogenannten Gesellschaft verhätschelt, durfte er mit Recht sich dafür halten. Seit Kurzem jedoch konnten seine Gedanken in den Mußestunden keine Ruhe mehr finden. Er fühlte sich nicht mehr so behaglich wie ehedem in seinem mit allem Kunstsinn und modernen Luxus ausgestatteten Räumen. Es überkam ihn oft ein Gefühl der Vereinsamung.

„Warum hast Du nie geliebt?" fragte er sich, und unwillkürlich tauchte Marie Kerner's Bild vor seinen Augen auf.

Aber solche Träumereien waren nichts für einen Mann seines Alters und seiner Stellung als nüchterner, prak-

tischer Arzt. „Hirngespinnste!“ rief er plötzlich laut, aus seinem Sessel aufspringend, während er mit beiden Händen sein schon stark ergrauendes Haar zurückstrich und zu dem großen Bechsteinflügel schritt, der inmitten des Zimmers stand.

Während er den Deckel des Instrumentes aufschlug, blieb sein Blick auf Beethoven's Büste ruhen, die aus einer Palmengruppe hervorragte. Mahnten die Züge dieses großen Meisters ihn nicht auch an Marie Kerner? Es war ganz dasselbe Zusammenziehen der buschigen Augenbrauen, das Düstere des Blickes, hinter dem verhaltene Seelenschmerzen sich versteckten.

Dann erklangen unter seinen Fingern die gewaltigen Töne der Sonata appassionata.

Bernhard hatte selten so vorzüglich gespielt wie heute, er selber vermeinte, noch nie diese gewaltige Komposition so ganz verstanden zu haben — den leidenschaftlichen Kampf, das endlich siegreiche Durchringen zum Entsagen, zum stillen, inneren Frieden.

Er war wieder an das offene Fenster getreten, die milde Frühlingsluft fluthete ihm berauschend entgegen. Da gewahrte er plötzlich, daß auch in dem kleinen Gartenhäuschen eines der Fenster offen stand. Er sah eine Frauengestalt vor demselben, wie im tiefsten Schmerz in sich zusammen gesunken; der Kopf lag in den Händen vergraben auf der Fensterbrüstung.

Wie ein freudiges Erkennen glitt es über Bernhard's Züge. Er kannte diesen Kopf mit den üppigen schwarzen Haaren.

Unverwandten Auges blickte er hinüber. Die Gestalt schien ihm wie leblos, keine Bewegung ging durch ihre Glieder, und bange Befürchtungen durchzuckten plötzlich Bernhard's Herz. Wie, wenn Mariens noch überreizte Herzthätigkeit ein plötzliches Ende herbeigeführt hätte!

Er mußte zu ihr, er hatte als Arzt die Pflicht, es zu thun.

Mit raschen Schritten hatte er den Garten durcheilt, in wenigen Minuten stand er neben der regungslosen Gestalt, erfaßte ihre Hände, da fuhr sie wie aus einem Traume auf. Erschreckt blickte sie den Professor an.

„Gottlob," rief er aus, noch immer ihre Hände haltend, „ich sah Sie von meinem Fenster aus so unbeweglich, so still, daß der Arzt in mir mich hereilen ließ; verzeihen Sie diesem das Eindringen."

Frau Kerner schien verwirrt, es sprach aus Bernhard's Worten ein tiefer Herzenston, der sie eigenthümlich berührte.

Ihre Hände frei machend, erhob sie sich, ihrem Gast einen Sessel hinschiebend, während sie in der Ecke des kleinen niederen Sopha's ihm gegenüber Platz nahm.

„Ich glaube mich nicht zu irren, Herr Professor," hub sie leise an, „wenn ich annehme, daß Sie der Spieler des herrlichen Musikstückes, das eben zu mir herüberklang, waren."

Er nickte schweigend.

„Dann muß ich Ihnen danken," fuhr sie wärmeren Tones fort. „Sie ahnen wohl nicht, was Sie mir mit Ihrer Musik gethan haben, Sie haben mir das Herz gerührt, das ich erstarrt glaubte. Was alle Trostesworte der Welt nicht vermögen, das vermag die Musik. Es gibt so herbe Seelenschmerzen, daß Worte nicht mehr trösten können. Das ausgesprochene Wort nennt doch den Schmerz und das Leiden immer wieder mit seinem trostlosen Namen, es stört ihn auf's Neue auf, aber Musik, wenn es die rechte ist, fährt wie eine sanfte, liebkosende Hand über das wunde Herz, sie träufelt Balsam hinein, sie löst alle Bitterkeit, allen Trotz, alle Starrheit, sie stärkt so wundersam, daß man sich versucht fühlt zu

hoffen, selbst ein so trostloses, verfehltes Leben, wie das meine, ließe sich noch einmal wieder aufrichten."

„Das glaube ich zuversichtlich," entgegnete Bernhard, ihr tief in's Auge schauend, ergriffen von dem seltsamen Wechsel, der sich so plötzlich in dem Wesen der einsamen Frau vollzogen hatte. „Lassen Sie mich Ihr Freund sein, gönnen Sie mir die Freude, Ihnen rathen, Ihnen beistehen zu dürfen."

Sie hatte während seiner Worte den Kopf gesenkt und blickte starr auf ihre im Schoße gefalteten Hände herab, die Lippen fest zusammengepreßt, als ringe sie mit einem Entschlusse.

Nach einer kurzen Pause hob sie mit der ihr eigenen Art den Kopf, ihn stolz zurückwerfend, und blickte den Professor fest an.

„Wie Sie mich vorhin am Fenster gesehen haben, bin ich im Geiste mein Leben durchgegangen, ohne daß es mir gelungen wäre, zu einem Schlusse zu gelangen. Ich, die ich ehedem stets wußte, was ich wollte, und thatkräftig war, bin jetzt willenlos und schwach. Ich will Ihnen die Geschichte meines Lebens erzählen, vielleicht vermag dann Ihr Rath mich auf die rechte Bahn zu führen. — Ich bin das Kind wohlhabender Eltern. Mein Vater war Kaufmann, ein Lebemann mit ziemlich oberflächlicher Bildung. Meine Mutter, die Tochter eines Gelehrten, besaß außergewöhnliche Kenntnisse. Dieser Bildungsunterschied meiner Eltern war wohl hauptsächlich Anlaß ihrer unglücklichen Ehe. Pekuniäre Verluste, die meinen Vater trafen, trugen dazu bei, die Gegensätze noch zu verschärfen. Unter dem Eindrucke alltäglicher trostloser Zwistigkeiten wuchs ich heran. Daß ich unter solchen Umständen mich nicht heiter und liebenswürdig entwickeln konnte, ist wohl kein Wunder. Woher hätte ich denn auch frohe Lebenslust schöpfen sollen? Ein beständiger Druck lag auf meiner

Kindesseele. Am wohlsten war mir, wenn ich allein in meiner Stube sitzen konnte. Dort konnte ich Stunden um Stunden verbringen, sobald ich nur irgend ein Buch hatte. Dann vergaß ich mich und mein trauriges Dasein, um in den Freuden und Schmerzen Anderer aufzuleben. Daraus mag meine frühzeitig entwickelte Neigung zur Schauspielkunst entstanden sein, der ich mich auch zu widmen entschloß, als ich mich mit siebzehn Jahren für irgend einen Erwerb zu entscheiden hatte.

Während ich in München dramatischen Unterricht nahm, trennten sich meine Eltern. Meine Mutter zog nach einer kleinen süddeutschen Universitätsstadt, wo sie durch literarische Arbeiten sich ihren Lebensunterhalt erwerben wollte, während mein Vater sein Geschäft fortführte, dessen Grundlage aber immer schwankender wurde.

Mit rastlosem Eifer studirte ich meine Rollen ein, um so bald als möglich selbstständig zu werden. Willig ertrug ich alle Entbehrungen, denn ich hatte manches Mal mit wirklicher Noth zu ringen; wurde ich doch von meinem Vater nur mit kargen Mitteln versehen. Aber was erträgt man nicht mit der Aussicht auf ein lockendes Ziel! Ich hoffte ja auf eine Zukunft, auf eine wirkungsreiche, vielleicht auch auf eine ruhmreiche. Nach zweijährigem Studium begann ich meine schauspielerische Laufbahn. In einer norddeutschen Provinzstadt hatte ich Engagement gefunden, und es nahte der verhängnißvolle Tag meines ersten Auftretens. Ich sah demselben mit fieberhafter Erregung, mit Freude und Bangen entgegen."

Erinnerungsverloren hielt Marie in ihrer Erzählung inne, senkte den Kopf und legte die Stirn in die Hand. Als sie wieder aufblickte, lag der frühere harte Zug um den Mund.

„Ich fiel durch," sagte sie dumpf.

„Wie war das möglich?" fragte Bernhard. „Sie

haben ein selten lebhaftes Mienenspiel und sicherlich auch dramatisches Talent."

„Zur Schauspielerin gehört aber noch mehr," versetzte sie nicht ohne Bitterkeit. „Es gehört in erster Linie Schönheit dazu, und die fehlte mir. Ich weiß, am ersten Abend meines Auftretens spielte ich gut, das fühlte ich selber, und auch die Kritik sprach mir Talent und Verständniß nicht ab, mehr aber noch beschäftigte sie sich mit meiner wenig vortheilhaften Außenseite. Ich trat noch einmal auf, aber mit noch geringerem Erfolge, als das erste Mal. Der Direktor kündigte mir darauf, indem er mir sagte, daß es mir an dem eigentlichen dramatischen Nerv fehle. Ich ließe die Zuschauer kalt."

„Und wie trugen Sie diesen Mißerfolg?" fragte Bernhard.

„Wie eben die Jugend Mißerfolge erträgt. Erst war ich verzweifelt, aber Selbstgefühl, beleidigter Stolz und Hoffnung rüttelten mich gar bald wieder auf, und ich rüstete mich mit neuer trotziger Kraft für eine andere Laufbahn. Ich ging wieder zurück nach München, das Lehrerinnenseminar durchzumachen; für eine Lehrerin kommt ja das Gesicht nicht in Betracht. Wesentlich erleichtert wurde mir die nochmalige Lehrzeit durch den glücklichen Umstand, daß ich bald nach meiner Rückkehr nach München durch den Tod eines entfernten alten Verwandten zu einem kleinen Vermögen gelangte. Ich war wenigstens nicht länger auf die Hilfe meiner Eltern angewiesen, die ja Beide genug mit sich selbst zu thun hatten. Trotz meines einsamen Lebens, da ich mit Niemand, selbst nicht mit meinen Kolleginnen verkehrte, vergingen meine Studienjahre unter angestrengter Arbeit sehr rasch. Da, nur wenige Monate vor der Prüfung, trat mein Schicksal mir in der Gestalt eines früheren Bekannten, des Schauspielers Paul Kerner entgegen. Ich freute mich

außerordentlich, ihn wieder zu sehen, denn er hatte mir allein freundliche Theilnahme erwiesen, die, wie ich bald zu bemerken glaubte, er mir auch jetzt noch bewahrte. Er schalt die Kritik eine ungerechte, die mich von einer Laufbahn vertrieben, zu der ich unbedingt Befähigung besäße. So banal und unwahr mir heute dieser Ausspruch klingt, so wohl that er mir damals. Meine Niederlage erschien mir nun fast als ausgewischt. Ich sah Paul Kerner jetzt öfters, er versicherte mich seiner Freundschaft, und ich glaubte ihm. Ich glaubte ihm auch, als er mir wenige Wochen später seine Liebe gestand. Ich wurde sein Weib, und wähnte mich glücklich. Man muß ebenso einsam im Leben gewesen sein, wie ich, um die Seligkeit begreifen zu können, sich an dem Herzen eines Andern geborgen zu wissen."

Wie ein trüber Schatten flog es über Bernhard's Gesicht. War er sich nicht auch seiner Einsamkeit bewußt, und sehnte er sich nicht nach einem Frauenherzen, das Theilnahme und Verständniß für ihn hätte. Prüfend blickte er zu Marie hinüber; er sah, wie es in ihren Augen feucht schimmerte, wie es um ihre Mundwinkel schmerzlich zuckte, aber sie wollte sich keiner Rührung hingeben. Fast heftig war sie aufgesprungen, das Fenster zu schließen, durch welches die milde Abendluft eindrang.

„Das Glück verflog wie ein Traum," sagte sie dann mit harter Stimme, während sie zu ihrem Platze zurückkehrte. „Es war nur ein kurzer, trauriger Wahn gewesen! Mein Mann hatte nur auf mein kleines Kapital spekulirt und suchte nun, als er es hatte, sein Vergnügen außerhalb des Hauses. Er wurde erst wieder häuslich, als ich aus Barmherzigkeit eine junge, schöne Schauspielerin bei mir aufnahm, nachdem dieselbe mir ihre schutzlose Lage geklagt. Um sie vor Verfolgungen zu schützen, bot ich ihr eine Heimstätte bei mir an. Ich mußte nun sehen, wie

mein Mann kein Auge von diesem schönen Wesen wandte. Was ich litt, will ich hier nicht erzählen, aber ich störte meinen Mann mit keiner Klage. Ich hoffte durch Nachsicht und Milde mir seine Liebe zurückzugewinnen. Und wirklich schien es so, als ich nach Jahresfrist Mutter wurde. Ich hoffte nun zuversichtlich, daß der Besitz eines Kindes das Pflichtgefühl mächtig genug in meinem Mann anfachen würde, um nur ihm und mir zu leben. Aber es war Täuschung! Je mehr das Kind meine Zeit in Anspruch nahm, desto rücksichtsloser und ungestörter widmete mein Mann sich der jungen Schauspielerin. Ich ertrug diese Vernachlässigung mit stummer Erbitterung, ich war zu stolz, um seine Liebe zu betteln. Außerdem hatte ich doch das Kind, an welches sich mein Herz mit ganzer Liebe anklammerte. Dieser einzige Trost wurde mir nur zu bald genommen. Nach einem halben Jahre starb das kleine Wesen, und um mein Elend auf das Höchste zu steigern, verließ mein Mann mich mit jener jungen Schauspielerin, die bei mir eine Heimstätte gefunden hatte. Den Rest meines Vermögens hatte er ebenfalls mitgenommen."

„Der Elende!" murmelte Bernhard voll tiefer Entrüstung.

„Mein Heil war es vielleicht, daß ich die ganze Erbärmlichkeit dieses Mannes so plötzlich und so unverhohlen kennen lernte," fuhr Marie fort. „Ich hätte vielleicht in weibischer Schwäche um seine verlorene Liebe gejammert, aber gerade der Umstand, daß er neben dem Treubruche an meinem Herzen zugleich so niedrig sein konnte, mich auch der Mittel zu meinem Unterhalte zu berauben, mich der bittersten Noth preis zu geben — das gab mir Stolz, Selbstbewußtsein, Muth und Kraft zum Handeln zurück. Ich verkaufte alle meine Habseligkeiten, um mit meinem Vater, der inzwischen gänzlich ruinirt war, nach Amerika

auszuwandern. In der neuen Welt wollten wir ein neues Leben beginnen."

„Und ließen Sie Ihren Mann nicht verfolgen, zwangen Sie ihn nicht zur Scheidung, zur Herausgabe Ihres Vermögens?" fragte Bernhard voll Spannung.

„Nein," sagte sie einfach, „innerlich war ich ja für alle Zeiten von diesem Manne geschieden, wozu das Gericht anrufen? Ich verabscheue es, innere Familienangelegenheiten vor die Oeffentlichkeit zu bringen."

Halb erstaunt, halb bewundernd blickte der kundige Arzt diese Frau an, die so sachlich ihre Lebensgeschichte erzählte, so klar und nüchtern über alle Gefühle und Empfindungen zu urtheilen verstand. Hatte er gleich anfangs, bei dem ersten Anblick ihres merkwürdigen Charakterkopfes lebhaftes Interesse empfunden, das sich allmälig immer wärmer gestaltete, so steigerte dasselbe sich heute, wo er Einblick in Mariens Anschauungsart, in ihr tiefes Gefühlsleben nehmen durfte, bis zur wahren Herzensneigung.

„Und Sie gingen wirklich nach Amerika?" fragte Bernhard endlich, die eingetretene Pause unterbrechend.

„Ja, ich ging, nachdem ich Abschied genommen von dem kleinen Hügel, unter dem mein Kind schlief. An dieser Stätte gelobte ich mir, die Vergangenheit zu vergessen, hinfort nur ein Ziel vor Augen zu haben, das der Arbeit und der Pflicht. Ich schwur mir zu, mein Herz vor jedem neuen Wahne zu hüten, ihm kein Träumen von Glück mehr zu gestatten, denn ich hatte in der Liebe, wie vordem in der Schauspielkunst, Fiasko gemacht. — Mein Wunsch, bald Arbeit zu finden, ging schon auf der Ueberfahrt nach Amerika in Erfüllung. Das Kind einer wohlhabenden amerikanischen Familie erkrankte, und ich erhielt durch Vermittelung eines deutschen Arztes, der unter den Passagieren sich befand, die Stelle einer Pflegerin."

„Ja, ja," rief Bernhard, Mariens Hände fassend, „ich

wußte, daß wir uns schon einmal im Leben begegnet waren. Ihr ernstes Wesen bei Ihrer großen Jugend hatte etwas so Rührendes, daß ich Sie lange nicht habe vergessen können. Jetzt vermag ich wohl zu verstehen, was mir damals an Ihnen ein Räthsel zu sein schien, ich meine Ihre frühe innerliche Reife. Und Sie, Frau Kerner, sahen Sie damals nicht den tiefen Eindruck, den Sie auf mich machten?"

„Nein," entgegnete sie schlicht, ihre Hände aus den seinen lösend, „ich sagte Ihnen ja schon, was ich mir in der Abschiedsstunde zugeschworen hatte. Glauben Sie denn, ich sei so schwach gewesen, so bald mir selber untreu zu werden?"

„Verzeihen Sie," bat der Professor, während ein leichtes Roth seine wohlwollenden Züge überflog, „daß ich an mich dachte, während ich doch nur Ihre Lebensgeschichte hören wollte, um Ihnen zu rathen. Aber wir vermögen eben nur schwer unseren Herzenswünschen zu gebieten."

Kein Zug in Mariens Gesicht verrieth, ob Bernhard's Worte irgend welchen Eindruck auf sie gemacht hatten; es erschien vollständig bewegungslos, so daß die scharfen Züge noch stärker hervortraten. Die Hände fest ineinander geschlungen, blickten die grauen Augen starr in's Weite.

Betroffen von ihrem Anblick, fragte Bernhard sich nicht ohne inneres Beben, ob denn das Leid ihr jegliche Fähigkeit einer wärmeren Herzensregung genommen habe. „Wollen Sie nicht fortfahren in Ihrer Erzählung?" fragte er.

„Ich blieb ein Jahr lang als Bonne in der amerikanischen Familie," begann Marie wieder, „und war zufrieden. Hatte ich doch gefunden, was ich gewollt, Pflichten. Ich fühlte, nur die strengste Erfüllung derselben gewährt dauernde Befriedigung. Mein Vater führte inzwischen ein abenteuerliches Leben. Die Noth hatte ihn

gezwungen, jede Beschäftigung zu ergreifen, die sich ihm bot. Da gelang es ihm plötzlich, sich an einem neuen Bankgeschäft zu betheiligen. Auf sein Drängen mußte ich meine Stellung aufgeben und zu ihm ziehen, ihm die Wirthschaft zu führen. Ich ahnte nur zu bald, daß unsere Existenz eine unsolide sei, ebenso unsolid wie die Leute, die bei uns ein und aus gingen. Lassen Sie mich schweigen von den Gefühlen, die zu jener Zeit meine Seele durchbebten, von dem Kampfe zwischen der Ueberzeugung des Rechten und dem schuldigen kindlichen Gehorsam. Ich litt entsetzlich. Was ich befürchtete und vorausgesehen, wurde nur zu schnell zur traurigen Wahrheit — gänzlicher Zusammenbruch des schwindelhaften Unternehmens, das mit fremdem Gelde in's Leben gerufen war. Es folgte nun eine trostlose Zeit der bittersten Noth für meinen Vater und mich. Mein Vater, an ein Genußleben gewöhnt, ertrug nur schlecht den quälenden Hunger, die elende Behausung, das angestrengte Suchen und Hasten nach Verdienst. Eine bösartige Krankheit packte ihn, er kam in ein Krankenhaus. Der behandelnde Arzt mochte wohl Mitleid mit mir haben, wenn ich zuweilen meinen kranken Vater besuchte; trug doch damals mein ganzes Wesen nur zu deutlich die Spuren des Elendes. Seinem Einflusse dankte ich bald die Stelle einer Wäschebewahrerin im Krankenhause. Ich vermag Ihnen nicht zu schildern, mit welchem Danke ich diese Stellung einnahm. Man muß eben tagelang in den Straßen von New-York, nach Arbeit suchend, umhergeirrt sein, um die Wohlthat ganz verstehen zu können, plötzlich wieder eine gesicherte Existenz zu besitzen, sei dieselbe auch noch so bescheiden. Als mein Vater nach Monaten das Krankenhaus verließ, war es nur, um in einem anderen untergebracht zu werden. Körperlich hergestellt war er jetzt, aber geistig zerrüttet. Sein Unterhalt verschlang fast meinen ganzen Verdienst. Nach

sechs Jahren erlöste ihn endlich der Tod von seinen Leiden."

„Und Sie, wie ertrugen Sie diese Zeit?"

„Die tägliche Erfüllung der mir obliegenden Pflichten erfüllte mich mit Zufriedenheit, und mehr zu verlangen haben wir Erdenkinder wohl kaum das Recht. Das wenigstens suchte ich mir klar zu machen, wenn hin und wieder das ungeduldige Herz nach Freude oder gar nach Glück verlangen wollte. Und ganz ohne Freude war auch mein Leben nicht. Wenn ich an freien Sonntagen meinen Vater besuchte, hatte ich die Genugthuung, zu sehen, daß es jedesmal wie ein Freudenschimmer über sein armes, blasses Gesicht ging. Er faßte dann auch zuweilen meine Hand oder streichelte meine Wangen. In meinem Herzen regte sich dann etwas wie Dankbarkeit, daß es doch Jemanden auf der Welt gab, dem ich etwas sein durfte. Denn das Bewußtsein, einem Anderen zum Leben nothwendig zu sein, ist es hauptsächlich, was wir Frauen brauchen, was uns die Kraft und Opferwilligkeit verleiht, standhaft jegliches Leid zu ertragen."

„Und hörten Sie inzwischen nichts von Ihrer Mutter?" fragte Bernhard.

„Ich stand mit ihr in ziemlich regelmäßigem Briefverkehr. Ihre Briefe, sowie die mir von Zeit zu Zeit übersandten literarischen Arbeiten bargen für mich eine Fülle reinster Freuden in sich. Durch sie vermeinte ich, meine Mutter erst eigentlich kennen zu lernen. Bewundernd mußte ich ihre hohe Geistesrichtung, ihre ideale Lebensanschauung anerkennen. In meiner Phantasie lebte meine Mutter mir als ein leuchtendes Vorbild, ich hatte mich gewöhnt, sie fast als eine Heilige zu verehren. Was war natürlicher, als daß nach dem Tode meines Vaters es mich nicht länger in Amerika litt? Ein mächtiges Sehnen nach der alten Heimath packte mich, ich wollte ausruhen an dem Herzen meiner Mutter."

„Und Ihr Mann? Haben Sie ihn nie wieder gesehen, nie mehr von ihm gehört?“

„Ein Zufall ließ mich erfahren, daß jene Person, um derentwillen er mich verlassen hatte, ihm das gleiche Schicksal bereitet habe. Sie ist die Gattin irgend eines amerikanischen Millionärs geworden, während es mit ihm bergab ging. Eine Zeitungsnotiz belehrte mich, daß er als Komiker einer Vorstadtbühne in Berlin lebe.“

„Und betrachten Sie sich noch an ihn gebunden?“ fragte der Professor, ernst und gespannt in die klaren, grauen Augen seiner Patientin blickend.

„Darüber habe ich nie nachgedacht,“ sagte sie ruhig, „wozu auch? Innerlich sind wir so vollständig getrennt, daß ich bei seinem plötzlichen Erscheinen nicht einmal mit der Wimper zucken würde. Was hat das konventionelle Band für einen Werth? Indeß ist es nicht wahrscheinlich, daß er je wieder meinen Weg kreuzen wird.“

Der Professor schien nicht ganz befriedigt von der Antwort, wie eine Enttäuschung glitt es über sein Gesicht.

„Ich komme jetzt zu dem Ende meiner Erzählung,“ begann Marie wieder, „wenn dieses auch fast für mich am schwersten zu erzählen ist. Von Ungeduld getrieben, erreichte ich endlich das Ziel meiner weiten Reise. Ich kam um einen Tag früher an, als meine Mutter mich erwartet hatte. Hochklopfenden Herzens stand ich vor ihrer Thüre. Ich las den Namen: ‚Hermine Köhler,‘ das war ihr Schriftstellername. Es überkam mich plötzlich eine seltsame Scheu; zaghaft fragte ich mich, ob wir Beide auch zu einander passen würden, die berühmte Frau der Feder und die schlichte Arbeiterin, die durch harte Schicksale verbittert worden war. Da hatten meine Finger, ohne daß ich gewollt, die elektrische Glocke gestreift. Die Thür ging auf, eine Dame in modischer Trauerkleidung stand vor mir. Ein Blick, ein langer Blick des

Prüfens, des Erkennens, und ich lag in den Armen meiner Mutter."

Marie machte eine Pause und athmete schwer.

„Es lag nichts Herzliches in unserer Umarmung, das fühlte ich gleich," nahm sie dann den Faden ihrer Erzählung wieder auf, „es war etwas Fremdes zwischen uns. Dieses Gefühl wich auch später nicht, als wir zusammen am Theetische saßen, und ich Gelegenheit hatte, meine Mutter aufmerksamer zu beobachten. Diese Frau vor mir mit den gebrannten Haaren, den kleinen, unruhig umher blickenden Augen, den zarten, wohlgepflegten Händen, an deren Fingern Diamanten blitzten, war so ganz verschieden von dem Bilde, das seit Jahren in meiner Phantasie gelebt hatte.

Mit Erstaunen nahm ich wahr, wie reich die Wohnung meiner Mutter eingerichtet war. Teppiche, dicht verhängte Fenster, Thürvorhänge, elegante Möbel, Bilder an den Wänden — das Alles waren Dinge, an die ich nicht mehr gewöhnt war. Unwillkürlich mußte ich einen Vergleich ziehen zwischen dem kahlen, öden Stübchen im Irrenhause zu New-York und diesem „Dichterheim", wie meine Mutter es nannte.

Sie mochte wohl meine Gedanken errathen, denn es klang wie eine Entschuldigung, als sie nun erzählte, daß sie durch den kürzlich erfolgten Tod ihrer Mutter zu einigem Vermögen gelangt sei und sich endlich einen gewissen Komfort habe gestatten können. „Ich brauche denselben," sagte sie, „denn es ist wahrlich nicht so leicht, die Salons der vornehmen Welt zu schildern, wenn man Dürftigkeit um sich her erblickt. Das Auge muß Schönes sehen, wenn der Geist schön empfinden soll."

Ich wollte ihr dann von meinen und meines Vaters trostlosen Tagen im Spitale erzählen, aber sie gebot mir Schweigen, „denn," fügte sie hinzu, „ich habe selbst Elend

genug durchgemacht und kann von solchen Dingen nichts mehr hören, meine Nerven ertragen keine Klagen. Ueberdies erachte ich es als Pflicht, meine Stimmung harmonisch zu erhalten, um das Feld zu behaupten, das ich mir durch meine literarischen Arbeiten errungen habe. Was hinter Dir liegt, ist abgethan, blicke nicht zurück."

Wie war ich enttäuscht in meinen Erwartungen! Dennoch suchte ich den krassen Egoismus, der aus dem Wesen meiner Mutter sprach, mit ihrem langen Alleinsein zu entschuldigen. Redlich versuchte ich, ihre Eigenarten zu ertragen, wie ich die meines Vaters ertragen hatte. Aber es wurde mir schwer, viel schwerer, als bei diesem, denn hier fühlte ich bald heraus, daß ich in ihrem Herzen nicht den ersten Platz einnahm; der gehörte einem jungen Manne, der täglich bei uns verkehrte. Er wurde mir als Privatdozent und treuester Freund meiner Mutter vorgestellt. Es war ein Mann von sehr zarter Gesundheit, der trotz seiner Jugend etwas Greisenhaftes hatte. Er schien sich mit großen Gedanken zu tragen, denn er entwickelte häufig und gerne Ideen, die darauf hinzielten, die ganze Menschheit zu beglücken. Es that sich in seinem Wesen eine unbegrenzte Verehrung und Bewunderung für meine Mutter kund. Er sagte mir einst selbst, wenn er im Leben weiter nichts erreicht hätte, als die Freundschaft meiner Mutter errungen zu haben, so dünke ihn das genug, um gelebt zu haben. Gegen mich zeigte er eine gemachte Herzlichkeit, die mich mehr abstieß, als anzog.

Sie werden verstehen, Herr Professor, daß ich in dieser Umgebung nicht heimisch werden konnte. Und wenn nun gar, was häufig geschah, Abends sich Gesellschaft bei meiner Mutter einfand, so fühlte ich mich doppelt fremd und allein. Der junge Dozent las dann aus dem neuesten Manuskript meiner Mutter vor, und während Alle vor Bewunderung überströmten und sich über die psychologische

Entwickelung der geschilderten Personen unterhielten, saß ich abseits von der schöngeistigen Gesellschaft mit irgend einer prosaischen Näharbeit beschäftigt und sehnte mich heimwehkrank nach dem armseligen Lächeln meines Vaters.

Ich fühlte täglich mehr und mehr, daß die Kraft der natürlichen Bande zwischen Mutter und Tochter sich nicht mehr bewährte, daß wir uns gar nicht verstanden. Ich hätte ja wieder hinaus pilgern können in die fremde weite Welt, aber es fehlte mir der Muth dazu. Das Wohlleben hatte mich schon feige gemacht. Da ich nicht mehr die Energie besaß, gegen den Strom zu schwimmen, so wollte ich mich treiben lassen, wohin des Schicksals Fluthen mich eben werfen würden. Monatelang lebte ich dahin, innerlich unzufrieden und doch nicht thatkräftig genug, etwas zu ändern. Das Schicksal sorgte aber dafür, mich bald aus dieser seelischen Schlaffheit und Ermattung aufzurütteln.

Eines Nachmittags kam der junge Gelehrte, der Freund meiner Mutter, als diese abwesend war. In der Voraussetzung, daß er wieder gehen würde, machte ich ihn auf diesen Umstand aufmerksam, aber ich hatte mich geirrt; er blieb und begann eine Unterhaltung mit mir. Das war seltsam. Denn bisher hatte der Herr außer einigen allgemeinen Redensarten kaum je das Wort an mich gerichtet.

Mein anfängliches Befremden wuchs bis zum Mißtrauen, je länger wir miteinander sprachen. Er rühmte mein gutes Aussehen, was zwar kein Wunder sei, denn unter der Obhut und Pflege meiner vorzüglichen Mutter müsse der Körper, der Geist, die Seele und das Herz gesunden. Er habe das an sich erfahren. Und dennoch habe diese Frau selber eine wahre Wucht von Leiden in der Ehe mit meinem Vater ertragen, sich aber durchgerungen und durchgekämpft zu einer Lebensauffassung, die wahrhaft groß sei."

„Wie konnte der Mann so taktlos sein," meinte der Professor mißbilligend. „In diesen Lobeserhebungen der Mutter auf Kosten des Vaters gegenüber der Tochter lag doch eine Herabwürdigung für Beide."

„Das sagte ich ihm auch. Ich wußte immer noch nicht, wohin der junge Mann zielte, als er endlich, meine Hand fassend, behauptete, ich habe ihn falsch verstanden, er hätte nur ausdrücken wollen, daß er sehr wohl begreifen könne, wie man sich nur schwer wieder von einer solchen Umgebung und aus solchem Heim trennen könne. Da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, mit einem Male sah ich klar. Aber diese unerwartete Wendung unseres Gespräches hatte mich verstummen lassen, meine Sinne betäubt.

So verworren die weiteren Redensarten des Freundes meiner Mutter an mein Ohr klangen, ich hörte sie nur in abgebrochenen Sätzen, aber ich vernahm doch daraus, daß meine Mutter meiner Gegenwart überdrüssig sei und fand, daß es sich besser für mich schicken würde, mir selbst mein Brod zu verdienen, als hier in ihrem Hause die Gäste zu langweilen und ihre Verehrer darauf aufmerksam zu machen, wie alt sie schon sei. — Die Worte hatten mein Herz, mehr aber noch meinen Stolz getroffen, und damit mir Kraft zum Handeln zurückgegeben.

„Sie hätten sich Zeit und Mühe sparen können, mein Herr," brach ich los, „ich hätte dieses Haus sehr bald auch ohne Ihren Wink verlassen. Das sagen Sie meiner Mutter."

Ohne mich weiter um den Dozenten zu kümmern, oder ihm Zeit zur Entgegnung zu lassen, hatte ich das Zimmer verlassen. Mit mir allein hatte ich rasch einen Plan gefaßt. Ich gestattete den aufsteigenden, trostlosen Gefühlen der Empörung keine Herrschaft über mich, ich wollte und mußte den Kopf klar behalten, um richtig handeln zu

können. Vor allen Dingen galt es, ruhig zu erscheinen, wenn ich Abends am Theetisch mit meiner Mutter und ihrem Freunde zusammentraf; ich mußte Beide über mein Vorhaben täuschen. Es mag mir das einigermaßen gelungen sein, denn ich fühlte, wie die beobachtenden Blicke meiner Mutter fragend und erstaunt auf mir ruhten. In derselben Nacht verließ ich das Haus, ohne einen Gruß, oder ein Wort der Erklärung zurückzulassen.

Meine geringe Barschaft ermöglichte mir nur kurze Zeit, mein Leben zu fristen. Ich reiste mit dem ersten Frühzuge hierher. Nachdem ich mir ein sehr bescheidenes Zimmer gesucht hatte, begann ich eifrig, nach einer Stellung zu suchen. Meine Tage verbrachte ich in den Annoncen-Expeditionen der großen Zeitungen, in Stellenvermittelungs-Bureaux, oder mit Besuchen in Familien, wo man eine Kindswärterin, eine Haushälterin, Krankenwärterin oder Lehrerin suchte. Ueberall aber war ich erfolglos, trostloser kehrte ich jeden Abend heim, mit Schrecken wahrnehmend, daß trotz allen Sparens meine Barschaft zu Ende ging. Ich konnte höchstens noch eine oder zwei Wochen so fortleben.

Diese Zeit verging, und der Ostersonntag kam heran. Ich besaß keinen Pfennig Geld mehr, und wohin ich mich an diesem Tage in heller Verzweiflung auch wandte — Niemand war zu Hause, ein Jeder hatte die Stadt verlassen, war hinausgeeilt in's Freie, der neuerwachten Natur sich zu freuen. Ich irrte zweck- und ziellos umher, und befand mich auf einmal inmitten grüner Anlagen an der Seite eines rauschenden Wassers. Eine dicht am Ufer stehende Bank lud mich zum Niedersetzen ein — ich war ermattet, denn seit dem frühen Morgen hatte ich nichts mehr gegessen. In Strömen gingen festlich geputzte Menschen an mir vorüber, kaum einen Blick mir Einsamen gönnend. Wie that das Herz mir so weh in all' dieser

Frühlingspracht! Ich hörte dem Flüstern der Bäume zu, dem geschäftigen Murmeln des Wassers, es hatte etwas Betäubendes, wie floß es so eilends dahin, immer vorwärts, immer weiter. Wie kühl es da drinnen wohl sein mochte, wie angenehm, sich so treiben zu lassen von den Fluthen, nichts mehr von sich zu wissen, aller Noth, alles Elends enthoben. Ein Schwindel packte mich, ich sprang auf, stürzte zum Flusse — die Wasser schlugen über mir zusammen."

„Armes, unglückliches Weib!" rief Bernhard, von Mitleid ergriffen und die Widerstrebende an sich ziehend, die nun in einer Fluth von Thränen ihr Herz erleichterte.

Dann aber raffte sie sich plötzlich auf, sich einige Male mit dem Taschentuche über das Gesicht fahrend.

„Verzeihen Sie," sagte sie, jetzt wieder gefaßt, „Sie haben mich soeben schwach gesehen, das ist sonst nicht meine Art, aber die schreckliche Erinnerung übermannte mich."

Sie schien es nicht zu bemerken, welch' sichtlichen Kampf der kräftige Mann vor ihr mit seinen Herzenswünschen kämpfte. Unbekümmert um ihn fuhr sie fort: „Ich stehe jetzt wieder auf dem Punkte, wie vor der letzten Katastrophe. Können Sie mir helfen, rathen, was mit mir geschehen soll?"

„Wie ich Sie kenne," entgegnete er mit verschleierter Stimme, „wünschen Sie einen Wirkungskreis mit möglichst vielen Pflichten. Nach einer solchen Arbeitskraft suche ich schon lange. Für mein neu errichtetes Krankenhaus in dem Badeorte H. suche ich eine Vorstandsdame, welche die Gesammtaufsicht über das Haus- und Küchenpersonal, sowie die Buchführung übernehmen muß."

„Und glauben Sie wirklich in mir diese Arbeitskraft gefunden zu haben?" fragte Marie nicht ohne Spannung.

„Sie sind für mich die Verkörperung strengster Pflicht-

erfüllung," sagte Bernhard voller Ueberzeugung. „Willigen Sie ein, meine Mitarbeiterin zu werden?"

„O, wie danke ich Ihnen," rief Marie voll überströmenden Dankgefühles aus, tief ergriffen ihre Hand in die seine legend, „Sie sollen mich in dem mir anvertrauten Amte unermüdlich finden; welch' ein Segen, noch einmal wirken zu dürfen! Nun aber lassen Sie mich allein, denn das Glück so nahe bevorstehender Arbeit und Thätigkeit ist so überraschend gekommen, daß ich der Einsamkeit, der Sammlung bedarf."

„Danken Sie mir nicht zu früh," sagte der Professor, sich erhebend, „ich hoffe und erwarte viel von der Zukunft."

3.

Professor Bernhard hatte sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Marie schien für ihren neuen Wirkungskreis wie geschaffen, die leitenden Aerzte, die Kranken und das Dienstpersonal vermochten ihren unermüdlichen Pflichteifer nicht genug zu loben.

Und mit ihr selbst war seither die vortheilhafteste Veränderung vorgegangen. Ihre Züge waren weicher geworden, und in ihren Augen lag jetzt ein milder Glanz, der nur zu deutlich den ruhigen, inneren Frieden ihrer Seele widerspiegelte.

Sie hatte soeben die letzte tägliche Arbeit, die Durchsicht der umfangreichen Rechnungsbücher beendet, und war dann durch die offen stehende Thür auf den kleinen Balkon hinausgetreten, der sich vor ihrem Zimmer befand. Der Abend begann hereinzubrechen mit seinem milden Dämmerlichte und der weichen Luft, die so leicht in unseren Herzen ein seltsames Wünschen und Sehnen wachruft.

Marie schien in dieser Stimmung zu sein, als sie sich

jetzt in ihren Korbsessel zurücklehnte und einen Brief, den sie schon am Morgen erhalten hatte, wiederholt durchlas.

Es waren Bernhard's kräftige Schriftzüge, mit denen er seine Ankunft für den folgenden Tag anzeigte. Es lag dabei wie ein Glücksschimmer auf Mariens Züge, der sie seltsam verschönte. Den feuchtglänzenden Augen sah man es an, daß sie träume. Sie, die sonst so Nüchterne, Praktische, träumte einen holden Glückstraum. Ein mächtiges Sehnen nach Glück keimte in ihrem Herzen. An Bernhard's Seite hinfort zu leben, wie mußte das köstlich sein, wie würde seine Liebe alles bisherige Leid ausmerzen, als habe es nie bestanden.

Aber inmitten dieser Träume brach sich der Zweifel wieder Bahn. Sie schalt ihre Gedanken vermessen. Was berechtigte sie dann, an Bernhard's Liebe zu glauben; sein Benehmen gegen sie war doch wohl nichts Anderes gewesen, als der Ausdruck des Mitleides mit ihrem traurigen Geschick. Wie konnte sie nur wagen, zu hoffen, daß ihn ein wärmeres Gefühl für sie beseele. Und hatte denn ihr bisheriges Leben sie nicht genügend gelehrt, daß sie nicht zum Liebesglück bestimmt sei; wollte und mußte sie nicht dankbar und zufrieden sein, einen Wirkungskreis zu haben, der ihren Fähigkeiten und Wünschen entsprach? Warum verlangte denn jetzt ihr Herz so ungestüm nach Glück?

Sie hätte noch lange mit ihren Selbstbetrachtungen in der weichen Abendluft verharren mögen, hätte nicht plötzlich ein heller Lichtschein, der aus ihrem Zimmer zu ihr drang, sie zur Wirklichkeit zurückgerufen. Es war das Dienstmädchen, welches die Lampe brachte.

Mit der alten Raschheit ihrer Bewegungen erhob Marie sich, den Träumen zu entfliehen. Aber wie erschrak sie, als sie jetzt unter dem Rahmen der Balkonthüre die Gestalt eines Mannes erblickte.

„Guten Abend, Frau Kerner," klang die ruhige Stimme Bernhard's an ihr Ohr, „ich habe mich früher losmachen können, als ich geglaubt."

Marie war beinahe fassungslos, den Gegenstand ihrer Träume so plötzlich und unerwartet vor sich zu sehen; sichtlich rang sie nach Ruhe.

„Wollen wir in's Zimmer zurücktreten?" sagte sie endlich gepreßt.

„Ich möchte noch draußen bleiben," versetzte Bernhard. „Nach der drückenden Schwüle der Stadtluft, der heißen Eisenbahnfahrt, thut diese köstliche, erfrischende Abendluft nur zu wohl."

Damit hatte er sich niedergelassen, gleichzeitig einen Sessel für Marie hinschiebend. „Was ist Ihnen, Sie sind nicht wie sonst?" fragte er, sie prüfend anblickend.

„Mir ist nichts," entgegnete sie nicht ohne Verlegenheit, während ihr Herz unruhiger zu schlagen begann, „die sommerliche Abendluft hat etwas Berauschendes, sie hemmt unseren klaren Gedankengang. So ging es mir wenigstens, als ich vorhin ein wenig ausruhen wollte, ich verlor mich in Selbstbetrachtungen über mein vergangenes Leben."

„Das war nicht recht von Ihnen. Haben Sie mir doch versprochen, mit der Vergangenheit für alle Zeiten zu brechen. Warum blicken Sie nicht vorwärts, wie ich es thue? Sehen Sie, mich haben auf der langen Fahrt hierher die schönsten Zukunftsträume umgaukelt, es war ein goldener Traum, Marie, es hängt nur von Ihnen ab, ihn zu verwirklichen."

Er hatte ihre beiden Hände fest in die seinen genommen, und blickte bittend in ihre Augen.

„Muß ich denn diesen Traum erst erzählen?" fragte er schmerzlich, als Marie noch immer schwieg, überwältigt von der plötzlichen Wendung ihres Geschickes. „Muß ich

denn wirklich erst fragen, ob Du meine tiefe Liebe zu Dir annehmen willst?"

„Ob ich Deine Liebe annehmen will?" wiederholte Marie voll Bewegung. „Annehmen? O, sie ist ja für mich ein so großes, gewaltiges Gnadengeschenk, daß ich meine, es sei des Glückes zu viel!"

Er hatte sie an sich gezogen, in heißer Umarmung ihren Mund mit Küssen bedeckend.

Da klang die Glocke am Thor, welche die Ankunft eines neuen Kranken meldete.

„Bleibe Du," bat Marie, sich aus Bernhard's Armen befreiend, „laß mich nachsehen, was es gibt."

„Immer die Pflichtgetreue," murmelte er leise, glückstrahlenden Auges ihr nachblickend.

Er mußte lange vergeblich warten, bis sie zu ihm zurückkehrte, und als sie endlich kam, war es eine gänzlich Veränderte, es war wieder die alte Marie Kerner, die Bernhard zuerst im Spitale gesehen hatte, mit den starren Blicken, den herben Linien um den Mund. Sie wollte sprechen, aber die Worte kamen nicht über ihre Lippen.

„Was ist geschehen?" fragte der Professor erschrocken, Marie in seine Arme schließend.

Mit einer Hast, die er nicht verstand, entwand sie sich seinen Armen. Selbst seinen Blicken ausweichend, bat sie ihn in unzusammenhängenden Sätzen, er möge eilends hinunter gehen zu dem Kranken, seine Hilfe sei dringend nöthig.

„Wer ist der Kranke?" fragte Bernhard, durch Mariens Wesen sichtlich erregt. „Ich muß wohl annehmen, daß er die Ursache Deiner seltsamen, plötzlichen Veränderung ist."

„Der Kranke gehört einer herumziehenden Bänkelsängergesellschaft an," sagte Marie mit einer Stimme, die aus einer anderen Welt zu kommen schien. „Er ist der

Komiker der Truppe und er leidet an Säuferwahnsinn.“ Haß und Verachtung sprach aus ihren Zügen. „Die Pflicht gebietet Hilfe — gehen Sie, eilen Sie.“

Als ob plötzlich ein entsetzliches Verständniß in ihm aufginge, blickte Bernhard die Erregte ernst und fragend an. Ihre harten, starren Züge bejahten ihm nur zu sehr seine Befürchtung.

Wie ein krankes Kind führte er sie zum Sopha. „Ich muß jetzt gehen,“ sagte er, „ich zögerte nur zu lange, aber versprich mir, hier auf mich zu warten. Es muß noch heute Alles klar zwischen uns werden.“

Als er dann das Zimmer rasch verließ, warf er noch einen flüchtigen Blick auf Marie; sie erschien ihm wie eine durch plötzlichen, gewaltsamen Schreck zu Stein verwandelte Figur. Er hätte zurückeilen mögen zu der innig Geliebten, sie zu frohem Leben zurückzurufen, aber die Pflicht gebot ihm, sie allein zu lassen — dem Unbekannten Hilfe zu leisten.

Als er nach einer Stunde zurückkehrte, fand er Marie fast noch in derselben Stellung, in der er sie verlassen hatte. Trostlosen Blickes starrte sie vor sich hin.

„Marie,“ flüsterte Bernhard mit inniger Herzensstimme, sich zu ihr setzend, „sprich jetzt, was Dich bedrückt. Der Kranke heißt Kerner, es ist —“

Mit einem Schlage schien Leben in sie zu kommen. In stürmischen, leidenschaftlichen Worten brach der lang verhaltene Schmerz sich jetzt Bahn.

„Es ist mein Gatte,“ schrie sie, „herabgesunken zum Vagabunden. Er, der längst Vergessene, der Todtgeglaubte, muß gerade jetzt meinen Weg kreuzen, wo mir das höchste Glück, Deine Liebe, zu Theil werden sollte. O Bernhard,“ bat sie, ängstlich sich an seinen Arm klammernd, „sage mir, wird er leben? Schone mich nicht, ich muß es wissen, antworte mir nach Deiner besten Ueberzeugung.“

„Sein Zustand ist ein sehr bedenklicher, die Genesung hängt von der Widerstandsfähigkeit seines Körpers ab. Es scheint aber, daß er den Anfall diesmal noch überwinden wird."

„Siehst Du jetzt ein, Bernhard, daß ich nicht zum Glücke bestimmt bin!" rief Marie im höchsten Schmerze aus. „Es braucht mich nur von ferne zu grüßen, um mich elender zu machen, als je zuvor. Was soll nun aus mir werden?"

„Was aus Dir werden soll? Du gehörst mir, Du bist mein; die Bande, die Dich noch an jenen Elenden knüpfen, sind so rein äußerlicher Natur, daß sie in Bälde gelöst sein werden."

„Nein, Bernhard," wehrte Marie, während die Linien um ihren Mund immer härter und schärfer hervortraten, „siehst Du denn nicht ein, daß ich Dir jetzt nicht angehören darf?!"

„Marie, besinne Dich," bat Bernhard, ihren Kopf an seine Schulter legend, „sagtest Du mir nicht einst selbst, Du würdest nicht einmal mit der Wimper zucken, wenn Dein Gatte plötzlich vor Dir erscheinen würde?"

„Das ist auch heute noch der Fall, Bernhard, nicht die leiseste Stimme regt sich in meinem Herzen für ihn. Aber er lebt, noch bin ich vor dem Gesetze seine Frau — o, wie schwer sich dieses Wort auf meine Lippen drängt! Aber er ist es nun doch einmal, und meine Verpflichtungen gegen ihn bestehen fort."

„Verpflichtungen, diesem Menschen gegenüber? Du weißt nicht, was Du sprichst."

„Ich weiß nur zu wohl, was ich sage, Bernhard, ich muß den Weg gehen, den die Pflicht mir gebietet."

„Das ist ein Verkennen Deiner Pflicht," entgegnete Bernhard ernst, „das verflossene Leben Deines Mannes, wie seine Handlungsweise gegen Dich entbinden Dich aller

Verpflichtungen gegen ihn. Besitzt er noch ein Gewissen, so würde Dein Anblick ihm ein steter Vorwurf sein; ist aber die Gewissensstimme in ihm erstorben, so wird er auch das große Opfer, welches Du im Begriffe stehst, ihm zu bringen, gar nicht verstehen. In beiden Fällen wirst Du enttäuscht sein, da Du keine ersprießlichen Folgen Deines Handelns ernten wirst."

„O, ich bitte Dich," flehte sie, während Thräne um Thräne über ihr kummervolles Antlitz rollte, „mach' mir mein grenzenloses Herzeleid nicht schwerer, als es so schon ist. Die Frau, die Du an Dein Herz nimmst, muß makellos rein sein, und ich wäre es nicht, wollte ich jetzt der Stimme des Herzens folgen und die Deine werden. Der Elende, an den mich zwar nicht die Liebe, aber noch Ehre und Gesetz binden, ist todkrank. Kann ich jetzt die Scheidung beantragen, jetzt ihn im Stich lassen, ehe nicht sein künftiges Schicksal entschieden ist?"

Der Professor war aufgestanden, um auf die Veranda zu treten, er mußte Luft schöpfen, da drinnen war es ihm mit einem Male zu schwül geworden. Marie sollte nicht sehen, wie furchtbar er litt; wußte und fühlte er doch nur zu wohl, daß keine Macht der Welt sie bewegen würde, ihren Grundsätzen untreu zu werden, und er liebte sie um ihrer strengen Lebensauffassung willen nur noch mehr.

Schmerzerfüllt blickte Marie ihm nach. Einen Moment schien sie unschlüssig zu sein, dann aber folgte sie Bernhard nach, feste Entschlossenheit in den Zügen.

Wohl zuckte ihr Herz krampfhaft zusammen, als sie den Mann, dem ihre ganze Seele gehörte, jetzt wie gebrochen im Lehnsessel sitzen sah. Dennoch klang ihre Stimme ruhig und sicher, als sie zu ihm sprach: „Bernhard, wir müssen zu Ende kommen."

Und als er dann ihre dargebotene Hand ergriff, kam es auch über ihn wie trotzige Entschiedenheit.

„Du hast Recht," entgegnete er bitter. „Wir müssen zu Ende kommen, das heißt, wir müssen uns nun wohl gegenseitig die Rollen zutheilen, die wir hinfort spielen müssen, denn ich kann mir nicht so urplötzlich die Liebe aus dem Herzen reißen."

„Bernhard, schone mich, glaubst Du denn, daß ich weniger leide, als Du? Gönne mir den Trost, Dich stark zu wissen."

Eine Zeitlang blickten Beide in die stille Nacht hinaus, Jedes mit den eigenen schweren Gedanken beschäftigt. Bernhard war es, der zuerst das Schweigen brach.

„Es wird längere Zeit vergehen, bis der Kranke unsere Anstalt wird verlassen können — es wird wohl in Deiner Absicht liegen, die Hauptpflege selbst zu übernehmen. Und wenn der Zeitpunkt der Genesung gekommen ist, so werden wir sehen, was weiter zu geschehen hat. Aus Deiner Stellung hier wirst Du doch nicht auszuscheiden beabsichtigen, Deine Arbeitskraft und Pflichttreue ist hier am rechten Platze, und wenn nicht meinetwegen, so bleibe den Kranken zuliebe, die Deiner bedürfen. Ich selber werde eine längere Reise antreten, denn ich würde für die nächste Zukunft Deinen Anblick nicht ertragen können. — Und nun leben Sie wohl, Marie. Wir müssen es dem Schicksal überlassen, diesen Knoten zu lösen."

Marie war unfähig, ein Wort zu erwiedern, die Erregung war zu gewaltig in ihr, krampfhaft hielt sie sich an dem Geländer des Balkons fest.

Da fühlte sie plötzlich ihren Kopf erfaßt, ein heißer, inniger Kuß brannte auf ihren Lippen, ein letztes Lebewohl klang an ihr Ohr.

Dann hatte Bernhard sie verlassen.

* * *

Monate waren seitdem vergangen. Der Sommer und der Herbst waren gewichen, mit dem beginnenden Winter

hatte Marie Kerner einen längeren Urlaub angetreten, da sie geistig wie körperlich sich ermattet, fast wie gebrochen fühlte.

Die lang anhaltende Pflege ihres so unerwartet wieder aufgetauchten Gatten, verbunden mit qualvollen Seelenleiden, hatte sie fast ganz aufgerieben.

Und selbst jetzt noch, nachdem sie nun schon einen Monat am herrlichen Gestade des Gardasee's weilte, konnte sie sich bei der Erinnerung an die letzt verflossene schwere Zeit in der Anstalt eines Schauders nicht erwehren. In welch' einen Abgrund des Lasters und der sittlichen Verkommenheit hatte sie schauen müssen bei jenem Manne, der einst ihr Herz besessen! Hatte er doch gemeint, als er in der Krankenpflegerin seine verlassene Gattin endlich wieder erkannte, Thränen und Bitten würden genügen, ihre Verzeihung zu erlangen, und damit sei das Vergangene abgethan!

Welch' namenlose Selbstüberwindung hatte sie es gekostet, standhaft und ruhig an dem Lager des Kranken auszuharren, wenn er, was oft geschah, sich in den Fieberphantasien wie rasend geberdete, voll Ungestüm nach Branntwein verlangte, seine Gattin und den Arzt verwünschte, die ihm das ersehnte Gift verweigerten, und dann wieder, in lichteren Augenblicken, sich selbst, die Welt und seinen Leichtsinn verfluchte, der ihn so weit gebracht. Allmälig zwar ließen diese wilden Ausbrüche nach, wie auch die Kräfte erlahmten, bis dann endlich ein Herzschlag diesem vergeudeten Leben ein Ende machte.

Wohl hatte Marie diese Erlösungsstunde für ihn und sich selbst längst kommen sehen und herbeigesehnt, im Augenblicke selbst aber, als der Tod eingetreten war, empfand sie nichts von einer Erlösung. Es war eine solche dumpfe Betäubung über sie gekommen, daß sie sich weder eines klaren Gedankens, noch eines bestimmten Gefühles

bewußt werden konnte. Da hatte der leitende Arzt ihr eine Erholungsreise verordnet.

Hatte Bernhard dazu die eigentliche Veranlassung gegeben? Marie ahnte es wohl, aber sie wagte nicht zu fragen. Mit einer ihr selbst unerklärlichen Herzensscheu vermied sie es, von Bernhard zu sprechen.

Seit jenem Abend, wo er Abschied von ihr genommen, hatte sie nichts mehr von ihm erfahren, sie wußte nur, daß von den Aerzten regelmäßige Berichte an ihn abgesandt wurden.

— — — — — — — — — — — —

Mit nervöser Hast hatte Marie den Plan der Reise erfaßt und ausgeführt. Die Ruhe und die herrlichen Naturschönheiten am Gestade des Gardasee's hatten den düsteren Bann von ihrer Seele genommen, das Schwere der jüngsten Zeit erblaßte allmälig, sie athmete wieder freier, ein frischer Lebensodem durchfluthete ihr ganzes Wesen.

Bernhard's Liebe und die kurze Stunde seligen Glückes, die sie an seinem Herzen genossen hatte, tauchten mit neuer Lebendigkeit und Kraft vor ihr auf, die Zukunft goldig verklärend.

Während ihres heutigen Spazierganges hatte Marie mit klopfendem Herzen seiner gedacht. Wo weilte er, warum kam er nicht? Hatte er sich anders besonnen, sie vergessen? Sie konnte nichts thun, als auf seine Entscheidung zu warten. Und diese war in der That nahe. Beim Betreten ihres Zimmers fiel ihr Auge sofort auf eine Visitenkarte, die mitten auf dem Tische lag. Daneben einige frisch gepflückte Rosen.

Ein freudiger Schreck durchzuckte sie, als sie jetzt die Karte las: „Professor Doktor Bernhard."

Aber die Ueberraschung war doch zu gewaltig, sie mußte sich setzen, die Glieder waren wie gelähmt, das

Herz erbebte im ahnenden Glück. Ein leises Klopfen an der Thüre hieß sie sich sammeln. Gewaltsam richtete sie sich in die Höhe, sie wollte „Herein" rufen, aber ihre Stimme versagte, die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Da ward die Thüre rasch geöffnet, und Bernhard stand vor ihr, die Fassungslose in seine Arme schließend.

„Marie, endlich mein!" rief er mit tiefinnerster Seligkeit aus, ihren Kopf fest an seine Brust pressend, liebkosend ihr schönes, welliges Haar streifend.

Er fühlte, wie heiße Thränen aus ihren Augen flossen; sie sagten ihm mehr als Worte, wie heiß und fest sie ihn liebe, wie selig seine Liebe sie mache.

Als der erste Sturm ihres glückberauschten Herzens sich gelegt, da erhob sie ihren Kopf, um mit seelenvollem Blick zu Bernhard empor zu schauen.

„O, Bernhard, wie klein erscheint mir jetzt die Leidenszeit meines Lebens, gegen die Größe Deiner beseligenden Liebe!"

„Und gibst Du mir nicht ebenso viel, Geliebte?" versetzte er, ihren Mund mit Küssen bedeckend. „Aber nun darfst Du mich auch nicht länger allein lassen, Marie, ich ertrage die Einsamkeit nicht mehr. In wenigen Wochen kehren wir nach Deutschland zurück als Mann und Weib."

Wie willig und gerne folgte Marie allen seinen Anordnungen, aus denen sie nur immer wieder Bernhard's lauterste Liebe erkannte, und wie leuchtete jetzt ihr Auge in froher Dankbarkeit auf, sich hinfort geborgen zu wissen an dem treuen Herzen eines edlen Mannes.

Verlaufen.

Kriminalerzählung aus der Reichshauptstadt.

Von

A. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

1.

Im Westen Berlins, in dessen Straßen der laute Verkehr der Großstadt nur selten sich bemerkbar macht, stehen lange, vornehme Häuserzüge. Die Leute, die dort leben, genießen einer Ruhe, die man in einer großen Stadt gar nicht für möglich halten sollte. Demjenigen, der an Lebhaftigkeit des Straßenverkehrs und der Umgebung überhaupt gewöhnt ist, mag es sogar etwas einsam in diesen vornehmen Straßen vorkommen, besonders wenn er durch Krankheit an der freien Bewegung gehindert ist und tagaus, tagein kein anderes Vergnügen hat, als in einem Rollstuhl am Fenster zu sitzen und auf die Straße hinabzusehen.

Die kranke Frau, die in dieser Verfassung am Fenster saß, mochte am Ende der Vierziger stehen, die langjährige Krankheit hatte ihr Aussehen aber viel älter gemacht, und ihr grauer Scheitel deutete an, daß die Zeit nicht spurlos an ihr vorübergegangen war.

Ein Mädchen trat ein, die halb Dienerin, halb Gesellschafterin zu sein schien, und fragte: „Fräulein Berger, wünschen Sie etwas zum Frühstück?“

Die alte Dame schüttelte den Kopf. Sie sah immer wieder auf die Straße, obgleich doch gar nichts Besonderes oder Interessantes dort zu bemerken war. Ihre Gedanken beschäftigten sich auch mit ganz anderen Dingen. Heute war für sie ein Gedenktag ernster Art; vor einem Jahre hatte sie die letzte Verwandte, die einzige Schwester verloren, und seit der Zeit stand sie einsam und verlassen da, abhängig von ihrer bezahlten Umgebung.

Der Vater der Kranken war ein vermögender Mann gewesen, aber es ruhte anscheinend kein Segen auf diesem Gelde, das er besaß. Er starb sehr jung und hinterließ eine Wittwe mit zwei Töchtern, von denen die ältere, Olga, von Jugend an kränklich war, während die einige Jahre jüngere Marie gesund blieb und ein sehr lebhaftes Wesen zeigte. Die Mutter lebte mit den Töchtern in Zurückgezogenheit, ohne sich viel um die Welt zu kümmern. Sie war eine stille Frau, die sich unglücklich darüber fühlte, daß die ältere Tochter mit den Jahren immer schwächer und kränker wurde, bis sie von einem Schlaganfall getroffen wurde, der sie von da ab dauernd bewegungsunfähig machte. Die Mutter opferte sich in der Pflege für die kranke Tochter auf, kam fast gar nicht unter Leute, und nur durch Zufall lernte Marie, die jüngere Tochter, einige Jahre nach dem schweren Unglück der Schwester einen jungen Mann kennen, einen Italiener, Namens Sirani, welcher sich um sie bemühte und eines Tages um ihre Hand anhielt.

Die Werbung wurde angenommen, Marie liebte den Italiener wieder, heirathete ihn und zog mit ihm nach Hamburg, wo er ein großes Geschäft hatte; Olga blieb mit ihrer Mutter nun erst recht vereinsamt. Mit ihrer Schwester stand sie zwar in Briefwechsel, aber die Briefe Mariens wurden immer seltener und seltener, nachdem die Meldung gekommen war, daß sie einem Knaben das Leben geschenkt

habe, welcher Hugo heiße. Dann wurden höchstens zu den Geburtstagen in der Familie Briefe gewechselt. Doch eines Tages erschien Marie ganz unerwartet, um der Mutter und Schwester mitzutheilen, daß ihr Mann bankerott sei und all' ihr eingebrachtes Vermögen verloren und verspekulirt habe. Sie bat Mutter und Schwester um Hilfe, und Beide waren großmüthig genug, ihr mit Geschenken und Darlehen auszuhelfen. Vielleicht hätten sie es nicht gethan, wenn sie damals schon gewußt hätten, was sie erst später erfuhren, daß nämlich die Ehe der armen Marie eine höchst unglückliche war, daß ihr Mann sie vernachlässigte, sie rücksichtslos, ja roh behandelte und sie kränkte und verletzte, wo er nur konnte.

Ein Jahr verfloß noch, und die Mutter starb. Von ihr erbten die Töchter zu gleichen Theilen das Vermögen; aber die alte Frau war vorsichtig geworden, sie hatte testamentarisch bestimmt, daß nicht ihre Tochter Marie oder deren Gatte direkt erben solle, sondern das Kind. Diese Vorsichtsmaßregel erwies sich als eine sehr richtige und gute.

Sirani zog nach Berlin, und hier besuchte Marie öfters ihre kranke Schwester, um ihr mitzutheilen, daß ihre Verhältnisse nicht besser werden wollten, daß sie sich höchst unglücklich fühle, aber um ihres Kindes willen eine Trennung von ihrem Gatten nicht beabsichtige. Dann war für die Kranke eines Tages die Schreckensnachricht gekommen, daß Marie an einer Lungenentzündung gestorben sei. Ein Jahr war es heute her; Sirani war damals selbst gekommen, um der Kranken die Mittheilung von dem Tode ihrer Schwester zu machen, und er hatte zugleich die Gelegenheit benutzt, um ein größeres Darlehen von der Schmerzgebeugten herauszupressen.

Dann hatte er sich bei Olga nicht mehr sehen, hatte weder von sich, noch von dem Kinde etwas hören lassen,

bis eines Tages eine fürchterliche Nachricht unvorbereitet die Kranke traf. Mit der Lektüre der Morgenzeitung beschäftigt, fand sie plötzlich eine Lokalnotiz, welche lautete: „Schrecklicher Tod eines Kindes. In der P.-Straße fand heute ein Knabe auf fürchterliche Weise seinen Tod, indem er in ein Waschgefäß mit siedend heißer Lauge fiel und sich so verbrühte, daß er in wenigen Minuten starb. Die in dem Hause Nro. 14 vier Treppen hoch wohnende Wittwe Münsterberg war mit Wäsche beschäftigt und hatte soeben ein Waschfaß mit siedend heißer Lauge gefüllt, um sich dann dem Ofen auf einen Augenblick zuzuwenden. In diesem einzigen unbewachten Augenblicke fiel der bei der Wittwe in Pflege befindliche vierjährige Hugo Sirani in das Waschfaß und fand einen entsetzlichen Tod."

Weiter hatte damals Olga Berger nichts gelesen, mit einem Schrei war sie in Ohnmacht gesunken.

Welche furchtbaren Gefühle waren dann auf ihr Herz eingestürmt, als sie wieder erwachte und zu klarer Ueberlegung kam!

Sie machte sich Vorwürfe, daß sie das Kind nicht zu sich genommen hatte, aber diese gute Absicht war durch Sirani vereitelt worden, welcher bei jenem letzten Besuche unmittelbar nach dem Tode der Frau sich als höchst zärtlichen und gefühlvollen Vater aufgespielt und erklärt hatte, sich unter keinen Umständen von dem Kinde trennen zu wollen, das für ihn das Vermächtniß seiner Frau bleibe. Wie wenig wahr diese Redensarten gewesen, erwies sich daraus, daß er das Kind doch in Pension gegeben, und zwar zu der Wittwe Münsterberg, einer übelbeleumdeten Frau, mit der Sirani schon jahrelang Beziehungen unterhalten hatte.

Oft peinigten die Kranke schreckliche Gedanken über das Unglück, durch welches ihr kleiner Neffe zu Grunde

gegangen war. Dieses Unglück war nämlich für Sirani selbst ein großer Glücksfall, denn er war der einzige Erbe des Kindes, welchem die Hinterlassenschaft seiner Großmutter testamentarisch zugesprochen worden war. Durch den Tod des Kindes wurde Sirani Herr des nicht unbedeutenden Vermögens, und so viel Olga wußte, hatte er alle Schritte eingeleitet, um sich dieses gerichtlich deponirten Vermögens zu bemächtigen. Es war ihm auch behördlicherseits das bare Geld zugesprochen worden; das Hauptvermögen aber lag in Grundstücken fest, welche sich in Mitbesitz von Olga Berger befanden und auf Wunsch Sirani's nun verkauft werden sollten, um ihm zu seinem Erbtheil zu verhelfen. Es kam sogar wegen dieser Grundstücke zwischen ihm und Olga schließlich zum Prozeß, und die kranke Frau wurde von dem Vertreter Sirani's, der selbst unmittelbar nach dem Tode des Kindes verreist war, in unerhörtester Weise chikanirt und durch allerlei neue Prozesse und Winkelzüge in ihrem Besitzthum gestört und beunruhigt.

Alles das zusammen waren wohl Gründe genug, um an dem Todestage der Schwester trüben Gedanken nachzuhängen. Am lebhaftesten stand vor ihrer Seele das Bild ihres kleinen Neffen, eines prächtigen Blondkopfes, dessen Gesicht, in welchem sie die Züge ihrer Schwester wiederfand, sie nicht vergessen konnte. — — — —

Olga's Aufmerksamkeit wurde plötzlich durch ein Ereigniß unten auf der Straße in Anspruch genommen. Drüben an der Straßenecke bildete sich ein Auflauf mit der Schnelligkeit, wie dies nur in einer Großstadt wie Berlin möglich ist. Olga sah die Menschenmenge sich stetig vermehren und auch einen Schutzmann herankommen, der in der Menge verschwand.

Sie klingelte ihrem Mädchen und befahl ihr, einmal nachzusehen, was da drüben los sei.

Nach einiger Zeit kam das Mädchen mit der Meldung zurück, daß es sich um ein verlaufenes Kind handle, das weder seinen Namen noch seine Wohnung wisse. Der Schutzmann habe das Kind vorläufig nach der Wache gebracht.

2.

Auf der Wache des Polizeireviers saß der Wachtmeister mit den Schutzleuten, die nicht auf Posten oder Patrouille waren und die sich gleich ihm mit Bureauarbeiten beschäftigten. Die Thür öffnete sich, und herein trat einer der Schutzleute, die sich auf Straßenposten befanden, und übergab dem Wachtmeister einen blondköpfigen, etwa fünfjährigen Knaben mit der Meldung, daß das Kind sich verlaufen habe. Vatersnamen und Wohnung wisse es nicht anzugeben.

Der Schutzmann begab sich wieder auf seinen Posten, und der Wachtmeister suchte durch liebenswürdiges Zureden von dem kleinen Blondkopf irgend welche nähere Auskunft zu erhalten. Dieser aber erklärte auf alle Fragen nur, er heiße Hugo, und damit waren seine Auskünfte erschöpft.

Er wurde durchsucht, ob er nicht in seinem Mützchen einen Namen oder Stempel habe, ob man nicht ein Wäschezeichen entdecken könne, aber dasselbe fehlte merkwürdigerweise bei dem Kinde, und so wurde der kleine Mann auf die Pritsche gesetzt, welche den Schutzleuten während der Nacht zum Schlafen dient, und dann begab sich der Wachtmeister in das Nebenbureau, um dem Lieutenant des Reviers die Auffindung des Kindes zu melden.

Auch der Polizeioffizier, ein junger, freundlicher Mann, kam heraus, um mit dem Kinde zu sprechen. Hugo bot ihm die Hand und erzählte auch ihm, daß er Hugo heiße, aber nichts Anderes wisse.

„Geben Sie Depesche an ‚Alle und Molkenmarkt‘,“*) befahl der Lieutenant darauf, „daß ein verlaufenes Kind hier aufgefunden ist.“

Im nächsten Augenblick klapperte der Apparat. —

Solche verlaufene Kinder gehören in Berlin nicht zu den Seltenheiten, ja kommen fast wöchentlich einmal in jedem Polizeirevier vor. Das Beste, was die Eltern thun können, ist dann, sich an die Centralstelle am Molkenmarkt zu wenden, um von dieser zu erfahren, auf welchen Revierwachen verlaufene Kinder sich befinden, sich dann nach den betreffenden Bureaux zu begeben und nach dem vermißten Lieblinge zu forschen.

Der kleine Hugo saß unterdeß auf der Wachtpritsche und neben ihm zwei Schutzleute, welche gerade nicht beschäftigt waren, aber im Dienst und auf der Wache sich befanden. Der Eine von ihnen machte ihm aus Papier allerlei Figuren, Schiffe, Kasten und Hüte, der Andere ließ ihn auf seinen Knieen reiten, und so befand sich Hugo sehr wohl, besonders, nachdem er aus der Wohnung des Polizeilieutenants, die sich in demselben Hause befand, Kaffee und ein großes Butterbrod erhalten hatte.

Es wurde Abend, und noch Niemand hatte nach dem Knaben gefragt. Der Kleine hatte sich, wie es schien, an seinen neuen Aufenthaltsort gewöhnt und weinte längst nicht mehr. Es blieb nun die Frage offen, ob er sofort nach dem Waisenhause gebracht werden oder bis zum nächsten Morgen auf der Revierwache verbleiben solle, damit ihn seine Angehörigen dort bequemer abholen könnten.

Der Polizeilieutenant entschied sich für das Letztere. Es wurden aus seiner Wohnung einige Bettstücke herbeigeholt, dem Kinde auf dem Sopha im Bureau des Lieutenants ein Lager zurecht gemacht, und den Schutzleuten,

*) D. h. an alle Polizeireviere und das Polizeipräsidium.

die sämmtlich Familienväter waren, machte es viele Freude, zu beobachten, wie ihr kleiner Gast schlafen ging, besonders als er energisch erklärte, es müsse Einer bei ihm bleiben, weil er sich sonst fürchte. Als er schon unter der Decke lag, wendete er sich plötzlich um und sagte dem Schutzmann, der ihn auf der Straße gefunden hatte, geheimnißvoll in's Ohr: „Ich will Dir etwas sagen: ich weiß doch, wie ich heiße. Aber Du darfst es Niemandem wieder sagen, sonst schlägt mich die Mutter todt. Es ist aber gar nicht meine Mutter, es ist meine Tante, aber ich muß immer Mutter zu ihr sagen. Ich heiße Hugo Sirani. Aber sag' es Keinem weiter, ja nicht, sonst werde ich todtgeschlagen; Tante hat es mir verboten, ich darf es nicht verrathen."

Nach dieser geheimnißvollen Erklärung sagte der Knabe noch gute Nacht und schlief bald darauf ein. Der Schutzmann machte dem Wachtmeister sofort von dem Geständniß des Knaben Meldung. Es wurde das Adreßbuch, das sich auf jeder Wache vorfindet, nachgeschlagen, und in diesem fand sich auch ein Mann Namens Sirani als Kaufmann aufgeführt.

Die ganze Sache erschien aber doch so eigenthümlich, daß der Wachtmeister sich nach der Wohnung des Polizeilieutenants hinauf begab, um diesem von dem Geständniß des Kleinen Meldung zu machen.

„Wenn der Kriminalbeamte kommt, so schicken Sie ihn zu mir," sagte der Lieutenant. „Er soll Nachforschungen über die Eltern des Kindes anstellen, aber vorsichtig sein, die Angelegenheit kommt mir verdächtig vor. Ich muß fast annehmen, es steckt ein Geheimniß dahinter, dessen Zweck allerdings vorläufig noch nicht einzusehen ist."

Jedem Berliner Revierbureau ist ein Kriminalbeamter in Civil beigegeben, welcher geheime Nachforschungen und Untersuchungen innerhalb des Reviers vorzunehmen hat,

jedoch auch mit solchen in anderen Revieren betraut werden kann.

Ungefähr um neun Uhr Abends kam der Kriminalbeamte von einem Geschäftsgange zurück, empfing den Auftrag des Wachtmeisters und machte sich sofort wieder auf den Weg, um nach den Eltern des Kindes zu forschen. Es schien ihm am bequemsten, erst nach dem Revierbureau zu gehen, innerhalb dessen das Haus lag, wo Sirani wohnen sollte. Der Kriminalbeamte fand in den Anmeldebüchern jenes Bureau's den Namen, aber dabei das Zeichen „verzogen", und zwar in der betreffenden Kolonne die Notiz: „Verzogen nach außerhalb, wohin unbekannt."

Durch diese Notiz war die Spur vollständig abgeschnitten. Der Kriminalbeamte gab jedoch seine Sache noch nicht verloren, sondern schlug in den Büchern weiter nach. Auch Frau und Kind des Sirani standen darin verzeichnet; bei der Frau fand sich die Notiz, daß sie gestorben sei, bei dem Knaben stand dieselbe Bemerkung, wie bei dem Namen des Vaters: „Verzogen nach außerhalb."

Der Kriminalbeamte kehrte mit diesem durchaus negativen Resultat zur Wache zurück, und vorläufig mußten alle weiteren Nachforschungen unterbleiben. Irgend eine Meldung auf einem Polizeibureau oder auf dem Polizeipräsidium wegen des verlaufenen Kindes war nicht eingegangen, auch in der Nacht kam keine Anfrage an das Revierbureau und am Morgen blieb nichts übrig, als über die ganze Angelegenheit einen Bericht zu schreiben, das Kind durch einen Schutzmann nach dem städtischen Waisenhause zu schicken, wo es vorläufige Aufnahme finden sollte, den Bericht über die Auffindung des Kindes aber an die Kriminalabtheilung auf dem Dienstwege gelangen zu lassen.

3.

In einem der Zimmer des alten Kriminalkommissariats am Molkenmarkt zu Berlin saß in der Nähe des Fensters ein Beamter, der eifrig in den Akten studirte. Trotzdem in demselben Zimmer noch mehrere andere Kommissäre Parteien verhörten, Zeugen vernahmen, auf Verbrecher einredeten, damit sie gestehen sollten, und ein beständiges Kommen und Gehen herrschte, war die Macht der Gewohnheit bei den Beamten doch so groß, daß sich Keiner durch den Anderen stören ließ.

An demselben Tisch mit jedem Kriminalkommissär saßen zwei Kriminalschutzleute in Civil, die mit ihm zusammen ein bestimmtes Revier der Stadt kriminalistisch zu überwachen und zu bearbeiten haben.

Der Beamte las das kleine Aktenstück wiederholt durch. Endlich wendete er sich an einen seiner Kriminalschutzleute und sagte: „Lesen Sie sich das einmal durch, Jonas. Ich glaube, Sie haben die Sache zur Bearbeitung gehabt; mir kommt irgend eine Erinnerung bei dem Namen Sirani, die ich nicht loswerden kann. Ich weiß aber nicht genau, um was es sich handelt; schlagen Sie doch einmal unser Register nach."

Jonas nahm das Schriftstück, las es langsam und bedächtig durch und schüttelte den Kopf. Dann nahm er es wieder vor, las es zum zweiten Male und sagte endlich: „Es ist eine ganz verrückte Geschichte. Ich habe die Sache mit dem kleinen Sirani gehabt. Das Kind ist ja todt."

„Jetzt erinnere ich mich," sagte der Kommissär. „Ist das nicht die Sache, wo das Kind in das Waschfaß fiel, sich verbrannte und starb?"

„Jawohl, Herr Kommissarius," entgegnete Jonas. „Ich will doch gleich einmal das Journal nachschlagen, da haben wir es ja schwarz auf weiß."

Der Beamte zog eine Tischschublade heraus und suchte unter verschiedenen Aktenstücken eines heraus, in dem er eifrig blätterte.

„Hier ist es," erklärte er; „es sind erst acht Wochen her, ich habe es noch selbst notirt, Herr Kommissär: ‚Hugo Sirani fiel in ein Waschfaß mit heißer Lauge, verbrühte sich und starb. Anzeige vom Revier wegen Untersuchung. Recherchirt, ob Tod des Kindes etwa durch Fahrlässigkeit oder mangelhafte Aufsicht verursacht. Hugo Sirani war in Pflege bei Wittwe Münsterberg. Zur Zeit des Unfalls waren zwei mit der Wittwe bekannte Frauen zugegen, ebenso der Vicewirth des Hauses wegen Besprechung einer Reparatur des Kochherdes. Die Vernehmung der drei Zeugen, sowie der Wittwe Münsterberg hat ergeben, daß die Schuld an dem Unglück Niemandem beizumessen ist. Untersuchung wurde demnach eingestellt. Todtenschein und Begräbnißerlaubniß sind ausgefertigt worden.' Das ist die Sache, Herr Kommissarius. Der Hugo Sirani ist also todt und begraben."

„Jedenfalls," sagte der Kommissär, „ist das aber eine sehr eigenthümliche Geschichte. In dem Bericht des Polizeireviers steht ausdrücklich, das verlaufene Kind sei ängstlich gewesen und habe dem Schutzmann nur vertraulich gestanden, daß es Hugo Sirani heiße. Hier ist irgend etwas nicht in Ordnung. Nehmen Sie sich der Sache an. Ich kann mir nicht denken, daß ein Kind sich so ohne Weiteres einen falschen Namen beilegt und derartige Geheimnisse erfindet. Wer weiß, was dahinter steckt. Auffallend ist jedenfalls die Thatsache, daß das Kind von Niemandem abgeholt worden ist."

Jonas studirte das Aktenstück noch einmal genau durch, dann zog er das Journal heraus, machte sich aus diesem einige Notizen, zog auch noch das Adreßbuch und den Stadtplan zu Rathe, steckte darauf das Notizbuch ein und ging.

Es war ihm eingefallen, daß es wohl das Einfachste sei, sich bei der Wittwe Münsterberg zu erkundigen, ob es nicht vielleicht noch einen zweiten Hugo Sirani gebe, oder ob sie nicht irgend welche Auskunft über den Vater des verstorbenen Knaben ertheilen könne; jedenfalls konnte er durch geschicktes Ausfragen bei der Wittwe am meisten erfahren.

Nachdem er durch eine Anzahl Straßen gewandert war, stieg er endlich in einem Hause drei Treppen hoch empor und klingelte. Niemand öffnete. Er klingelte zum zweiten und dritten Male, ohne daß er eine Antwort erhielt. Endlich öffnete sich eine Thür auf demselben Flur, und eine Frau in einfacher Kleidung trat heraus.

„Zu wem wollen Sie denn?" fragte sie freundlich.

„Zu Frau Münsterberg."

„Die wohnt nicht mehr hier, sie ist verreist."

„Können Sie mir nicht sagen, wohin sie gereist ist und wann sie wieder kommt?"

„Das weiß ich nicht," entgegnete die Frau; „da müssen Sie sich an den Vicewirth wenden. Sie ist seit vorgestern früh fort und hat mir gesagt, sie käme wahrscheinlich gar nicht wieder. Die kleine Wirthschaft, die sie hier gelassen hat, soll der Vicewirth verkaufen, damit er die Miethe davon abziehen kann, die Frau Münsterberg noch bis zum Ablauf ihres Kontrakts zu zahlen hat. Sie hat mir gesagt, sie müsse fort, weil ihre Mutter im Sterben liege. Wenden Sie sich nur an den Vicewirth, der wird Ihnen wohl Auskunft geben können."

Jonas dankte und stieg langsam die Treppe hinunter. Instinktmäßig fühlte er, daß es sich hier um eine wichtige Sache handle, die zwar vorläufig vollständig unklar war, aus der aber etwas herauskommen konnte, was vielleicht hochwichtig und überraschend war. Ihm als Kriminalisten kam die plötzliche Abreise der Wittwe Münsterberg

in Verbindung mit der Auffindung des Knaben sehr verdächtig vor.

Er brauchte sich dem Vicewirth, der einen Restaurationskeller in dem Hause hatte, nicht erst vorzustellen. Dieser erkannte ihn auf den ersten Blick wieder und fragte erstaunt: „Was führt denn Sie hierher, Herr Jonas?"

Der Beamte nahm den Vicewirth bei Seite und stellte ihm einige Fragen, aus deren Beantwortung er erfuhr, daß die Wittwe Münsterberg nur ein Vierteljahr in dem Hause gewohnt habe. Sie hatte die Wohnung für ein Jahr gemiethet und sich stets als eine höchst anständige und fleißige Frau gezeigt. Sie nähte für ein großes Geschäft zu Hause Mäntel und verdiente, wie der Vicewirth glaubte, ganz hübsches Geld. Sie war Mutter eines Knaben, welcher Hugo hieß und ungefähr sechs Jahre alt war. Sie hatte außerdem noch einen zweiten Knaben, den Hugo Sirani, in Pflege, denselben, der, nachdem die Wittwe Münsterberg vier Wochen im Hause gewohnt hatte, verunglückt war. Der Vicewirth war der Meinung, daß sich die Frau das Unglück des Kindes sehr zu Herzen genommen habe, obgleich sie an demselben eigentlich keine Schuld trage. Sie habe um den Knaben getrauert, als wäre es ihr eigenes Kind gewesen. Vorgestern nun sei sie bei dem Vicewirth erschienen und hätte ihm die Schlüssel ihrer Wohnung übergeben mit der Mittheilung, sie müsse sofort zu ihrer Mutter reisen, welche im Sterben liege. Sollte dieselbe wirklich sterben, so wäre es wohl möglich, daß sie gar nicht wiederkäme, und dann möge der Vicewirth die Sachen, die sie zurücklasse, verkaufen und den Erlös an den Wirth abliefern, da ja doch die Sachen nicht so viel werth seien, um einen großen Transport bis nach ihrer Heimath in Westfalen als vortheilhaft erscheinen zu lassen.

„Hat Ihnen Frau Münsterberg gesagt, wohin sie gereist ist?" fragte Jonas.

„Nein, den Namen des Ortes hat sie mir nicht gesagt," erklärte der Vicewirth; „sie wollte uns aber dieser Tage schreiben."

„Sie hat doch," sagte Jonas, „ihren Kleinen mitgenommen?"

„Nun natürlich. Warum sollte sie ihn wohl hier gelassen haben? Ich habe sie zwar nicht abfahren sehen, denn als sie fortreiste, war gerade Mittagszeit, und da ist in meinem Geschäft am meisten zu thun, und schließlich war mir die Sache auch nicht so wichtig."

„Sie haben den Schlüssel zu der Wohnung der Frau Münsterberg?"

„Ja, selbstverständlich."

„Möchten Sie vielleicht einmal mit mir heraufkommen und mir das Zimmer zeigen? Ich kann Ihnen nicht sagen, um was es sich handelt, vorläufig weiß ich es selbst noch nicht. Machen Sie auch im Hause kein Aufhebens von der Geschichte. Aber bitte, führen Sie mich einmal hinauf!"

Der Vicewirth holte bereitwillig den Schlüssel und stieg mit dem Kriminalbeamten nach der Wohnung der Frau Münsterberg hinauf, worin sich ein sehr bescheidenes, fast ärmliches Mobiliar vorfand. Kisten und Kasten waren leer, ihre besten Sachen schien Frau Münsterberg mitgenommen zu haben. Immerhin aber war etwas Wäsche zurückgeblieben, und Jonas kannte den Frauencharakter zu gut, um nicht zu wissen, daß gerade Wäsche von einer Frau am allerwenigsten im Stich gelassen wird, wenn sie unter normalen Verhältnissen sich entfernt.

„Hatte die Frau keine Federbetten?" fragte Jonas den Vicewirth.

„Die Betten," erklärte dieser, „hat Frau Münsterberg vorgestern an eine Frau im Hinterhause für sehr billiges Geld verkauft. Ich habe erst heute davon erfahren."

Jonas musterte mit geübtem Blick sorgfältig den Fußboden, er zog alle Tischkasten auf, alle Schubladen aus den Möbelstücken heraus, ohne indeß etwas Besonderes zu finden. In der Küche befand sich eine Anzahl Küchen- und Wirthschaftsgeräthschaften, welche Jonas indessen nur wenig beachtete.

Er wendete sich vielmehr zu dem aus Kacheln zusammengefügten Kochherd, dessen eiserne Platte die abnehmbaren Kochringe zeigte. Er nahm die Ringe einzeln herunter und blickte sehr genau in die Oeffnung. Ein Lächeln der Befriedigung umspielte seine Lippen; er sah Reste von verbranntem Papier und Papierasche. Er fuhr mit der Hand in die Feuerstelle hinein und tastete prüfend in der Asche herum, bis er ein Stück Papier herauszog, das er lange und aufmerksam betrachtete. Er blies sorgfältig alle Asche von demselben herunter und sah, daß es eine abgerissene Ecke von einem Briefumschlage war. Darauf befand sich eine italienische Briefmarke und auf dieser der Poststempel „Milano" (Mailand) nebst einem Datum, das erst um wenige Tage zurücklag. Auch ein Theil der Adresse war noch vorhanden, wenigstens die Buchstaben —terberg, wahrscheinlich zu dem Namen Münsterberg gehörig.

Jonas schien den Fetzen Papier für wichtig zu halten, denn er legte ihn in seine Brieftasche und sagte zu dem Vicewirth, er möge darauf achten, daß vorläufig Niemand die Wohnung betrete. Dann entfernte er sich schnell, stieg am nächsten Droschkenhalteplatz in einen Wagen und befahl dem Kutscher, nach dem städtischen Waisenhause zu fahren.

4.

Es war am Vormittage, und wie immer saß die kranke Olga Berger am Fenster ihrer Wohnung. Die Morgenzeitung, die sie soeben gelesen hatte, lag auf ihrem Schoß,

und die Kranke blickte, nach Unterhaltung und Abwechslung spähend, zum Fenster hinaus. Sie sah eine Droschke in die Straße einbiegen und vor dem Hause halten. Bald darauf klingelte es, und die Pflegerin trat ein mit der Meldung: „Fräulein Berger, es ist ein Herr draußen, der Sie zu sprechen wünscht. Er sagt, er käme von der Polizei."

Die Kranke schreckte zusammen und nur mühsam fand sie die Worte: „Führe ihn herein."

„Der Herr hat mich gefragt," sagte die Pflegerin, „ob man Ihnen Mittheilungen machen könnte, welche ziemlich überraschend seien, ob Sie nicht dadurch in Ihrer Gesundheit geschädigt würden. Ich habe ihm gesagt, Sie wüßten sich gut in Alles zu fügen, nur soll er möglichst Rücksicht nehmen. Er hat mir aber erklärt, es handle sich um eine freudige Nachricht."

Der erste Gedanke der Kranken war, daß der Beamte in Sachen ihres Prozesses mit Sirani käme. Wenige Minuten aber, nachdem der Kriminalbeamte bei ihr eingetreten, war sie anderer Ansicht, denn dieser erklärte ihr: „Ich heiße Jonas und komme in einer eigenthümlichen Angelegenheit. Durch Nachschlagen in den Akten habe ich gefunden, daß Sie die Schwester der verstorbenen Frau Sirani sind. Ich komme zu Ihnen, um Sie um Auskunft über gewisse Familienverhältnisse zu bitten. Vielleicht bin ich nachher in der Lage, Ihnen etwas mitzutheilen, was Sie in Aufregung versetzen kann, aber, wie ich hoffe, in eine freudige."

Allerdings nicht ohne Abschweifung von dem Hauptthema erzählte die Kranke dem Kriminalbeamten die Leidensgeschichte ihrer Schwester. Als sie die Thatsache erwähnte, daß durch den Tod des Kindes dessen Vater zu einer Erbschaft gekommen sei, lächelte Jonas und sagte: „Würden Sie Ihren Neffen wieder erkennen, wenn ich Ihnen denselben vorstellte?"

Die Kranke ſtieß einen Schrei aus und ſah den Beamten ganz erſchreckt an. „Meinen todten Neffen?“ fragte ſie dann.

„Nicht doch,“ verſetzte Jonas. „Ich habe die feſte Ueberzeugung, daß Ihr kleiner Neffe nicht todt iſt, ſondern lebt. Würde es Sie ſehr aufregen, wenn ich Ihnen ein Kind vorſtellen würde, das ich beſtimmt für Ihren Neffen halte? Es iſt höchſt wichtig, daß Sie das Kind ſehen.“

„Wo iſt das Kind?“ fragte außer ſich die Kranke. „Ich ſchwöre es Ihnen, ich erkenne es beſtimmt wieder. Sein Geſichtchen hat ſich mir zu deutlich eingeprägt. Aber wie iſt es möglich, daß das Kind noch lebt?“

„Darüber werde ich Ihnen ſpäter Aufklärung geben,“ ſagte der Beamte. „Fühlen Sie ſich ſtark genug zu dem Wiederſehen?“

„Ja,“ erklärte die Kranke, „führen Sie das Kind zu mir. Die Aufregung wird groß ſein, aber ich werde ſie überwinden. Schrecklicher als Alles aber iſt die Erwartung, bis ich das Kind wiederſehe.“

„Sie ſollen nicht allzu lange warten,“ erklärte Jonas. „Ich habe den Kleinen für alle Fälle mitgebracht. Er ſitzt unten in der Droſchke, ich werde ihn heraufholen.“

Wenige Minuten ſpäter hielt die Kranke in ihren Armen den Neffen, deſſen Geſicht ſie mit Küſſen bedeckte. Auch der kleine Blondkopf hatte ſie wieder erkannt, bei ihrem Anblick „Tante!“ gerufen und ſeine Aermchen um ihren Hals geſchlungen. Das Kind war offenbar glücklich, eine bekannte Perſon, die ihm wohlwollte, wiederzuſehen, und die Kranke war außer ſich vor Glück und Freude, das todtgeglaubte Kind wieder zu beſitzen.

Jonas lächelte. „Sie werden gewiß nichts dagegen haben, ſagte er, „wenn ich Ihnen den kleinen Burſchen jetzt hier laſſe. Durch einen eigenthümlichen Zufall iſt eine groß-

artige Schändlichkeit, ein Erbschaftsschwindel entdeckt worden, der für Sie noch dadurch von besonderem Interesse ist, daß die Prozesse, die man gegen Sie angestrengt hat, gegenstandslos werden, da Sirani natürlich nicht der Erbe seines noch lebenden Sohnes sein kann. Es handelt sich jetzt nur noch darum, dem Verbrecher das bare Geld abzujagen, das er sich bereits durch seinen Schwindel verschafft hat."

5.

Der Betrug, der auf so merkwürdige Weise zu Tage gekommen war, konnte als ein äußerst geschickter und raffinirter bezeichnet werden, und doch war Sirani, der Hauptverbrecher, auf die Ausführung desselben nur durch einen Zufall gerathen.

Zu der Wittwe Münsterberg hatte er schon in früheren Jahren in Beziehungen gestanden; es schien fast, als empfände er für diese Frau eine wirkliche Neigung, während er seine Gattin nur wegen ihres Vermögens geheirathet hatte. Als diese gestorben war, gab er seinen Sohn Hugo bei der Münsterberg in Pflege. Er wollte, daß sich das Kind an die Wittwe gewöhne, denn er ging mit dem Gedanken um, dieselbe zu heirathen. Zufällig hieß der gleichalterige Sohn der Wittwe Münsterberg ebenfalls Hugo, und das Unglück wollte es, daß dieses Kind durch Verbrühen verunglückte und auf der Stelle starb. Sirani kam kurze Zeit nach diesem Unfall zu Besuch, und der Gedanke durchblitzte sofort sein Gehirn, das verstorbene Kind der Wittwe Münsterberg für das seine auszugeben, um sich so in den Besitz der Erbschaft zu setzen, die ihm nach dem Tode seines Sohnes zufallen mußte. Er besaß über die Mutter des todten Knaben eine fast dämonische Gewalt, und zwang sie daher, trotz ihres Schmerzes um den Verlust des eigenen Kindes, sich zu beherrschen. Er

versprach ihr die Ehe, sobald er die Erbschaft in Händen hätte, und wußte es durchzusetzen, daß die Frau auf den Schwindel einging und angab, das verunglückte Kind sei Hugo Sirani. Der kleine Hugo Sirani wurde durch Drohungen seines Vaters und der Wittwe Münsterberg veranlaßt, von jetzt ab seine Pflegerin Mutter zu nennen und seinen Vatersnamen gegen Jedermann zu verheimlichen.

In einer großen Stadt, wie Berlin, ist ein solcher Betrug leicht möglich. Es herrscht dort nicht einmal unter Flurnachbarn die Bekanntschaft und der Verkehr, den man in kleineren Orten und selbst in mittleren Städten unter den Bewohnern eines ganzen Hauses findet. Man wohnt jahrelang mit Leuten in einem und demselben Hause zusammen, ohne selbst zu wissen, wie sie heißen, wie sie aussehen und was sie treiben. Nirgends lebt man zurückgezogener und sich weniger um andere Leute kümmernd, als in der großen Stadt. Auch der Arzt, der den Todtenschein ausstellt, kennt in höchst seltenen Fällen die Leute persönlich, die sterben, auch die Polizei muß sich auf die Angaben verlassen, die ihr von den Angehörigen gemacht werden; und man vergesse nicht, daß die Wittwe Münsterberg noch nicht vier Wochen in dem Hause wohnte, in dem das Unglück geschah, so daß eine Verwechslung der Kinder, welche beide Hugo hießen und im gleichen Alter waren, gar keine Schwierigkeiten bot.

Wäre nicht durch einen Zufall der kleine Sirani seiner Pflegerin abhanden gekommen, so wäre höchst wahrscheinlich niemals der Betrug entdeckt worden. Sirani hatte das bare Geld aus der Erbschaft seines Kindes ohne Schwierigkeiten erheben können; wie wir wissen, stand er mit seiner Schwägerin, der Tante Hugo's, im Prozeß und war entschlossen, die Kranke durch alle nur möglichen Chikanen mürbe zu machen, um sie zum Verkauf der Liegenschaften und Auszahlung des Antheils Hugo's zu zwingen.

Der Boden Berlins aber war dem Erbschaftsschwindler doch zu heiß geworden; er hatte sich nach Italien gewendet und erwartete dort in seiner Heimath die Ankunft der Wittwe Münsterberg mit seinem Sohne. Dieselbe wollte absichtlich, um Aufsehen zu vermeiden, erst einige Zeit vergehen lassen, bevor sie Sirani nachfolgte. Der Umstand aber, daß Hugo sich verlief, brachte sie dazu, ihren Entschluß zu ändern. Als sie aus den Zeitungen erfuhr, daß ein Kind von der Beschreibung ihres Pfleglings auf der Polizeiwache angehalten und nach dem Waisenhause gebracht worden sei, wagte sie es nicht, sich zu melden, weil sie fürchtete, das Kind könnte seinen wahren Namen angegeben haben, und wie wir wissen, war ihre Furcht nicht unbegründet. Sie beschloß vielmehr, jetzt augenblicklich Berlin zu verlassen und Sirani nachzureisen. Sie führte diesen Entschluß auch in größter Eile aus, nachdem sie vorher alle ihre Papiere verbrannt hatte. Das Stückchen des Briefumschlages, das der Kriminalbeamte im Kochherde vorgefunden hatte, genügte indessen vollständig, um den Beamten und dessen Vorgesetzte auf die Spur Sirani's und seiner Mitschuldigen zu setzen. Bevor noch die Wittwe Münsterberg Mailand erreicht hatte, spielte der Telegraph, und Sirani wurde an dem Tage verhaftet, an dem die Wittwe Münsterberg ankam. Auch sie wurde auf dem Bahnhofe von italienischen Polizeibeamten beim Aussteigen aus dem Wagen in Haft genommen und zusammen mit Sirani nach Berlin zurückgebracht. Man hatte bei Sirani noch den größten Theil des erschwindelten Geldes vorgefunden.

Die Strafe, welche Sirani und Frau Münsterberg traf, war eine verhältnißmäßig geringe. Die Anklage lautete nur auf Dokumentenfälschung, Fälschung der Standesregister und Betrug, und Sirani kam mit einer Gefängnißstrafe von drei Jahren, die Wittwe Münsterberg mit einer Strafe von anderthalb Jahren fort.

Als Sirani seine Gefängnißstrafe verbüßt hatte, theilte ihm der Gefängnißdirektor mit, daß seine Schwägerin, Olga Berger, für ihn eine Summe ausgesetzt hätte, welche hinreichend sei, daß er nach Amerika gehen und dort ein neues Leben anfangen könne. Er müsse aber in gesetzlich bindender Form allen Rechten auf seinen Sohn Hugo entsagen, den die Tante erziehen und als ihr eigenes Kind betrachten wolle.

Sirani ging auf den Vorschlag ein. Er ging mit der Wittwe Münsterberg nach Amerika, und weder von ihm noch von ihr ist jemals wieder eine Nachricht nach Europa gekommen.

Für die kranke Olga Berger aber kam eine Zeit der Freude und Glückseligkeit, in der sie sich nicht mehr vereinsamt fühlte, seitdem sie eine Lebensaufgabe in der Erziehung ihres Neffen hatte.

Der Herzog von Kurland.

Lebensbild eines Günstlings.

Von

Hans Marschall.

(Nachdruck verboten.)

Das 18. Jahrhundert ist außerordentlich reich an Männern, welche aus niederen Verhältnissen auf schwindelnde Höhe gelangten. Im Rußland des vorigen Jahrhunderts ist namentlich die Zahl der Emporkömmlinge groß, und die Schicksale derselben sind fast alle ungemein interessant, wie das nachfolgende Lebensbild zeigen wird. Es ist dasjenige des auf dem Thron von Kurland 1771 gestorbenen Herzogs Biron, des ersten seines Geschlechts.

In den Jahren 1710 bis 1712 trieb sich ein junger, hübsch gewachsener Mensch in dem neu erstehenden Petersburg umher, um irgend eine Anstellung bei einer Behörde oder bei einem Hofstaat zu finden. Er nannte sich v. Biron, war aus Kurland gebürtig und hatte einige Zeit in Königsberg studirt. Aber die Keckheit und ersichtliche Zuversicht in seiner Abenteurerlust wollten ihm doch keine der Pforten öffnen, an die er in der neuen Hauptstadt des russischen Reiches klopfte. Man wies ihn ab, weil sich herausstellte, daß er der Sohn eines kurländischen Forstbeamten, Namens Bühren, war und sich den französischen adeligen Namen v. Biron selbst beigelegt hatte, um den Glauben zu erwecken, als stamme er von dem altberühmten Geschlecht der denselben führenden Marschälle von Frankreich ab.

Enttäuscht kehrte er endlich nach Mitau zurück. In dieser kurländischen Residenz regierte damals die eben verwittwete Gemahlin des letzten Herzogs aus dem eingeborenen Kettler'schen Hause, die erst neunzehnjährige Nichte Peter's des Großen, Anna Iwanowna. An ihrem Hofstaat glückte es ihm auch nach einiger Zeit, in untergeordneter Stellung anzukommen; doch bald gelang es ihm, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, er wurde von ihr zum Kammerjunker ernannt, und sie trachtete eifrig darnach, seinen heißen Wunsch zu erfüllen und ihn unter den Adel des Landes aufgenommen zu sehen. Er mußte auf ihre Veranlassung deshalb eine arme Landedelmannstochter, Gottliebe v. Trotha, heirathen; trotzdem wies der kurländische Adel aber entschieden eine Anerkennung des dunklen Herrn Ernst Johann v. Biron mit seinem prahlerischen französischen Wappenbild ab, und als er mit der Herzogin eine Reise nach Petersburg machte, wo inzwischen Peter's I. Wittwe, die von ihm aus niedrigstem Stande erhobene Katharina als Kaiserin mit ihrem Günstling Menschikoff zusammen das russische Reich regierte, machte es der russische Adel ebenso. Wer hätte damals, 1726, ahnen können, daß in wenigen Jahren der am russischen Hofe über die Achseln angesehene Herr Biron ein neuer allgewaltiger Menschikoff werden würde!

Katharina I. starb schon 1727; ihr folgte unter der Oberherrschaft der Dolgorukis und Ostermanns der erst zwölfjährige unmündige Enkel Peter's I., Peter II., und als der junge Zar schon 1730 starb, beriefen seine Vormünder unerwartet jene Anna Iwanowna, als Nichte des großen Zaren, von ihrem kleinen kurländischen auf den mächtigen russischen Thron, in der Hoffnung, das schwache, ihnen zur Dankbarkeit verpflichtete Weib ebenfalls nach ihrem Willen leiten zu können. Fürst Dolgoruki brachte selbst die Kunde ihrer Erhebung an die neue Kaiserin nach

Mitau. In ihrem Vorzimmer fand er einen jungen, schlicht gekleideten Mann, dem er ein Zeichen gab, sich zu entfernen. Als dieser keine Lust dazu zu haben schien, nahm er ihn beim Kragen und warf ihn zur Thür hinaus. Es war Biron, der Kammerjunker, gewesen. Anna nahm sich seiner sogleich an, worauf Dolgoruki derselben das Versprechen abnahm, ihn nicht mit nach Petersburg zu nehmen.

Die neue Kaiserin versprach in Mitau Alles, was man wollte, in Petersburg aber that sie als erklärte Selbstherrscherin aller Reußen, was ihr beliebte. Biron wurde bald von ihr gerufen und sein Rath galt ihr Alles. Er und seine Familie bezogen mit dem Tage der Thronbesteigung den kaiserlichen Palast und behielten da dauernd ihre Wohnung, so daß Biron ungehindert und unbemerkt mit der Kaiserin verkehren konnte.

Sie ernannte ihn zu ihrem ersten Kammerherrn, dann bald zu höheren Hofstellungen. Er erhielt hohe Orden, und der bisher unbekannte Herr v. Biron wurde plötzlich ein strahlendes Licht am Hofe von Petersburg.

Der kurländische Adel sandte jetzt eine Deputation, die ergebenst um die Ehre bat, Herrn v. Biron in die Adelsrolle des Ländchens aufnehmen zu dürfen, der deutsche Kaiser beeilte sich, den erklärten Günstling der neuen Zarin durch Ertheilung des Reichsgrafenstandes zu gewinnen, und auch das Haupt des alten herzoglichen Hauses Biron in Frankreich erkundigte sich nunmehr bei dem Namensvetter an der Newa, auf welche Art es die Ehre habe, mit ihm verwandt zu sein.

Biron wußte sich vortrefflich in seine neue Rolle zu schicken, und sich darin seinen Nebenbuhlern, den Ostermann, Münnich, Dolgoruki, auch bald furchtbar zu machen. Er war ohne große Bildung, doch klug berechnend, erfaßte schnell die Kunst, russisch zu regieren und griff gewalt-

thätig ein, wo er es zur Befriedigung seiner Launen für geboten hielt. Der Herrschaft über Anna sicher, legte er seinen rohen Leidenschaften bald gar keinen Zügel mehr an, und man lernte genugsam kennen, welch' eine herrschsüchtige, ehrgeizige, gewinnsüchtige, unversöhnliche und grausame Natur ihm eigen war. Den ihm vom Fürsten Dolgoruki angethanen Schimpf rächte er jetzt, indem er es bewirkte, daß die Kaiserin die ganze Familie desselben nach Sibirien verbannte.

Die Kaiserin überließ die alleinige Herrschergewalt ihrem Lieblinge, und er wußte sie trotz so alter Staatsmänner, wie Münnich und Ostermann, nach seinem Belieben auszuüben. Grausam und ungerecht war sein Regiment; der Henker spielte eine große Rolle darin. Mit der Furcht vor seinem rücksichtslosen Despotismus drückte er Alle nieder. Die Kaiserin selbst hatte Angst vor ihm; aber ihr Vertrauen zu ihm war dennoch nicht zu erschüttern, und seine Macht war daher schrankenlos zu nennen. Er lebte wie ein Zar und sammelte sich ungeheure Reichthümer, sogar durch gemeine Geldspekulationen und Wucher.

Im Jahre 1737 ereignete sich das Ungeheuere, daß er sich von der Kaiserin Anna zum Herzog von Kurland vorschlagen ließ, und die kurländischen Stände, großentheils von Biron bestochen oder liebedienerisch gegen den Allmächtigen, willigten ein. Obwohl der König von Polen, der die Lehnshoheit über Kurland besaß, sich sträubte, eine solche Ernennung zu bestätigen, so war sein Widerstand doch weder wirkungsvoll, noch auch nachhaltig. Der Biron, den die kurländischen Edelleute einst verächtlich von sich gewiesen, wurde in aller Form Rechtens ihr Herzog und nahm als Herrscher nunmehr unter allen russischen Staatsdienern auch den höchsten Rang ein. Der Versuch, den seine Feinde 1739 machten, ihn durch eine Empörung zu stürzen, mißglückte vollständig und hatte

für die Betheiligten nicht nur, sondern auch für zahlreiche Unschuldige, welche aber Biron verdächtig erschienen, schreckliche Folgen. Ein Strafgericht ohne Gleichen kam über sie, und vor Allen mußten die Dolgorukis von Neuem die Rache des Gewalthabers fühlen. Ihrer zwei ließ er rädern, fünf anderen das Haupt abschlagen, ein paar in den Kerker von Schlüsselburg werfen, die Frauen in Klöster stecken.

So stand er höher und gefürchteter noch da nach diesem verunglückten Attentat. Polen brachte ihm jetzt die Bestätigung seines Herzogsrangs nach Petersburg, der deutsche Kaiser ernannte ihn zur Durchlaucht, der französische Herzog v. Biron sandte einen Kavalier von seinem kleinen Hofstaat ab, um seinem „Herrn Vetter" Glück zu wünschen, und als die Kaiserin Anna 1740 erkrankte und ihr Tod zu erwarten war, diktirte Biron ihr ihren letzten Willen, wonach der kleine Iwan, Sohn ihrer Nichte Anna Karlowna, zum Nachfolger auf den russischen Thron, und Biron zu dessen Vormund und Regenten des Reichs ernannt wurde mit dem Titel Hoheit, woraus der Allmächtige sogleich eine „kaiserliche Hoheit" machte.

Kaum war er aber nach dem Tode der Kaiserin im Oktober der wahre Gebieter Rußlands geworden, so wurde ihm der Sturz durch eine neue Verschwörung unter Münnich bereitet. Biron ahnte nicht, was im Werke sei. Der schlaue Marschall Graf Münnich besuchte ihn noch sehr freundschaftlich am Abend vor dem Ausbruch der Verschwörung. Am 20. November in der Morgenfrühe rückte er aber mit seinen gewonnenen Grenadieren in das Sommerpalais, wo der Herzog-Regent residirte. In seinem Schlafzimmer wurde Biron überfallen, wehrlos gemacht, ihm der Mund zugestopft, und er gebunden in einen Wagen gebracht, der mit ihm in's Winterpalais fuhr. Von da kam er mit seiner Familie nach der Veste Schlüsselburg.

Iwan's Mutter, Anna Karlowna, wurde zur Regentin ernannt, und ganz Petersburg war voller Freude über diese Wandlung.

Mitleid mit dem Gestürzten hatte Niemand; eine Verwendung des Königs von Polen hatte keinen Erfolg.

Der Prozeß gegen ihn führte zunächst die Einziehung seines Vermögens nach sich; der Werth der Schmucksachen und Kostbarkeiten in seiner Wohnung belief sich allein auf vierzehn Millionen Rubel. In Mitau wurde sein herzoglicher Besitz unter Siegel gelegt, die ihm gehörigen Güter unter Amtsverwaltung. Im Mai erst wurde das Urtheil über ihn gefällt und öffentlich in allen Kirchen bekannt gegeben. Es lautete auf Tod — durch die Gnade der Regentin in ewige Gefangenschaft in Sibirien umgewandelt. Münnich hatte bereits vorsorglich für diesen Fall in der kleinen sibirischen Stadt Pelym, sechshundert Werst hinter Tobolsk, ein kleines hölzernes Haus, mit hohen Palissaden umgeben, aufführen lassen. Dahin wurde der Verurtheilte abgeführt, seine Familie mit ihm.

Die russischen Thronverhältnisse änderten sich jedoch sehr bald wieder und zwar zu Gunsten Biron's. Mit Unterstützung des französischen Gesandten unternahm L'Estocq, der Wundarzt der Prinzessin Elisabeth, der wildleidenschaftlichen Tochter Peter's des Großen, eine neue Verschwörung, um diese anstatt des kleinen Iwan auf den Thron zu heben. In der Nacht vom 5. zum 6. Dezember 1741 gelang es den Verschwörern mühelos, die Regentin zu verhaften und ihren anderthalbjährigen Sohn in ein Verließ zu Schlüsselburg zu bringen, während seine Mutter bis zu ihrem 1746 erfolgten Tode im Gefängniß zu Cholmogory an der Dwina ihre kurze Herrlichkeit büßen mußte. Mit ihr war auch Graf Münnich gestürzt worden, der Todfeind Biron's.

Ohne Ahnung dieser Vorgänge lebte Biron in seinem

traurigen Hausgefängniß im fernen sibirischen Städtchen Pelym. Mit Frau und Kindern um sich und mit den Mitteln eines anständigen Lebensunterhalts von der Regierung versehen, suchte er sich in sein Geschick zu finden. Er hatte so vielen Unschuldigeren als er ein solches Loos der Verbannung bereitet, daß er sich über dasselbe nicht beklagen durfte und in der That froh sein mußte, daß der von ihm so hundertfältig gebrauchte Henker von seinen Feinden nicht auch gegen ihn berufen worden war zu Folter und Hinrichtung. Zudem lebte in ihm die Hoffnung, daß es bald in Petersburg neue Umwälzungen geben würde, und damit ein Umschwung erfolge, der mindestens seine Befreiung bewirke. Der König Friedrich August II. von Polen, so war er überzeugt, würde als sein Oberlehnsherr für Kurland sich immer wieder für ihn verwenden, auch wohl der deutsche Kaiser, und die russische Regierung doch schließlich darauf Rücksicht nehmen müssen, da er ja doch noch immer zu den souveränen Fürsten gehörte.

So war sein Erstaunen denn auch gar nicht groß, als eines Tages, ehe er noch ein Jahr in der Verbannung gelebt hatte, ein Kurier der Kaiserin Elisabeth bei ihm eintraf, der durch einen Ukas ihm seine Erlösung und die Erlaubniß zur Rückkehr nach Petersburg verkündigte. Schnell war er zur Abreise fertig. Zwei Kibitken nahmen ihn, seine Familie und ihre Dienerin auf, um sie in Eilfahrt aus dem öden Sibirien zu entführen. Noch keine paar hundert Werst von Pelym entfernt, begegnete ihm ein Gefährt mit Kosakenbegleitung. Es war nicht das einzige auf dem Wege; die schlechte Landstraße durch Sibirien war zu jener Zeit sehr belebt von ankommenden unfreiwilligen Reisenden. Aber der Mann in dem Wagen fiel ihm auf. Er erkannte Münnich, und dieser auch ihn. Beide sahen einander starr an, ohne nur durch eine Miene

ihre Empfindungen zu verrathen. Der Herzog aber konnte schadenfroh den Grafen an sich vorüber jagen sehen.

Diese Begegnung belehrte ihn hinlänglich, daß seinem Feinde nun auch der schreckliche Wechsel des Schicksals eines russischen Günstlings bereitet worden, und der ruhmvolle Feldherr und sein Nachfolger in der Staatsgewalt unter der Regentin Anna jetzt in der Verbannung ihn ablösen müsse. Und zwar hatte die Bosheit der neuen Machthaber Münnich nicht nur nach Sibirien, sondern nach Pelym verbannt und ihm dasselbe Haus zum Aufenthalt überwiesen, welches Biron verlassen. Dort sollte Münnich, unglücklicher als sein Feind, an zwanzig Jahre ein einsames Leben führen.

Auch für Biron verwandelte sich jedoch die neue Lebenshoffnung schnell genug wieder in bittere Enttäuschung. Es gab Leute am Hofe der neuen Kaiserin Elisabeth, die denn doch eine volle Begnadigung Biron's und eine Rückkehr desselben nach Petersburg zu hintertreiben wußten. So widerrief die Zarin ihren Befehl, und die Rückreise des Begnadigten mußte unterwegs nach Jaroslaw gerichtet werden, einem verkehrsreichen Orte im Gouvernement gleichen Namens im südöstlichen Rußland, welcher unter Biron's Staatsverwaltung zu einer gewissen Blüthe gelangt war. Hier lebte die Familie Biron fortan, zwar in der Verbannung, doch mit großer Freiheit und sogar im Wohlstande, da man ihr die Einkünfte aus ihren kurländischen Gütern überließ. Gelassen nahm der Geächtete dieses immerhin sehr gemilderte Loos mit den Seinigen auf sich. Er tröstete sich auch hier wieder damit, daß noch nicht aller Tage Abend sei, und in Rußland die Dinge unberechenbare Wandlungen noch ferner erhalten können.

Die Regierung der Kaiserin Elisabeth änderte indeß, soviel sie auch sonst an Willkür und Ueberraschungen dar-

bot, nichts am Schicksale Biron's. Er blieb in Jaroslaw bis zu ihrem Tode, der erst im Jahre 1762, nach mehr denn zwanzigjähriger Herrschaft, erfolgte. Nach ihrer Bestimmung kam Peter III., der Sohn ihrer Schwester Anna, die mit dem Herzog von Holstein vermählt worden war, auf den Thron, und mildere Sitten sollten nun mit den Ungerechtigkeiten der früheren Regierungen versöhnen. Die Kerker öffneten sich, die Verbannten der Politik wurden zurückberufen. Auch Biron, auch Münnich.

Als Biron das erste Mal vor dem Kaiser erschien, warf er sich ihm zu Füßen, dankte für die erlangte Freiheit und bat um fernere Gnade.

„Wenn Sie auch," sagte Peter III., indem er ihn aufhob, „nicht eben wieder Herzog von Kurland werden, so will ich Sie doch auf eine Art entschädigen, daß Sie zufrieden sein sollen."

Kurland war in der That von Polen anderweitig vergeben worden, und der Thron erschien dadurch thatsächlich für immer dem Biron'schen Geschlecht verloren zu sein. Der Exherzog mußte sich begnügen, in Petersburg als Privatmann zu leben, der am Hofe Peter's III. sich zeigen durfte, um in seinen alten Tagen von der gnädigen Gesinnung des Zaren vielleicht noch eine Befriedigung seiner wiederbelebten Hoffnungen zu erwarten. Er traf da auch einmal mit Graf Münnich zusammen, und als Peter III. sie Beide sah, rief er ihnen zu: „Ah, die zwei alten Freunde! Die müssen nun auch miteinander trinken."

Er ließ sogleich Wein bringen und schenkte Jedem der Beiden selber ein Glas ein. In dem Augenblicke zog der Eintritt eines Adjutanten des Zaren Aufmerksamkeit auf sich, und auf die ihm gewordene geheime Mittheilung eilte er aus dem Gemach. Sobald er sich entfernt hatte, sahen sich Biron und Münnich mit ingrimmig rollenden Blicken an, und mit einer bezeichnenden Bewegung setzten sie die

Gläser auf den Tisch zurück und wendeten sich den Rücken zu. Einer hätte den Andern ja am liebsten vergiftet. Als der Kaiser zurückkam, hatte er vergessen, was er mit den beiden einst Allmächtigen vorgehabt, die kurz nach einander gestürzt und zwanzig Jahre lang zugleich in der Verbannung gewesen waren.

Einige Tage nach diesem Vorgange regierte auch Zar Peter III. nicht mehr. Sechs Monate nach seiner vielversprechenden Thronbesteigung ließ ihn seine eigene Gemahlin durch ihre Helfershelfer gefangen nehmen, riß als Katharina II. die Krone an sich, und die Ermordung ihres Gemahls enthob sie der Besorgniß vor einer Gegenrevolution durch seine Anhänger.

„Hätte Peter III.," sagte Biron, entsprechend seiner trotz aller erlittenen Leiden unerschütterten Auffassung von der Kunst zu regieren, „aufhängen, köpfen und rädern lassen, so würde er Kaiser geblieben sein."

Katharina war Biron aber ebenfalls wohlgesinnt, und gab, um vor Allem Polen einen Streich zu spielen, und den von ihm eingesetzten sächsischen Prinzen vom kurländischen Herzogsstuhl zu stoßen, denselben bald nach ihrer Thronbesteigung an das Biron'sche Geschlecht zurück. Polen mußte sich in seiner Ohnmacht ihren Willen gefallen lassen. Russische Truppen führten Biron in Mitau wieder als Herzog ein, und 1764 bestätigte der inzwischen zum Polenkönig erhobene Günstling der Zarin, Stanislaus Poniatowski, diese Rechtsordnung.

Nochmals in seinen alten Tagen sah sich nun der Emporkömmling unter die souveränen Fürsten versetzt, und ungestört genoß er noch einige Jahre diese, wenn auch vom russischen Doppeladler stark beschattete Herrlichkeit.

Glücklich hat er durch seine Regierung die Kurländer nicht gemacht; es war ihnen recht, als er so weise war,

im Jahre 1769 die Regierung an seinen ältesten Sohn Peter abzutreten, um als Achtzigjähriger noch ein paar Jahr von fürstlicher Höhe herab auf sein reichbewegtes Leben beschaulich zurückzublicken.

Lange, das wußte er, hielt die Herrlichkeit von Rußlands Gnaden doch nicht, und klug rieth er daher seinem Sohn, mit den unter herzoglicher Macht zusammenzuraffenden Reichthümern an eine sichere Zukunft zu denken. So viel er konnte, that er noch selbst in dieser Beziehung, und sein Sohn entwickelte erst recht eine unmäßige Habsucht, um sich die Mittel zur Befolgung der Rathschläge seines gewitzigten Vaters zu verschaffen. Er kaufte mehr und mehr Güter im fernen Böhmen und in Schlesien.

Inzwischen war der alte Biron am 28. Dezember 1772 in allem Frieden entschlafen, und der russische Hof erzeigte seinem Andenken die Ehre, im Januar 1772 acht Tage lang Trauer um ihn anzulegen. Sein Sohn würde von den unzufriedenen Kurländern sicherlich sogleich fortgejagt worden sein, hätte das starke Rußland nicht die Hand über ihn gehalten. Ihm war es schon durch die Verhältnisse beschieden gewesen, als Prinz sich mit einer Prinzessin von Geblüt aus dem Hause Waldeck zu vermählen und dadurch seinem Hause aristokratische Festigung zu geben. Zum dritten Male verheirathete er sich 1779 mit der Reichsgräfin v. Medem, einer durch Schönheit, Geist und Adel der Gesinnung ausgezeichneten Frau, die ihm vier Töchter schenkte. Das Verhängniß, das sein Vater vorausgesehen, blieb ihm aber nicht erspart. Im Jahre 1795 nahm Katharina ihm das Herzogthum Kurland ab, um es Rußland einzuverleiben. Der ehemalige Herzog lebte fortan mit seinen großen Reichthümern in Berlin, oder auf seiner böhmischen Herrschaft Nachod, oder in dem erkauften Fürstenthum Sagan, oder auf den schlesischen Herrschaften. Zu Gellenau in Schlesien starb er am 12. Januar 1800.

Das Haus Biron von Kurland hat dann durch die verwittwete Herzogin und ihre Töchter, deren Schönheit viel gefeiert wurde, einen strahlenden Glanz unter der napoleonischen Zeit und auf dem Wiener Kongreß entfaltet. Eine Tochter vermählte sich mit dem italienischen Herzog von Acerenza, eine andere mit dem Herzog von Talleyrand-Perigord, Neffen des berühmten französischen Staatsmannes, und erhielt später als Herzogin von Sagan die preußische Investitur. Eine vom Bruder des letzten kurländischen Herzogs Peter abstammende Biron'sche Linie ist die nach der schlesischen Herrschaft Wartenberg genannte, und die männlichen Nachkommen führen den Titel Prinz Biron-Kurland. Der erste derselben starb als preußischer General und Gouverneur der Festung Glatz im Jahre 1821.

Die Nieren und ihre Verrichtungen.

Ein Beitrag zur Gesundheitslehre.

Von

Ewald Paul.

(Nachdruck verboten.)

Unter den Menschen von heute, welche es lieben, die großartigen Maschinenleistungen der Gegenwart zu bewundern, gibt es gar Viele, die durchaus keine Ahnung davon haben, daß der bewunderungswürdigste und leistungsfähigste Mechanismus ihr eigener Körper ist. Man bestaunt die kolossalen Pumpwerke, welche unser eisernes Jahrhundert geschaffen, und denkt nicht daran, daß das zäheste und fleißigste Pumpwerk in Gestalt des winzigen Herzmuskels in unserer Brust hämmert. Es wird mit einer ungeheuren Hochachtung von den Fortschritten ge-

sprochen, welche die Telegraphie im letzten Menschenalter gemacht hat, aber Wenige nur sind sich der Thatsache bewußt, daß eine zuverlässigere und schnellere Telegraphenleitung als diejenige der Nerven unseres Körpers schwerlich je zu Stande kommen dürfte. Wie verherrlicht man jene Werkstätten, in denen aus den einfachsten Rohstoffen Gegenstände von hohem Werthe, die sich durch Nützlichkeit und Schönheit auszeichnen, erzeugt werden! Und doch läßt sich keine geschicktere Werkstätte denken, als der menschliche Organismus, der aus Luft, Nahrung und Wasser ein blendendweißes, eisenzähes Knochengerüste, Muskeln, die jeder für sich ein Maschinchen bilden, das rothe Blut, diesen Alles befruchtenden Lebenssaft, und wohlgerundete Glieder — kurz, einen ganzen Menschen, ein lebendes Wesen von unserer Art herzustellen vermag.

Die Neuzeit hat eine Menge umfänglicher Läuterungsprozesse erfunden, wodurch die schlechten Stoffe von den guten, das Reine vom Unreinen abgeschieden wird. Indessen ist noch nirgendwo besser für die Hinausschaffung alles Ueberflüssigen Sorge getragen worden, als innerhalb des menschlichen Körpers, welcher eine ganze Reihe von ausgezeichneten Läuterungsgeräthen zur Verfügung hat. In erster Linie ist es der Athmungsapparat, welcher die Ausscheidung unnützer und unbrauchbarer Stoffe vermittelt: durch die Lungen entweicht Kohlensäure und Wasser. Auch mit Hilfe der Haut entledigt sich das Blut der Unreinigkeiten, welche es beschweren, und die bei der Umarbeitung der aufgenommenen Speisen und Getränke in den verschiedenen Arbeitsräumen unseres Körpers sich ergaben. Jede Werkstätte, in welcher fleißig gearbeitet wird, gibt Staub und Schmutz, und also sammeln sich auch im Menschenkörper genug werthlose und bei längerem Verweilen schädliche Dinge.

Einen weiteren Theil unbrauchbaren Abgangs schafft

die in der linken oberen Seite der Unterleibshöhle belegene, rechts vom Magen, links von den Rippen begrenzte Milz hinaus. Hauptarbeiterinnen sind aber in dieser Beziehung die Nieren, die für die Befreiung des Blutes von schlechten Stoffen weit mehr wirken, als die Haut und die Milz.

Wie wenige Leute aber wissen davon, wie gering die Zahl derer, welche ein Verständniß für die Verrichtungen dieses höchst wichtigen Reinigungsapparates haben! Die Verborgenheit der Nieren und ihre Empfindungslosigkeit, infolge welcher sie sich nur sehr selten durch Schmerzen bemerkbar machen, tragen wohl viel Schuld daran, daß die Menschen den genannten Organen fast gar keine Beachtung schenken. Die üble Folge davon ist aber, daß eine Menge von Nierenübeln und mit den Nieren zusammenhängender Krankheiten vorkommen, welche sicherlich zum größten Theile vermieden würden, falls man einen besseren Einblick in die Lebensvorgänge unseres Körpers hätte. Kleine Ursachen haben oft große Wirkungen, in der Geschichte, in der Wissenschaft, im Menschenleben. Ein unbedachtes Wort, eine mißdeutete Bemerkung waren oftmals schon die Ausgänge großer Kriege. Eine winzige Lücke in einem großen Damme kann eine ganze Landschaft verderben, ein Feuerfunke ein Haus in die Luft sprengen. Und die Vernachlässigung eines einzigen Organes in unserem Körper kann unsere Gesundheit zerrütten und uns in ein frühes Grab bringen.

Die Nieren haben ihren Platz in der mittleren Bauchhöhle und zwar am Rücken; sie ruhen zu beiden Seiten der oberen Lendenwirbel, haben rechts über sich die Leber, während sie links zum Theil von der Milz bedeckt werden. Ihre Länge entspricht der eines mittleren Fingers, nämlich 9 Centimeter, ihre Breite beträgt 5 bis 6 und ihre Dicke 3 bis 3½ Centimeter. In der Form entsprechen sie einer großen Bohne, in der Farbe ähneln sie einem

nicht zu dunkel gebrannten, etwa braunrothen Kaffee. Die Einbiegung der auf beide Körperseiten vertheilten Nieren, der hohle Rand derselben wendet sich der Wirbelsäule zu. Die Oberfläche der Nieren ist glatt, sie wird durch eine, namentlich nahe den Einbuchtungen sich ausbreitende Fettschicht gebildet, unter welcher eine straffe, faserige, mit der äußeren Niere verwachsene Hautkapsel liegt.

Ihre wichtigsten Verrichtungen entfalten die Nieren in ihrer kaum einen Centimeter starken Rindenschicht, und wenn es möglich wäre, diese winzige Werkstätte im vollen Betriebe durch ein gutes Mikroskop zu belauschen, würde man einen überraschenden Anblick genießen.

In dieser Rindenschicht beobachten wir zunächst eine Unmenge von Blutgefäßen — denn die Nieren sind überhaupt sehr blutreich, da sie ja die Aufgabe haben, das Blut zu läutern —, welche vielfältig durcheinander geschlungen und mit einer ebenfalls beträchtlichen Zahl von etwas dickeren, jedoch kein Blut enthaltenden, theils gerade verlaufenden, theils ebenfalls gewundenen Gefäßen: den Harnkanälchen gemischt sind. An manchen Stellen der Rindenschicht fallen uns innigere Verschlingungen dieser verschiedenen Kanälchen in Kugelform auf. Und wenn wir solch' ein Kügelchen öffnen, entdecken wir darin einen Knäuel, ein Gewirr feiner Fäden: wir haben die Geheimkammer vor uns, in der sich das Blut vom Harne befreit, und dieser in die Anfänge der Harnkanälchen eintritt. Zugleich geht auch ein großer Theil des im Körper nicht verwendbaren Wassers auf diesem Wege nach und nach von dannen.

Die äußerst feinen Röhren, welche den Harn aus den Nierenknäulchen hinausführen, winden sich anfangs noch etliche Male hin und her, dann aber einen sie sich mit Röhrchen gleicher Art und ziehen in allmäliger Erweiterung, hier und da noch einen Kanal aufnehmend, nach

unten, beziehungsweise innen. Dutzende und Hunderte solcher Röhren treffen schließlich fast strahlenförmig in einer Spitze zusammen und bilden eine Pyramide, die man nach ihrem Entdecker, einem verdienstvollen italienischen Anatomen und Physiologen, die Malpighi'sche nennt. Es gibt jedoch nicht nur eine solche Pyramide, sondern eine ganze Reihe derselben nebeneinander, deren Grundfläche immer auf der Nierenkruste ruht, während ihre Zuspitzungen stets dem Niereninneren zustreben, in welchem sich eine, besonders nach der einwärts gebogenen, der konkaven Seite der Nieren zu ausgreifende Höhlung befindet. Diese Höhlung heißt das Nierenbecken, sie ist mit einer zähen Haut ausgekleidet und in ihr sammelt sich der Harn, der aus den verschiedenen Pyramidenspitzen herbeikommt. Aus dem Becken fließt der Harn in den Harnleiter, zwei häutige, etwa federkielstarke Röhren, die ihn in die Blase leiten, von der aus er ohne weitere Wandlungen seinen Weg in's Freie nimmt.

Merkwürdig ist, daß auf dem oberen Rande jeder Niere noch ein dem Stoffe und der Eintheilung nach ziemlich gleichartiger Körper aufliegt, ungefähr 2 bis 2½ Centimeter hoch, 4 bis 5 Centimeter breit und nur wenige Millimeter dick, gleichsam eine zusammengepreßte Niere darstellend. Diese „Nebennieren" besitzen jedoch, obzwar mit Mark- und Rindensubstanz versehen, keinen Ausführungsgang, und man weiß bis auf den heutigen Tag noch nicht, welchem Zwecke sie eigentlich dienen. Indessen ist doch wohl anzunehmen, daß sie eine gewisse Verbindung mit den Hauptnieren besitzen und diesen in Zeiten der Noth, der Arbeitsüberbürdung beizustehen haben.

Und die Gefahr der Ueberanstrengung ist für die Nieren eine besonders große. Es gibt genug Menschen, die ihren Körper in der unvernünftigsten Weise mit Flüssigkeiten anfüllen und dadurch die Nieren über die Maßen

anspannen. Die Sache wird zumal dann gefährlich, wenn jene Leute Stubenhocker sind und ihre Lungen, ihre Haut, sowie ihre Muskeln wenig arbeiten lassen, vielleicht auch noch träge Därme haben, so daß am Ende die anderswo keinen genügenden Ausweg findenden überflüssigen Stoffe aus den verschiedenen Theilen des Körpers den Nieren zudrängen und dort hinausgeschafft werden wollen. Unter solchen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, wenn diese kleinen Organe, die schon unter normalen Umständen genug Arbeit zu leisten haben, am Ende erschlaffen und erkranken.

Keine Zeit hat so viele Nierenkranke gesehen, als die unserige. Eine ganze Reihe von Plagen ist dermalen über diesen kleinen Blutreinigungs- und Entwässerungsapparat gekommen. Da gibt es eine Nierenkolik, welche die Folge von Steinen im Nierenbecken ist, sehr viele Schmerzen macht und schon Manchen frühzeitig unter die Erde gebracht hat. Dann hat man sehr häufige und böse Nierenentzündungen, eine Nierenschwindsucht und Nierenverhärtung, und sogar von einem Nierenkrebs ward bereits gesprochen.

Jedenfalls ist die Zahl der Nierenkranken im beständigen Steigen, und die Frage, woher das komme, mag an dieser Stelle um so eher ihre Beantwortung finden, weil sich damit unsere vorhergegangenen Ausführungen selbst in das rechte Licht stellen.

Die Menschen von heute leiden darum mehr an den Nieren, weil sie die Verrichtungen dieser Organe nicht verstehen und die Arbeitsleistungen derselben nicht zu würdigen wissen. Unsere Vorfahren haben in ihrer Mehrzahl freilich auch keinen großen Einblick in die Werkstätte des menschlichen Organismus gehabt, indessen arbeiteten sie mehr als wir mit ihren Gliedern und Muskeln, sie nahmen ihren Körper tüchtiger als wir, die wir uns durch

Maschinen und allerlei Erfindungen immer mehr der Muskelarbeit entlasten, in Gebrauch und hielten ihn dadurch im Allgemeinen besser im Gange. Geschah es, daß Jemand seinen Körper mit Flüssigkeiten überlud — und übergroße Trinklust ging auch schon zu alten Zeiten im Schwange und ist nicht etwa eine Absonderlichkeit unserer Tage — so hatte das nicht jene Gefahren wie gegenwärtig. Das tägliche Brod mußte damals im wahren Sinne des Wortes mit schwerem Schweiß verdient werden, und man schwitzte tüchtig. Ein arbeitsamer Körper aber kann eine ganze Last unnützer Getränke mit Leichtigkeit wieder hinausschaffen. Die Haut ist ein guter Filter und unterstützt mit ihren Millionen von Poren die Nieren gewaltig. Der gesunde Mensch verliert schon bei leichter Arbeit, ja selbst im Ruhestand unmerklich durch die Haut im Laufe eines Tages $^1/_{67}$ seines Körpergewichts an Wasser. Dieser Filter mußte zuerst herhalten und schuf bei kräftiger Muskelbenutzung Tüchtiges. Ein Uebriges thaten die vollathmenden Lungen, dazu waren auch die Därme besser in Ordnung, und die ganze Geschichte hatte mithin keine gar zu üblen Folgen. Heutzutage nimmt sich die Sache aber ganz anders aus. Unsere Kultur läßt uns mehr mit den Nerven wirken und gibt den Muskeln wenig Arbeit. Unsere Pflicht ist es nun, diesen Uebelstand auszugleichen und unseren Körper nicht einseitig zu hoch anzuspannen. Jedoch wie klein ist die Menge derer, die sich thatsächlich um die Regelung der Verrichtungen ihres Organismus kümmern! Die große Schaar der gesitteten Menschen athmet nicht mehr mit der vollen Lunge, das Stubenleben, dem wir uns ja meist hinzugeben haben, beansprucht die Athmungsorgane nur halb, und infolgedessen sind auch die Lungen weniger leistungsfähig in Bezug auf Herausschaffung überflüssiger Dinge. Die Haut ist bei Vielen sehr stark in Unordnung, verweichlicht, gemißbraucht, vernachlässigt. Es

gibt sogar Menschen, die nur mit großer Mühe zum Schwitzen zu bringen sind. Dieser Filter ist also auch bei Vielen nicht in der richtigen Verfassung.

Und nun die Därme! Wie schlecht arbeiten sie meist bei denen, die nur vom Arbeitsstuhle aufstehen, um sich an den Eßtisch zu begeben, und vom Eßtisch, um zum Arbeitsstuhle, zum Comptoir- oder Bureausessel, zum Web- oder Lehrstuhle zurückzukehren, den man dann Abends mit einem Kneipsitz vertauscht. Wie können denn die Därme ihre Aufgaben ordentlich erfüllen bei Leuten, die die meiste Zeit ihres Lebens sitzend verbringen und die in ihren Mußestunden gar nichts thun, um diese Organe zu erleichtern, anzuregen, zu kräftigen!

Unter solchen Verhältnissen ist die starke und beständige Ueberschwemmung des Körpers mit Flüssigkeiten eine gefährliche Sache. Und doch trinken die Kulturmenschen gar zu gerne und gerade Diejenigen, die am wenigsten Körperarbeit haben, bei denen also die Filter am wenigsten in Ordnung sind. Die städtischen Verhältnisse, künstlich zubereitete Speisen und eine unmäßig ausgedehnte Kneipenwirthschaft bringen das mit sich.

Ich wiederhole: unsere Ahnen und Urahnen haben nicht weniger getrunken als wir, jedoch sie haben das Getrunkene besser und schneller verarbeitet. Bei uns hingegen geht die Geschichte an die Nieren. Wenn die Lungen nicht viel arbeiten, wenn die Haut nicht ordentlich thätig ist, wenn die Därme ihre Funktionen nicht wie sich's gebührt verrichten, was bleibt denn da übrig als ein Mißbrauch der Nieren? Diese kleinen Organe, die schon so fleißig sind, bekommen immer neue Arbeit aufgepackt, bis sie endlich erlahmen und ihren Dienst versagen.

Unter normalen Verhältnissen sondern die Nieren des Erwachsenen in 24 Stunden $1\frac{1}{2}$ Kilogramm Harn ab. Bei starken Biertrinkern aber wird diese Menge verdrei-

facht, vervierfacht, ja, es kommt vor, daß man den Nieren das Zehnfache dessen aufbürdet, was sie gewöhnlich zu leisten haben.

Und das rächt sich dann bitter. Welche Leute sind denn zumeist nierenkrank? Jene, die wenig Bewegung, welke Muskeln, eine schlechte Haut und träge Därme haben. Andrerseits auch jene, die des Guten zuviel thun und ihren Organismus zu sehr, zu oft und zu lange anspannen, jene, bei denen der Körper zu viel arbeiten muß. Aber die körperträgen Menschen stellen das Hauptkontingent.

Beim Mißbrauch der Nieren erlahmt ihre Fähigkeit allmälig, das Blut von gewissen Auswurfstoffen zu reinigen. Ein Theil der Harnstoffe schlägt sich im Nierenbecken nieder, anstatt durch die Harnleiter weiter zu gehen, und diese Niederschläge bilden nach und nach feste Massen, jene gefürchteten Nierensteine, die entsetzliche Beschwerden machen, weil sie aus den engen Kanälen des von ihnen belasteten Organes keinen Ausweg finden und das Letztere in seinen Verrichtungen schwer behindern. Bei der Brightschen Nierenkrankheit, die gemeinhin als unheilbar gilt, liegt die Sache im Grunde genommen auch nicht viel anders. Zwar gibt es da keine Steinbildungen, jedoch die Erschlaffung der Nierengefäße ist groß. Den Kanälchen ist die Kraft, den Harnstoff und die Harnsäure aus dem Blute abzuscheiden, theilweise verloren gegangen, ein Theil dieser für die Ernährung unbrauchbaren und schädlichen Substanzen bleibt zurück und bringt schließlich eine wahre Vergiftung des Körpers zu Stande. Auch das Wasser bleibt zu einem beträchtlichen Theile zurück und erzeugt Wassersucht. Eiweißstoffe dagegen, die gerade dazu bestimmt sind, im Körper zu bleiben und diesen zu ernähren, ziehen in großen Mengen von dannen. Diese Unordnung in den Nierenfunktionen ist natürlich von größtem Einflusse auf die Gesundheit, und wenn nicht

sehr frühzeitig eingeschritten wird, erliegt der Kranke in Kürze. Die beste eiweißhaltigste Nahrung nutzt ihm nichts, denn sie geht auf dem Weg des Harns wieder von dannen. Daß eine Ueberlastung der Nieren die Hauptursache dieser Krankheit ist, ersieht man daraus, daß die derart Leidenden gewöhnlich eine spröde, geschlossene Haut haben. Die Haut arbeitet nicht mehr, und die Nieren müssen sich allein abplagen.

Die geschickte Behandlung, welche neuerdings mehrere Aerzte in solchen Fällen einleiten und die das Urtheil der Unheilbarkeit von dergleichen Nierenerkrankungen bald beseitigen wird, erweist ganz klar die Richtigkeit unserer Darlegungen. Man hält darauf, auch die anderen Reinigungs- und Entwässerungsapparate des Körpers vernünftig in Gebrauch zu nehmen, und sobald das gelingt, sind die Nieren entlastet und kommen dadurch in die Lage, sich zu kräftigen und ihre alten Fähigkeiten zurückzugewinnen.

Ich kannte einen Herrn, bei dem eine vernünftige Anspannung der Haut durch Gymnastik, Massage und Wasserkur allein schon genügte, sein Nierenleiden auf den Weg der Heilung zu führen. Der Körper des Kranken, der vorher fast gar nicht zu schwitzen vermochte, zeigte sich nunmehr beinahe immerwährend mit einem gleichmäßig vertheilten wohlthuenden Schweiße bedeckt. Die Nieren verloren so einen Theil des auf ihnen lastenden Druckes und begannen kräftiger zu wirken. Es wurden größere Harnmengen ausgeschieden, mehr Wasser und Schädlichkeiten, aber immer weniger Eiweiß, die wassersüchtigen Anschwellungen schwanden, die Nieren gesundeten zusehends.

Sehr viele Nierenkrankheiten schreibt man einer heftigen Erkältung zu und will von einer Ueberreizung und Ueberbürdung des Organes nichts wissen. Indessen kommt das auf eins heraus. Wenn man sich heftig erkältet, hört meist die Haut auf richtig zu funktioniren, der Schweiß

tritt zurück, und das ist schon eine Gefahr für die Nieren, welche dadurch mehr Arbeit zu leisten haben. Außerdem gibt es noch gewisse Stoffe, die dazu beitragen, ja sogar für sich allein schon der Anlaß sind, etwas schwächliche und empfindsame Nieren schwer krank zu machen. Solche Nierengifte sind z. B. das zu Einreibungen oft verwendete Terpentin, welches ganz besonders stark auf die Nieren wirkt und blutige Absonderungen aus denselben veranlaßt; ferner die sogenannten spanischen Fliegenpflaster, welche bei Mißbrauch das genannte Organ ebenfalls in hohem Maße gefährden; dann die Schwefelsäure und unter gewissen Verhältnissen auch Chinin und Arsenik, zwei Medikamente, die nur zu oft in der leichtfertigsten Weise Anwendung finden.

Alles in Allem läßt sich nur wiederholen, daß ein selbstverschuldeter Mißbrauch, eine durch Unwissenheit oder unbedachtes Handeln hervorgerufene Ueberlastung der Nieren die Hauptursache an den gegenwärtig so häufigen Erkrankungen dieses Organes sind. In der Werkstätte unseres Organismus wird wacker gearbeitet, und rastlos greift ein Rad dieser großartigsten aller Maschinerien in das andere, in der sinnreichsten Weise sind Vorrichtungen getroffen worden, damit in Fällen der allzugroßen Anspannung das eine Organ durch das andere entlastet werden kann, jedoch erheischt die Nutzung dieser Vorrichtungen einen klaren Einblick in dieses Getriebe. Wer daher seinen Körper nicht kennt und den Gesetzen der Physiologie aus Unwissenheit oder Leichtsinn Hohn spricht, wird es über kurz oder lang zu büßen haben. Denn die Natur ist die unerbittlichste Gläubigerin, die es gibt, und fordert die gemachte Schuld bei Heller und Pfennig ein. Darum unterrichte sich Jeder nach bestem Vermögen in der Gesundheitslehre und befolge ihre heilsamen Rathschläge, die nichts kosten, als ein wenig Selbstzucht und Enthaltsamkeit.

Volksanwälte und Winkelschreiber.

Zur Aufklärung für das Publikum.

Von

Max Kleppert.

(Nachdruck verboten.)

Nicht nur in Deutschland, sondern überall gilt der Grundsatz: „Unkenntniß des Gesetzes schützt nicht vor Strafe" — und es kann sich im Uebertretungsfalle Niemand darauf berufen, irgend ein Gesetz nicht gekannt zu haben. Ist er in Wirklichkeit nicht über eine Verfügung der Staats- und städtischen Behörden oder über irgend eine gesetzliche Aeußerung und Anordnung unterrichtet gewesen, so ist das sein Schaden, den er zu tragen hat.

Nun ist das ganz in der Ordnung in Kriminalfällen, denn was Verbrechen anbelangt, so weiß jeder Mensch, ohne Gesetzeskundiger zu sein, daß diese mit Strafe belegt sind. Aber beim Civilprozeß oder in Bezug auf rein polizeiliche Verbote ist es anders. Da weiß selbst der Gebildete sehr wenig Bescheid, und wenn er mit irgend einer Behörde, mit dem Gericht oder der Polizei in Berührung kommt, weiß er gewöhnlich nicht, was er zu thun oder zu lassen hat, und ist daher gezwungen, einen Rechtskundigen in Anspruch zu nehmen.

Kommt schon der gebildete Mensch bei solchen Anlässen in Verlegenheit, so steht es noch viel schlimmer mit den Leuten, die nur eine mangelhafte oder gar keine Bildung erhielten. Im großen deutschen Vaterlande gibt es im

Osten noch Hunderttausende von erwachsenen Menschen, die kaum lesen und schreiben können, und wenn sie auch im Stande sind, gedruckte Schrift mühsam zu buchstabiren und ihren Namen zu unterzeichnen, so können sie doch noch lange keine Schrift von irgend welcher Bedeutung aufsetzen.

Unter unseren jetzigen sozialen und rechtlichen Verhältnissen aber kommt jeder Mensch zu irgend einer Zeit einmal mit einer Behörde in Beziehung, sei es, um sein Recht zu wahren, sei es, um bürgerliche Pflichten zu erfüllen.

Was thut nun ein solcher Mensch, der nicht weiß, wie er schreiben soll, welches die Form, welches die ganze Art und Weise eines schriftlichen Verkehrs mit der Behörde ist? Er ist gezwungen, sich Hilfe zu suchen, findet diese aber nur zum Theil beim Rechtsanwalt oder Notar, da ein solcher sich z. B. mit Bittgesuchen, Beschwerden, Gnadensachen, Bitten um Zurückstellung vom Militärdienste und dergleichen meistens nicht befaßt. Außerdem hat der gewöhnliche Mann eine instinktive Abneigung gegen den Rechtsanwalt, nicht nur weil dessen Gebühren oft sehr hoch sind, sondern hauptsächlich, weil der gewöhnliche Mann es liebt, sich auszuschwatzen und seine Klagen in seiner breiten Weise umständlich vorzubringen, der Rechtsanwalt aber gewöhnlich dazu keine Zeit hat und kurz angebunden ist. Es kommt ihm nur darauf an, den Kern der Sache zu erfahren, alle Erzählungen, die dem Klienten oder der Klientin höchst wichtig erscheinen, schneidet er kurz ab, weil sie in Wirklichkeit durchaus unwesentlich sind. Davon fühlt sich aber der Bauer, der Kleinbürger und Arbeiter abgestoßen und gekränkt; es kommt ihm vor, als widme ihm der Rechtsanwalt nicht die nöthige Aufmerksamkeit, als betrachte er die Sache, die er ihm vorgetragen hat, nicht als wichtig genug.

Bei so bewandter Lage bleibt dem Ungebildeten also nichts übrig, als sich einem sogenannten „Volksanwalt" anzuvertrauen, zumal wenn er nicht in einem Orte wohnt, wo ihm durch einen befreundeten Beamten der betreffenden Behörde vielleicht die nöthigen Winke gegeben werden können.

Wir ersehen also, daß das Institut der Volksanwälte ein gewissermaßen nothwendiges und jedenfalls in vieler Beziehung nützliches ist, und es muß daher bedauert werden, daß die Absicht der deutschen Reichsregierung bisher unausgeführt geblieben ist, die Volksanwälte unter staatliche Aufsicht zu nehmen, von ihnen nicht nur den Nachweis einer gewissen Vorbildung, sondern auch einen Ausweis über ihre moralische und geschäftliche Führung zu verlangen. Käme dieses Gesetz zur Einführung, so würde nicht nur das Publikum vor großem Schaden bewahrt bleiben, sondern auch die ehrenhaften Leute unter den Volksanwälten würden in der allgemeinen Achtung gehoben, in ihrer Existenz geschützt und vor der Konkurrenz der vielen zweifelhaften und schlechten Elemente bewahrt, die sich heute dem unwissenden Volke aufdrängen und die man mit dem verächtlichen Namen „Winkelschreiber" oder „Linksanwälte" bezeichnet.

In der Kriminalistik spielen diese Winkelschreiber oft eine so große Rolle, dem Publikum fügen sie täglich einen so großen unmittelbaren und noch mehr mittelbaren Schaden zu, daß wir sie zur Warnung hier einmal näher in ihrem verschiedenen Auftreten betrachten wollen.

Untersuchen wir vorerst einmal die Thätigkeit eines Rechtskonsulenten, eines der anständigen, ehrenhaften Volksanwälte, um uns davon zu überzeugen, wie umfangreich und wichtig dieselbe ist. Gerade der gewöhnliche Mann, besonders der Bauer, hat von jeher gern prozessirt; fühlt er sich in seinem Rechte geschmälert, so thut er hartnäckig

alle Schritte, die ihm überhaupt zur Verfügung stehen, um sein Recht zu erstreiten, selbst wenn es sich nur um Kleinigkeiten handelt. Wer nun im Volke Jemand verklagen will oder verklagt worden ist, sei es wegen Injurien, wegen Sachbeschädigung oder Schulden, muß sich zur Stellung des Klageantrags oder zur Beantwortung desselben an einen Sachverständigen wenden und geht zu einem Volksanwalt. Wer sein Recht zähe verficht, will einen Helfer haben, der sich geduldig von ihm Alles erzählen läßt, was nach Ansicht des Klienten zur Sache gehört. Es pflegen dies nicht allein die Thatsachen und die sie begleitenden Umstände zu sein, sondern auch die Privatansicht des Klienten, die Ansichten seiner Verwandten und Bekannten.

Der Volksanwalt hört geduldig diesen langathmigen Ausführungen zu, er gewinnt dadurch das Vertrauen des Klienten, während — wie bereits erwähnt — der Rechtsanwalt, welcher weiß, daß in seinem Vorzimmer noch eine große Anzahl anderer Leute wartet, sehr kurz ist. Deshalb in erster Linie, nicht nur wegen der größeren Billigkeit, geht der Bauer lieber zum Volksanwalt. Dieser soll ferner allen denen beistehen, die in Verwaltungssachen zu thun haben, sei es mit den Verwaltungsbehörden der Stadt, dem Magistrat, der Polizei, oder mit dem Kreistag, dem Kreisausschuß, dem Provinziallandtage. In derartigen Verwaltungssachen sind auch nicht alle Rechtsanwälte durchaus bewandert, und gerade auf diesem Gebiete haben sich einzelne tüchtige Volksanwälte so eingearbeitet, daß sie selbst von hochgestellten Juristen oft um Rath und Auskunft gebeten werden.

Also auch die gesammte Organisation der Verwaltung, alle Verwaltungsgesetze, die Entscheidungen der höchsten Verwaltungsgerichtshöfe u. s. w. muß der Volksanwalt kennen, wenn er seinen Klienten von Nutzen sein soll.

Dann kommt das Heer von Gesuchen um Pensionen, Armenunterstützungen, um Befreiung vom Militärdienst ꝛc., allein ein Feld, das eine so vielseitige Kenntniß aller unserer Einrichtungen, gesetzlicher und lokaler Bestimmungen und Verordnungen erfordert, daß man sich sagen muß, wer diesen Posten auszufüllen versteht, ist in Wirklichkeit ein höchst nützlicher Mann, und unter den Volksanwälten und Rechtskonsulenten gibt es glücklicher Weise eine große Anzahl von achtbaren und tüchtigen Leuten. Sie gehen meist aus den Gerichtsschreibern und aus früheren Gerichtsaktuaren, dann aber auch aus den Vorstehern von Rechtsanwaltsbureaux hervor, und gerade die Letzteren pflegen sehr tüchtige, gewandte und unterrichtete Leute zu sein. Mancher von diesen Rechtskonsulenten kann es dreist mit jedem Rechtsanwalt aufnehmen.

Ein tüchtiger Rechtskonsulent verdient auch ein gutes Stück Geld, wenn er genügend beschäftigt ist. Die Gebühren, die er ansetzt, müssen natürlich viel mäßiger sein, als die eines Anwaltes, obgleich es für ihn keinen Tarif gibt; immerhin kommt ein tüchtiger Volksanwalt dazu, sich ein größeres Bureau einzurichten, in dem er nicht nur gewandte Schreiber und Gehilfen, sondern oft auch anderweitig juristisch gebildete Beamte sich halten kann.

Natürlich aber ist der Umstand, daß es jedem Menschen freisteht, eine solche Beschäftigung zu ergreifen, eine schwere Schädigung für die anständigen Rechtskonsulenten, welche machtlos zusehen müssen, wie unwissende und betrügerische Menschen nicht nur das Publikum auf das Empörendste schädigen und ausplündern, sondern auch den ganzen Stand der Rechtskonsulenten und Volksanwälte in Verruf bringen. Verächtlich spricht das Publikum und auch der Richter vom Winkelkonsulenten oder vom Winkeladvokaten, und wenn sich heute Jemand Rechtskonsulent oder Volksanwalt

nennt, weiß man leider nie, ob man einen ehrlichen Mann oder einen Betrüger vor sich hat.

Es ist ganz unglaublich, welche Leute sich als Rechtskonsulenten aufspielen. Sind es noch Kaufleute, die verkracht sind, oder selbst Leute, die früher einfache Abschreiber bei Gericht oder in einem Anwaltsbureau waren, so haben sie doch immerhin von der nothwendigen Form im schriftlichen Verkehr Kenntniß und vermögen allerlei Schriftstücke aufzusetzen. Freilich begehen diese Leute einen Betrug, wenn sie Anderen juristische Rathschläge geben, und sie womöglich zur Anstrengung von Prozessen oder aber zur Fortsetzung alter Prozesse ermuntern, denn in dieser Beziehung sind sie gerade so unwissend, wie der Klient selbst. Dieser aber kann noch in schlimmere Hände fallen, denn es gibt Menschen, die sich als Rechtskonsulenten geberden, ohne selbst ordentlich schreiben zu können. Was diese Leute auszeichnet, ist einzig und allein die Dreistigkeit, mit der sie Rathschläge ertheilen, ihre Opfer zu allerlei Schritten verführen, die für dieselben schädlich, ja oft geradezu verderblich sind, lediglich in der Absicht, für jeden ihrer Rathschläge oder für jedes nutzlose Schriftstück, das sie anfertigen, eine bestimmte Summe Geldes zu erhalten.

Viele von ihnen verstehen auch noch die Reklame in einer geradezu verblüffenden Weise. Durch Helfershelfer lassen sie Anzeigen in den Lokalblättern einrücken, worin mitgetheilt wird, daß der Unterzeichnete einen außerordentlich schwierigen und verwickelten Prozeß, bei dem fünf oder sechs Rechtsanwälte nichts helfen konnten, durch die Unterstützung und die Rathschläge des Rechtskonsulenten N. N. gewonnen habe und nun voll Rührung im Namen der ganzen Familie dem Herrn öffentlich danke. Eine solche Reklame „zieht" außerordentlich; ein solcher Volksanwalt, der es versteht, öfter derartige Danksagungen in

die Zeitung zu bringen, macht glänzende Geschäfte, wenn nicht der Staatsanwalt sich eines Tages um ihn kümmert und ihm das Handwerk legt.

Diese schwindelhaften Rechtskonsulenten findet man meist in den Gerichtssälen und auf den Gängen der Gerichtsgebäude. Hier drängen sie sich an Parteien heran, die verurtheilt sind oder Prozesse verloren haben, und bieten sich ihnen zur Hilfe an. In solchen Fällen erscheint der Volksanwalt dem Verurtheilten oder mit seiner Klage Abgewiesenen als ein wahrer Rettungsengel, wie Musik tönt ihm die Versprechung in's Ohr, daß, wenn er die Sache in die Hand des Volksanwalts gäbe, eine glänzende Freisprechung oder ein obsiegendes Erkenntniß sicher sei. Freudig zahlt das Opfer einen Vorschuß, veranlaßt den Winkelkonsulenten, die Sache zu übernehmen, und sieht erst nach Wochen ein, daß alles Geld umsonst ausgegeben war, weil der Winkelkonsulent keine Ahnung von der ganzen Sache hatte. Er hatte wohl einige Schriftstücke eingereicht, welche der Richter lächelnd zu den Akten nahm, auf die man aber keine Rücksicht nehmen konnte, weil sie entweder zu spät eingegangen waren, oder aber in der Fassung oder nach ihrem Inhalt nicht den Anforderungen der Prozeßordnung entsprachen.

Noch eine schlimmere Sorte von Winkelkonsulenten aber gibt es, als die hier angeführten, welche ja nur indirekt das Publikum schädigen, indem sie ihm fälschlich versprechen, was sie niemals leisten können. Es gibt unter den Winkelkonsulenten aber auch noch Menschen, die schon mit dem Zuchthause Bekanntschaft gemacht haben, und denen es auch nicht darauf ankommt, wieder einmal aus dem Kessel des Zuchthauses zu speisen. Diese Leute ergreifen das Handwerk eines Winkelschreibers und Volksanwaltes, um Betrügereien und Erpressungen zu begehen, um sich, sei es auf welche Weise es sei, Geld zu ver-

schaffen. Wenn ein Unglücklicher einem solchen Winkelkonsulenten auf dessen Wunsch vielleicht die Genehmigung ausstellt, Zahlungen für ihn entgegenzunehmen, und Quittungen darüber auszustellen, dann kann er sicher sein, auch nicht einen Pfennig von dem Gelde zu erhalten, selbst dann nicht, wenn er den Betrüger verklagt; er hat ihn ja selbst zur Empfangnahme der Gelder berechtigt.

Ein solcher Gauner wird sich auch nicht scheuen, Erpressungen gegen seinen Klienten zu begehen, wenn ihm dieser vielleicht Geständnisse machte, die zur Aufklärung der betreffenden Angelegenheit nothwendig waren, den Klienten selbst aber belasteten; er wird endlich sich nicht einen Augenblick bedenken, zur Gegenpartei zu gehen und dieser die Mittheilungen seines eigenen Klienten zu verkaufen, ja seinen Klienten absichtlich nach den Wünschen der Gegenpartei in's Unglück zu bringen, wenn er nur gut dafür bezahlt wird.

Das Publikum kann daher nicht genug davor gewarnt werden, sich in die Hände von Leuten zu begeben, die weder die moralische noch wissenschaftliche Befähigung dazu haben, als Rechtsbeistand zu dienen. Zu entscheiden aber, wer ein ehrenhafter und tüchtiger Volksanwalt ist und wer nicht, ist schwer, und der einzige Rathschlag, der hier gegeben werden kann, ist der, daß das Publikum, welches durchaus nicht einen Rechtsanwalt, sondern einen Rechtskonsulenten zur Beihilfe haben will, am besten thut, sich an die Gerichtsstelle oder an die Polizeibehörde zu wenden, um von dieser den Namen eines tüchtigen und zuverlässigen Mannes zu erfahren. Wie bereits mehrfach erwähnt, sind in diesem Stande ausgezeichnete Köpfe, achtbare Männer zu finden, und die Namen dieser Leute sind in der Gerichtsschreiberei und auch in den Polizeibureaux wohlbekannt.

Man hüte sich dagegen ängstlich vor allen anderen Volksanwälten, insbesondere vor denjenigen, die an der Gerichtsstelle selbst ihre Dienste anbieten, was ein an-

ständiger Rechtskonsulent nie thun wird, da ihm die Zeit dazu fehlt, im Gerichtsgebäude herumzubummeln. Vor Allem aber mißtraue man denjenigen, die den Mund voll nehmen, mit ihren großartigen Erfolgen prahlen und behaupten, die Sache würde gut verlaufen, wenn sie dieselbe erst in ihren Händen hätten. Diese Leute sind meist Schwindler und Betrüger, denen es um nichts zu thun ist, als um das Geld ihres Klienten.

Erwähnt mag übrigens noch werden, daß selbst bei dem besten Rechtskonsulenten das Publikum immer noch eine Gefahr läuft, nämlich die, gar keine Aussicht auf Ersatz oder Entschädigung zu haben, wenn durch den Rechtskonsulenten selbst die Sache irgendwie verfahren oder versäumt wird. Beachtet der Volksanwalt einen Termin nicht, reicht er ein Schriftstück zu spät ein, und gehen seinem Klienten dadurch vielleicht viele Tausende verloren, so kann dieser ihn nicht haftpflichtig machen, oder nur im Wege eines sehr langwierigen, immer höchst zweifelhaften Prozesses. Gewähr dafür, daß für jedes Versehen auch voller Ersatz geleistet wird, daß für jeden Schaden, den der Klient durch seine oder seiner Angestellten Schuld erleidet, Ersatz geleistet wird, kann nur der wirkliche Rechtsanwalt bieten, denn dieser ist gesetzlich verpflichtet, für Alles aufzukommen, was der Klient ihm anvertraut hat, und das Interesse desselben nach besten Kräften unter allen Umständen wahrzunehmen.

Wer also ganz sicher gehen will, der nehme auf alle Fälle einen Rechtsanwalt und nicht einen Rechtskonsulenten oder Volksanwalt. Wer aber durchaus den Volksanwalt „gemüthlicher" findet und vorzieht, der sei nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß er einen solchen bei der Polizei oder Stadtschreiberei erkunde, will er sich vor unabsehbaren Aergernissen und Verlusten bewahren.

In der Blumenfabrik.

Ein Bild aus der modernen Industrie.

Von

Th. v. Wittenberg.

(Nachdruck verboten.)

Wohl wenige unserer Leserinnen haben, wenn sie im Frühjahre ihren Strohhut mit künstlichen Rosen, Jasminblüthen und Heliotropdolden von den geschickten Händen der Putzmacherin schmücken ließen, schon einmal daran gedacht, wie diese Nachbildungen von täuschender Aehnlichkeit hergestellt werden. Das ist ja auch nicht allzu verwunderlich, geht man doch an vielen Erscheinungen des Lebens vorüber, die man, weil man sie eben so oft sieht, kaum noch beachtet. Aber interessiren wird es jedenfalls, an der Hand eines kundigen Führers einmal einen Besuch in der Blumenfabrik zu machen und sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie diese kleinen Kunstwerke entstehen.

Wir schreiten zunächst durch einen Vorraum, an dessen Wänden wir schmale Holzleisten angebracht sehen, die mit Nummern und Aufschriften versehene Eisen tragen. Besehen wir uns diese Eisen einmal genauer. Dieselben haben unten eine scharfe Schneide in der Form von Blättern, und wenn man die einzelnen Eisen miteinander vergleicht, so wird man finden, daß nicht eines die Größe des anderen hat, sondern daß eines immer größer als das andere ist. Die eine Reihe zeigt den Umriß der Rosenblätter, die

benachbarte Afternblätter, die dritte Nelkenblätter u. s. w. Diese vor uns aufgereihten Eisen sind die Stanzmesser oder Ausschlageisen.

Es ist ja bekannt, daß die verschiedenen Pflanzen verschieden geformte Blätter tragen, da gibt es nierenförmige wie bei den Veilchen, spießförmige wie bei der Ackerwinde, spatelige wie beim Gänseblümchen, bandartige wie bei den Nelken, und für alle diese Formen muß der Blumenfabrikant besondere Stanzmesser haben. Außerdem hat auch wieder eine jede einzelne Pflanze stets Blätter von verschiedener Größe, je nach dem Alter des Blattes, winzige kleine Spitzchen, die eben erst hervorgetrieben sind, weiter entfaltete und endlich ausgewachsene Blätter, und auch diesem Umstand muß bei der Herstellung der Blumen Rechnung getragen werden. Die Ausschlageisen geben dem Blatt die rohe Flächenform, ihre weitere Ausgestaltung findet in den Matrizen oder Formpressen statt, die wir uns aber besser nachher bei der Fabrikation selbst ansehen. Im Vorbeigehen werfen wir noch einen Blick durch die offen stehende Thür des Vorrathsraums, in dem wir Crepp, Taffet, Sammet in allen erdenklichen Farben, Mousselin, Perkal, Cambrick, Linon und Battist von feinster Sorte, sowie bunte Seidenpapiere, Velinpapier, Reispapier und Wachspapier angehäuft finden.

Wir gehen nun zunächst in den Appreturſaal und wollen die Entstehung eines gewöhnlichen grünen Laubblattes in Augenschein nehmen. Damit nämlich die Blätter die erforderliche Festigkeit und Steifheit aufweisen, müssen sämmtliche Stoffe, mögen sie nun Gewebe oder Papier sein, appretirt werden. Treten wir jetzt zu einer der Arbeiterinnen, welche das Appretiren besorgen. Das junge Mädchen spannt zuerst einen Battiststoff in einen Stickrahmen straff ein und bedeckt für einen Augenblick den Stoff mit feuchten Tüchern, eine Vornahme, welche das

leichtere Auftragen der Appretur bezweckt. Das Appreturmittel besteht aus gutem, hellem Leim, der bis zur vollständigen Auflösung erwärmt worden ist und den man mit Terpentinöl und grüner Anilinfarbe versetzt hat. In diese heiße Lösung taucht nun die Arbeiterin eine weiche Schwammbürste und fährt darauf möglichst gleichmäßig über die Stoffläche hin. Die Grundirung ist stark genug ausgefallen, und der Stoff kann einen Augenblick der Luft ausgesetzt werden, damit der Ueberzug etwas übertrocknet.

Nach kurzer Zeit ist die Appretur soweit getrocknet, daß die Weiterbearbeitung vor sich gehen kann. Der Stoff wird nun zwischen zwei erwärmten Walzen hindurchgezogen und zuletzt geglättet. Wir haben also jetzt die Grundlage, aus der das Blatt hergestellt werden soll.

Jetzt kommt das Stanzmesser in Anwendung. Zunächst legt die Arbeiterin fünf größere Stücke des appretirten Gewebstoffes übereinander und streicht sie durch gelindes Pressen glatt. Dann wird die ganze Lage auf ein glattes, nicht zu hartes Holz gelegt, und nun nimmt das junge Mädchen das Stanzmesser in die linke Hand, setzt es genau senkrecht auf die Stoffläche und führt mit einem Hammer in der Rechten einen kräftigen Schlag auf den Griff des Eisens aus. Die Schneide des Stanzmessers durchschlägt die ganze Stofflage auf einmal, und fünf Rosenblätter liegen vor uns.

Aber noch fehlen dem Blatt die wellenförmigen Biegungen und Krümmungen, die Rippen oder Nerven, überhaupt alle in der Mittelfläche auftretenden Eigenthümlichkeiten, und deshalb muß es jetzt in die schon erwähnten Formpressen oder Matrizen wandern. Die Formpressen bestehen aus zwei Theilen. In dem unteren Theil, der Matrize, sind die wellenförmigen Bewegungen und Rippen des Blattes von der Rückseite ausgeprägt, in dem oberen Theil, der Stanze, finden sich die Erhöhungen und Ver-

tiefungen ebenfalls, aber hier von der Vorderseite und so angeordnet, daß beide Flächen genau auf einander passen. Die Arbeiterin wischt jetzt über das ausgestanzte Blatt ganz leise mit einem Schwämmchen und legt es genau zwischen Matrize und Stanze. Mit einer Schraubenpresse werden nun beide Platten aneinander gepreßt, und in zwei Minuten ist das Blatt so geformt, daß es die gewünschte Gestalt dauernd behält.

Unser Blatt ist aber immer noch nicht fertig, vielmehr muß es erst noch, um den natürlichen Glanz zu gewinnen, mit einem Ueberzug versehen werden. Zu dem Zweck wird es mit Weingeist benetzt und darauf mit einem sehr weichen Pinsel, der in Anilinlack getaucht ist, überstrichen. Jetzt hat es seinen Bearbeitungsgang durchlaufen und wird nun in die Trockenkammer getragen. —

Wir haben bisher nur die Herstellung gewöhnlicher grüner Laubblätter beobachtet und wollen uns daher jetzt über die Fabrikation der sogenannten Phantasieblätter unterrichten. Wir treten daher an den nächsten Tisch, wo die irisirenden Blätter, also solche, welche mit metallischem Schimmer die Regenbogenfarben widerspiegeln, angefertigt werden. Wie wir an den noch ungefärbten Blattmustern bemerken, die auf dem Tische liegen, müssen die Blätter weiß sein und dürfen nur mit farblosen Appreturstoffen vorbereitet werden. Dagegen sind sie natürlich bereits ausgestanzt und modellirt. Wir erblicken in einem Behälter eine Flüssigkeit mit bräunlichem Metallglanz, die aus einem Gemisch von Methylviolett und einer Schellacklösung besteht. Ersteres ist der eigentliche Farbstoff, letzteres dient nur dazu, um der Farbe Dauerhaftigkeit zu verleihen. Vor der Arbeiterin steht ein luftdicht verschließbarer Glaskasten auf dem Tisch, an dessen einer Seite sich eine Thür befindet, die mit Kautschuk gepolstert ist. In diesen Kasten legt nun das junge Mädchen schon

mit der Färbeflüssigkeit gefärbte und getrocknete Blätter und setzt auf den Boden des Kastens einen kleinen Porzellannapf, in den Chlorkalk geschüttet ist. Der Kalk wird mit Wasser zu einem dünnen Brei angerührt und mit einigen Tropfen Schwefelsäure versetzt. Dann wird der Kasten geschlossen. Bald entwickeln sich Chlordämpfe, und schon nach wenigen Minuten bemerken wir, wie sich die Blätter zu färben beginnen. Vom zartesten Rosa und Carmoisin geht die Färbung aus, verwandelt sich schnell in Hochroth und Dunkelroth und bildet sich endlich in Gelb und Grün um. Die Arbeiterin verfolgt mit gespannter Aufmerksamkeit den Farbenwechsel; jedesmal, wenn ein Theil der Blätter den gewünschten Farbenton erhalten hat, entnimmt sie ihn dem Kasten, bis endlich der Rest nach ungefähr fünf Minuten die grüne Färbung angenommen hat.

Gewiß haben die jetzt einen Modeartikel bildenden Bronzeblätter, die in prachtvollem Glanze schimmern, auch den Beifall unserer Leserinnen gefunden, so daß sie auch gern die Herstellung dieser Neuheit erfahren möchten. Wir müssen uns dazu nach der anderen Seite des Saales wenden.

Auch für das Bronziren müssen die Blätter ungefärbt und mit einem farblosen Appreturstoff, wie Leimwasser, überzogen sein. Zunächst bestreicht die Arbeiterin das Blatt sehr schwach mit Terpentinöl und trägt dann mit einem weichen Pinsel fetten Kopallack dünn und gleichmäßig auf. Nun bringt sie die zugerichteten Blätter nach dem Trockenzimmer und kehrt dafür mit anderen, deren Ueberzug schon angetrocknet ist, zurück. Es gehört ein gewisser Scharfblick dazu, um zu erkennen, ob die Abtrocknung den richtigen Grad erreicht hat. Ist der Ueberzug nämlich noch zu naß, so saugt die Klebeflüssigkeit die Bronze auf, und es wird zuviel von diesem theueren Material verbraucht;

ist der Ueberzug aber schon zu trocken, so haftet die Bronze nicht mehr genügend, und es entstehen unbronzirte Stellen. Das junge Mädchen hat den richtigen Moment abgepaßt und geht nun an die Bronzirung selbst. Es schüttet das Bronzepulver in ein kleines Haarsieb und stäubt nun den Staubregen gleichmäßig auf die darunter liegenden Blätter. Hierauf ergreift es ein Holz, auf dem ein Schwammblättchen befestigt ist, und drückt dieses sanft auf die bronzirten Flächen. Jetzt können die Blätter wieder in die Trockenkammer zurückgetragen werden.

Aber in unserer Fabrik werden auch vergoldete und versilberte Blätter hergestellt, und deshalb wollen wir auch von dieser Fabrikationsweise Kenntniß nehmen.

Wenn wir dem jungen Mädchen zuschauen, das mit dem Vergolden und Versilbern betraut ist, so werden wir auf den ersten Blick erkennen, daß die ganze Arbeit eine überraschende Aehnlichkeit mit derjenigen hat, welche wir zu Weihnachten beim Vergolden der Nüsse vorzunehmen pflegen. Die Vergoldung und Versilberung erfolgt nämlich auf trockenem Wege mit Gold- oder Silberschaum. Die Arbeiterin nimmt zuerst die dünnen Metallblättchen mit einem flachen, breiten Pinsel, dem sogenannten Vergolderpinsel auf und legt sie auf das Vergolderkissen, das handgroß aus Schafleder gearbeitet und mit Haaren ausgestopft ist. Jetzt ergreift sie ein kleines scharfes Messer und zertheilt mit kurzem, scharfem Schritt die Metallblättchen in Stückchen von der erforderlichen Größe. Das zu vergoldende Blatt wird nun mit dünnem Kopallack überstrichen, und darauf mit dem Pinsel ein zugeschnittenes Goldblättchen aufgetragen. Zuletzt drückt die Arbeiterin mit einem Baumwollenbällchen den Goldschaum so lange an, bis er sich überall angeschlossen hat. Zur Erhöhung des Glanzes wird dann die Fläche mit einem Elfenbeinzahn nachgeglättet.

Bis jetzt haben wir nur die Herstellung der Laubblätter beobachtet, und noch nicht den schönsten Theil der Pflanze, die Blüthe, nachahmen sehen. Wir betreten daher nun den anstoßenden Saal, in welchem die Blumenblätter verfertigt werden. Die Appretur und das Ausstanzen gleicht ziemlich genau dem schon besichtigten Verfahren, dagegen muß auf die Färbung eine viel größere Sorgfalt verwandt werden, damit die Schönheit und Naturtreue der natürlichen Vorbilder erreicht wird. Nicht selten zeigen die Blumenblätter verschiedene Farben, und auch auf diese Eigenthümlichkeit muß der Blumenfabrikant eingerichtet sein. Gleich die jugendliche Arbeiterin neben uns ist mit einer solchen Arbeit beschäftigt, sie hat eine Orchidee nachzuahmen. Wie uns das vorliegende Muster sagt, trägt das Blatt auf gelbem Grunde in der Mitte eine geflammte rothe Zeichnung, zu deren Seiten sich zwei dunkelbraune Streifen hinziehen. Das künstliche Blatt hat die gelbe Grundfarbe bereits, aber die anderen Farbenzeichnungen fehlen ihm noch. Zur rechten Hand des jungen Mädchens sehen wir eine Reihe von Kautschukstempeln stehen, genau derart, wie sie auch im Comptoir zur Aufdrückung der Firma benutzt werden. Jetzt ergreift die Arbeiterin zuerst den Stempel, welcher der rothflammenden Zeichnung entspricht, benetzt ihn mit rother Stempelfarbe und drückt ihn auf die passende Stelle auf. Dann wiederholt sich dasselbe Verfahren mit den anderen Stempeln, und bald sehen wir auch die braunen Seitenstreifen hergestellt.

Bekanntlich sind die Blumenblätter nur vereinzelt ganz gleichmäßig gefärbt, und erregen gerade durch die äußerst zarten Farbenschattirungen, bei denen ein Farbenton unmerklich in den anderen übergeht, unsere Bewunderung. Diese Farbenabstufung möglichst vollkommen nachzuahmen ist die Hauptschwierigkeit der Blumenfärberei. Wir wollen bei einem rothen Rosenblatt die Methode beobachten.

Vor der Arbeiterin befindet sich in einem Glasgefäß eine Karminlösung, während daneben ein Glas mit einer Weinsteinlösung steht. Das junge Mädchen taucht nun zuerst das zu färbende Blatt in die Weinsteinlösung, preßt es dann sorgsam zwischen zwei Tüchern und führt es noch feucht in den Farbstoff ein. Das Blatt ist zunächst nur ganz hell gefärbt und soll nun noch feine Abtönungen erhalten. Die Arbeiterin faßt daher das Blatt an der spitzen Seite, also da, wo es hell bleiben soll, mit der Federzange und taucht es wieder in das gesäuerte Wasser und darauf in die Färbeflüssigkeit. Dieses Verfahren wiederholt sie dreimal, aber immer taucht sie das Blatt weniger tief ein, so daß sie zuletzt fast nur den breiten Blattrand einführt. Im genauen Verhältniß damit wächst die Tiefe der Färbung, an der Spitze fast licht, wird sie nach unten immer dunkler und dunkler, bis sie am unteren Rand fast bordeauxroth erscheint.

Allein die Blume besteht noch aus anderen Bestandtheilen, als den Blumenblättern. Die Kelchblätter, welche die Blumenkrone am Grunde umgeben, interessiren uns nicht weiter, da ihre Herstellung in der Hauptsache der der Laubblätter entspricht; wir wollen uns vielmehr gleich zu der Arbeiterin wenden, welche die Kelche macht. Das junge Mädchen hat ein schwaches, stumpf abgerundetes Holzstäbchen in der Hand, um dessen äußere Spitze sie Baumwolle wickelt, bis die längliche Kugel die Form des natürlichen Rosenkelches annimmt. Jetzt taucht die Arbeiterin das Baumwollenkügelchen in eine dünnflüssige Leimmasse und ebnet und glättet dasselbe gleichmäßig. Nachdem der Ueberzug getrocknet ist, taucht die Arbeiterin das Kügelchen in geschmolzenes, grüngefärbtes Wachs und zieht die Form aus der Flüssigkeit senkrecht heraus, damit das Wachs nach unten abtropft. Bald ist der Wachsüberzug erkaltet, die Wachsform wird von den Stäbchen abgezogen, und der Kelch ist fertig.

Die Nachbarin der Arbeiterin stellt ebenfalls Kelche her, aber sie verwendet dazu einfach die Kelche natürlicher Blumen. Vor ihr liegt ein Haufen von Kelchen der Hundsrose, die noch grün und am Stiel glatt abgeschnitten sind. Das Mädchen schneidet nun „die Spinnen" am oberen Ende ab, öffnet die Kapsel und entfernt mit einem spitzen Federmesser die Samenkörnchen, wobei es aber darauf achten muß, daß es die Samenhülle nicht verletzt. Jede Fruchtkapsel wird auf ein Drahtstäbchen gezogen und dann getrocknet, sie braucht später nur noch mit einem grünen Wachsfirniß versehen zu werden, um verwandt werden zu können.

Betrachten wir jetzt noch die Anfertigung der Staubfäden, ohne die uns ja eine jede Blume unnatürlich erscheinen würde. Gestärkte Zwirn- und Wollenfaden geben die Grundlage ab, welche die Arbeiterin in die passende Länge zerschneidet und das Fadenbündel darauf am unteren Ende mit einem feinen Draht umfaßt. Das Fadenbündelchen ähnelt jetzt einem pinselartigen Büschel. Nachdem die Spitzen gleichmäßig mit der Scheere beschnitten sind, werden die Staubbeutel angefügt. Dazu genügt es, daß das junge Mädchen die Spitzen in eine dünnflüssige Wachsmasse eintaucht, wobei jedes Fädchen ein Kügelchen aufnimmt, das bald erhärtet. Unsere Staubbeutel sollen aber auch noch Blüthenstaub enthalten, und deshalb werden sie in Leimwasser eingeführt und darauf leicht in Bronzepulver getupft. Die hängen gebliebenen Körnchen trocknen an und täuschen den Blüthenstaub vor. —

Wir verlassen jetzt diesen Saal und begeben uns in den anstoßenden Raum, wo die letzte Hand an die Herstellung gelegt, und der Aufbau der Blumen ausgeführt wird. Wir hatten bei den Laubblättern gesehen, wie die feinere Ausprägung durch die Matrizen und Stanzen bewirkt wurde, bei den Blumenblättern besorgt dies die

Arbeiterin mit dem Boule-Eisen. Das junge Mädchen hat vor sich ein Sortiment von Rosenblättern liegen, die sie zum Aufbau benöthigt, von den größten, welche den Außenrand darstellen werden, bis zu den kleinsten, die den Kern bilden sollen. Boulen*) nennt man das Wölben der Blumenblätter; die Werkzeuge, die dazu gebraucht werden, liegen auf dem Arbeitstisch. Da ist zuerst das Boule-Eisen, ein Eisenstäbchen, das unten mit einer Eisenkugel, oben mit einem Holzgriff versehen ist. Wie wir sehen, werden Boule-Eisen von verschiedener Art verwandt, die sich durch die Größe der Eisenkugeln von einander unterscheiden. Der Durchmesser der Kugel steigt von einem Millimeter bis zu zwei Centimetern. Außerdem bedarf man noch des Krösskissens, das aus dichtem Stoff gefertigt und mit Kleie gefüllt ist.

Die Arbeiterin fängt jetzt an zu boulen. Zu diesem Zweck legt sie das Blatt auf das Krösskissen, erwärmt die Kugel des Boule-Eisens mäßig über einer Spiritusflamme und drückt nun das Eisen stark auf die Mitte des Blattes. Ohne daß die Kugel von der Stelle gerückt wird, macht sie mit dem Griff des Boule-Eisens eine kreisförmige Bewegung; dadurch heben sich die Ränder, und das Blatt erhält die gewünschte schüsselartige Form. Je nachdem mit kleineren oder größeren Kugeln gearbeitet wird, werden die Blättchen mehr oder weniger gewölbt, so daß sich leicht die verschiedenen Entwickelungsgrade darstellen lassen. Die kleinsten Blättchen, welche den Mittelpunkt umschließen, werden außerdem noch geknörpelt. Die Vornahme ist einfach. Das Mädchen faltet sie der Länge nach, preßt sie mit der Federzange gegen das Krösskissen, legt sie noch einmal zusammen, preßt sie und entfaltet sie dann.

*) Von dem französischen Worte boule = Kugel.

Allmälig sind alle Blumenblätter derartig hergerichtet, und es kann jetzt mit dem Aufbau begonnen werden. An den vorbereiteten Drahtstiel, an dessen oberem Ende die Staubfäden stecken, knüpft die Arbeiterin dicht unter dem Staubfädenbüschel einen Seidenfaden und fügt nun zuerst die kleinen Herzblätter an, die sie kreisförmig um den Mittelpunkt legt, dabei schlingt sie zuweilen den Faden um das eine oder andere Blatt. Um die runde Form der Rose nachzuahmen, müssen die größeren Blätter, welche jetzt folgen, stets wechselständig angesetzt werden. Da die natürlichen Rosenblätter in der äußeren Reihe meist etwas nach außen gebogen sind, so faßt die Arbeiterin den oberen Rand mit der Federzange und biegt ihn nach auswärts. Die Blumenkrone ist soweit fertig, und es werden deshalb nun die geboulten Kelchblätter aufgezogen und bis dicht an die Blumenblätter hinaufgeschoben, festgeklebt, mit der Federzange gebogen, und dann ebenso der bauchige Fruchtkelch aufgezogen.

Aber keine Rose ohne Dornen. Unser Stiel muß ebenfalls eine dornige Bekleidung haben. Dazu schneidet das junge Mädchen Taffet in schmale Längsstreifen und fasert sie an beiden Seiten aus. Der Drahtstiel ist schon mit Baumwolle umkleidet, und es kann daher gleich der Taffetstreifen umgelegt werden. Mit Leim wird das obere Ende dicht unter dem Fruchtkelch angeklebt, und jetzt, während die rechte Hand die Taffetstreifen hält, mit der Linken der Draht gedreht. Vor unseren Augen legen sich die Streifen in regelmäßigen Windungen nebeneinander, und wir bemerken zugleich, wie die ausgefaserten Ränder mit ihren winzigen Fransen ziemlich natürlich die Dornenhaare der Rose nachahmen.

Wir wollen aber auch noch die Entstehung von Rosenknospen beobachten und bitten daher das junge Mädchen, uns auch diese zu zeigen. Es ist schnell bei der Hand

und meint, daß die Knospen sich sehr leicht herstellen lassen. Rasch fügt die Arbeiterin an das obere Ende des Stieles ein längliches Baumwollenkügelchen an, das ungefähr die Gestalt einer Knospe hat. Rings herum leimt sie nun sechs kleine geboulte Blättchen, von denen die ersten die Baumwolle schon ganz verdecken, es werden noch die übrigen Theile hinzugefügt, und die halb aufgebrochene Knospe ist fertig.

Es wären nun so ziemlich alle Vorbereitungen getroffen, um aus den einzelnen Blumentheilen einen Zweig zusammenzusetzen und es erübrigt nur noch, die Laubblätter an den Drahtstiel zu befestigen. Die Vornahme ist einfach. Eine Lage von Laubblättern wird zuerst mit einer Nähnadel durchbohrt, und dann durch jedes einzelne Blatt ein feiner Drahtfaden gezogen, der am untern Blattrand fest zusammengedreht und mit grün gefärbtem Leim auf der Vorderseite des Blattes überstrichen wird. Nun beginnt die Arbeiterin die Zusammenfügung des Zweiges. Zuerst setzt sie zu dem schwächeren Stiel, der die Blüthe trägt, einen stärkeren mit Baumwolle umwickelten Draht, worauf beide mit grüner Seide verbunden und mit einem Streifen grünen Schlangenpapiers umwunden werden. Jetzt fügt sie drei Finger breit unter der Blumenkrone einen mit Papier umwickelten Blätterzweig an und auf der entgegengesetzten Seite ungefähr zwei Finger darunter einen zweiten. Nun werden einige Knospen zusammengebunden, die kleineren an einem kürzeren, die entwickelteren an einem längeren Stiel, so daß sie die ersteren überragen, dann wird an der Vereinigungsstelle ein Blättchen von zartestem Grün angefügt, und das Ganze an einen stärkeren, mit Baumwolle und grünem Papier umwickelten Stiel angebracht, dem nun noch in gleichen Entfernungen die Laubblätter zugeordnet werden. Das Ende des Papierstreifens, welcher den Zweig um-

windet, wird schließlich am Stielgrunde mit Leim angeklebt. Der Rosenzweig ist fertig. In ähnlicher Weise werden, wie wir bei den verschiedenen Arbeitstischen bemerken, alle die anderen Blumen nachgeahmt, die Astern, Narzissen, Fuchsien und Malven u. s. w.

Nur einen Augenblick wollen wir noch Halt machen, um die Herstellung von Topfgewächsen zu beobachten. Das junge Mädchen vor uns verfertigt eine Hyazinthenpflanze. Die Blätterkreise dieser Blumen bestehen aus sechs Blättchen, die zunächst mit dem Krösseisen modellirt werden müssen. Das Krösseisen hat an seinem Griff vertiefte Windungen, und über eine derselben legt die Arbeiterin der Länge nach einen Blätterabschnitt. Jetzt zieht sie einen starken Faden über den Blätterabschnitt und zwängt ihn dadurch in die vertiefte Windung, so daß vom Einschnittwinkel des Blattes bis zum Grunde eine scharf ausgeprägte Ader entsteht. Diese Manipulation muß fünfmal wiederholt werden. Hierauf werden die einzelnen Blättchen mit der Federzange wieder nach außen gebogen, und dann die Blätterkreise mit ihren Seitenrändern tutenförmig aneinander geleimt. Die Blumenglöckchen werden in verschiedener Größe hergestellt und dann auf Draht aufgezogen.

Nun schickt sich die Arbeiterin an, den Aufbau der Hyazinthe zu beginnen. Um einen stärkeren, geschmeidigen Drahtstiel windet sie Baumwolle und befestigt an der Spitze zuerst fünf ungestielte Knospen traubenförmig aneinander, diesen folgen zu drei in zwei Reihen sechs halb geöffnete Knospen, an die sich vier kleine entfaltete Blumen in einer Reihe schließen, und unter sie werden dann ringförmig zuerst mittlere und dann große Glocken gesetzt. Jede einzelne Blumentute wird an dem Hauptstamm mit feiner Seide angebunden, wobei das junge Mädchen den Faden stets straff anzieht. Der untere Theil des Haupt-

stiels wird über der Baumwollenumhüllung mit hellgrünem Schlangenpapier umwunden. Die Laubblätter der Hyazinthe sind bekanntlich schmal und bandförmig, sie werden büschelartig am Grunde des Blüthenstiels mit grünem Baumwollengarn befestigt. Jetzt setzt die Arbeiterin die Pflanze in einen mit Sand gefüllten Topf, deckt über den Sand eine Pappscheibe, damit die Hyazinthe einen besseren Halt hat, bestreicht sie mit Leimwasser und streut, um die braune Erde nachzuahmen, eine dicke Lage braun gefärbten Quarzsandes darüber, zwischen den sie noch gefärbtes Moos klebt. —

Wir sind am Ende unserer Wanderung angelangt, und während uns der freundliche Besitzer den Rosenzweig und die Hyazinthenpflanze, welche wir entstehen sahen, überreicht, verabschieden wir uns.

Die Herstellung künstlicher Blumen wird indeß nicht nur fabrikmäßig betrieben, sie ist neuerdings auch eine beliebte Beschäftigung unserer Damenwelt geworden, die sich mit den selbst gefertigten Blumen die Zimmer schmückt. Ermöglicht wird diese Kurzweil dadurch, daß die verschiedenen Formen ausgestanzter Blätter in den Fabriken käuflich zu erwerben sind.

Spielende Thiere.

Zoologiſche Skizze

von

J. Heimwahl.

(Nachdruck verboten.)

Hausfreundin Mieze hat uns ihre hoffnungsvolle Schaar zugeführt; vier allerliebſte kleine Kätzlein tummeln ſich in wildem Uebermuth durch das Zimmer; eines weiß mit ſchwarzem Schwanz, eines bunt, die beiden anderen gelblich mit langem Seidenhaar, treue Abbilder ihrer Mutter, einer Halbangorakatze. Wie kleine Kobolde huſchen ſie über Tiſche und Stühle, vollführen drollige Sprünge über die Lehne meines Seſſels, fühlen mit den Sammetpfötchen nach dem ſich bewegenden Federhalter, ſpielen Fangeball mit dem Tintenwiſcher und ſchauen neugierig den aufſteigenden Dampfringeln der Pfeife nach.

Jetzt haben zwei ein Bindfadenknäuel erhaſcht! Das eine wirft es hoch in die Luft und fängt es geſchickt mit den Vorderpfoten auf, der Faden wickelt ſich ab, das andere ergreift das freie Ende. Nun ziehen die Kätzchen nach verſchiedenen Seiten, bis das erſtere den Knäuel fallen läßt, der ſchnell davonrollt. Die Kätzchen jagen alle hinterdrein, nach dem rollenden, hüpfenden Dinge haſchend, eines thut es dem anderen zuvor, und keinem gelingt es, ihn zu faſſen.

Die Katzenmutter ſchaut behaglich ſchmunzelnd dem Spiele der Kleinen zu und gibt ihren zärtlichen Gefühlen

durch sanftes Schnurren Ausdruck. Die Jagd geht unter Tischen und Stühlen hindurch, bis sich endlich der Faden um den Fuß eines Stuhles festschlingt. Der Knäuel rollt nicht mehr. Verdutzt stehen alle, eines der Kätzchen nach dem anderen stößt das Ding an; vergebens! Es will nicht mehr.

Doch schon ist ein neues Spielzeug aufgefunden. Eines der Gelben hat irgendwo einen Flaschenkork ausgeführt; mit diesem wird das Spiel fortgesetzt. Bald ist auch der festgeklemmt, und da andere Gegenstände augenblicklich nicht zu finden sind, so muß der gelbgeringelte Schwanz der Mutter herhalten. Und jetzt fängt erst recht das tolle Treiben an. Mieze schlägt den Schwanz nach rechts, nach links, jeder Bewegung folgen in hurtigen Sprüngen ihre Kinder, bald hat dies, bald jenes ihn erfaßt. Nun überkugelt sich das weiße und bunte, mit den Vorderfüßen sich umklammernd streiten sie um das Spielzeug, den Schwanz der Mutter. Die beiden anderen fassen das vorstehende buschige Ende, beißen wohl etwas derbe zu — da, ein Ruck! Mieze dreht sich um, und theilt ein paar derbe Ohrfeigen nach rechts und links aus, die Taugenichtse kugeln sich über den Boden und wissen nicht recht, ob das Scherz oder Ernst ist.

Nein, es ist Ernst! Das lehrt sie ein neuer Pfotenhieb. Dann setzt sich die Alte auf einen Stuhl und überläßt es den wilden Rangen, ein passenderes Spielzeug sich zu wählen, als gerade ihren Schwanz. Doch sie sind müde, eines legt sich hierhin, zwei andere begeben sich zur Mutter, nur das vierte kann noch nicht zur Ruhe kommen; es versucht nochmals anzubinden mit diesem und jenem, wird aber abgewiesen.

Da bewegt sich die Thüre. Ein dunkler Krauskopf schaut herein, zwei leuchtende, kohlschwarze Augen blinzeln aus dem Haarwuchs heraus — unschlüssig verlangend bleibt

er in der Thürspalte stehen, weiß nicht, ob ihm der Eintritt gestattet ist. „Nur herein, Flock!“ rufe ich. Mit einem Satze ist der junge Pudel im Zimmer, seine schwarzen Wollpfoten stehen mitten in dem Katzenlager. Die alte Mieze macht zwar unwillkürlich einen bedrohlichen Buckel, doch sogleich duckt sie sich wieder nieder. Sie kennt den kleinen Kerl und bleibt ruhig auf ihrem Sitz. Der Pudel aber ist sofort von den Kätzchen in Beschlag genommen — ein neuer Spielkamerad, und ein lustiger, geduldiger, dem nicht leicht die Krallen durch das dichte Kraushaar gehen. Drollig nehmen sich die schwerfälligen Sätze des noch unbeholfenen Hundes gegenüber den geschmeidigen Sprüngen der Kätzlein aus. Er verfolgt das eine, die drei anderen ihn. Nun tastet er mit den plumpen, schwarzen Füßen darnach. Der kleine Schelm legt sich auf den Rücken und ergreift den Fuß. Mit Krallen und Zähnen hält er ihn fest. Während dessen haben die anderen des Pudels breiten Rücken in Angriff genommen. Aller zusammen kann er sich nicht erwehren, und so bleibt ihm zu seiner Rettung nichts Anderes übrig, als sich über den Boden zu wälzen. Jetzt lassen Alle los und in einem Satze haben sie einen Stuhl erreicht. Der Pudel springt auf, schüttelt sich und will nach. Aber er kann nicht auf den Stuhl, und bei den vergeblichen Versuchen schlagen ihm die Sammetpfötchen, aber mit ausgezogenen Krallen, auf die Nase, daß er blasend und pustend schleunigst den Rückzug antritt. Doch nun sind die Kätzchen wieder hinter ihm her, die Balgerei beginnt auf's Neue; will der Pudel ärgerlich werden und zubeißen, schleunigst schlüpfen die Quälgeister unter einen Bücherschrank, er kann nicht nach, ist bereits zu groß, und versucht er es dennoch, so treiben ihn die Krallen bald zurück. So geht das Treiben fort, bis Alle vor Müdigkeit nicht weiter

können, und die ganze Sippe sich in einen Winkel zurückzieht, um zu schlafen.

Wer vermöchte wohl kalt zu bleiben bei solchem Anblick! Sogar dem grämlichsten Hypochonder muß er ein Lächeln entlocken. Und wenn irgend etwas geeignet ist, Interesse einzuflößen an dem Leben der Thierwelt, so ist es das Spielen der Thiere. Es ist ein Ergötzen, ihnen zuzuschauen, wie sie, unberührt noch vom harten, erbitterten Kampfe um's Dasein, unangefochten von bitterer Sorge um des Lebens Unterhalt, in heiterer Muße sich selbst und ihren munteren Launen überlassen, in fröhlichem Spiele sich ergehen. Die anmuthigen, oft auch komischen, drolligen und täppischen Geberden und Sprünge erheitern den Zuschauer, zugleich legen sie Zeugniß davon ab, daß auch selbst das blutdürstigste Raubthier einer unschuldigen, harmlosen Kindheit sich erfreut, da sein Sinnen und Trachten auf nichts weiter gerichtet ist, als auf Spiel und Kurzweil. Wie drollig wissen die jungen, täppischen Bären in ihrem Zwinger mit der Holzkugel zu spielen, Löwen und Tiger in frühester Jugend balgen sich nach Art unserer Hauskatze, Reinekens viel versprechende Schaar tummelt sich im Sonnenschein auf dem freien Plan vor der Höhle.

Dieses Spielen der Thiere ist eine Aeußerung des allen lebenden Wesen innewohnenden Thätigkeitstriebes. Jedes verlangt Beschäftigung, müßige Ruhe kennt die Jugend nicht. Jedem aufmerksamen Beobachter aber muß es auffallen, eine wie große Aehnlichkeit zwischen dem Spiel der Thiere und dem der Kinder obwaltet. Auch die Kinderjahre sind ja nichts Anderes, als eine immer weiter sich gestaltende Reihe von Spiel und Lust in rastloser Thätigkeit. Mit unendlich regsamer Phantasie begabt, versteht das Kind es, Alles und Jedes in den Bereich seines Frohsinns zu ziehen. Da wird der Stiefelknecht zur

Puppe, des Vaters Spazierstock zum Reitpferde, der Fußschemel zum Wagen, der Tisch zur Kanzel, der rohe Holzblock zu allen möglichen und nicht möglichen Gestalten der Phantasie.

Aehnlich in der Thierwelt. Dem spielenden Kätzchen ist Alles recht, der Papierstreifen, das Knäuel, ein welkes Blatt, ein dürres Reis, der Flaschenkork; dem jungen Hunde nicht minder.

Das Spiel hat aber für die Jugend bekanntlich auch eine sehr ernste Seite. Körper und Geist werden erst im Spiel und durch das Spiel zu reger Thätigkeit angespornt, die kleinen, schwachen Glieder werden gekräftigt, die stete Bewegung treibt das Blut schneller durch die Adern, Muskel und Knochengerüst erstarken; der Geist wird rege, das unbegrenzte Spiel der Phantasie bereitet ihn vor zu den bald beginnenden ernsteren Arbeiten, welche Schule und Leben erfordern. Auch für die Thierwelt ist das Spielen der Jungen von ähnlicher Bedeutung. Auch hier wird durch die immerwährende, rastlose Uebung im Spiel der Körper gekräftigt und befähigt zu dem Kampfe für des Lebens Unterhalt, der beginnt, sobald die Alten die Jungen sich selber überlassen.

In den kindlichen Spielen herrscht eine große Mannigfaltigkeit, verschieden nach Alter, Geschlecht und individueller Beanlagung. Greift der Knabe gleich nach Pferd, Säbel und Bogen, so wählt sich das Mädchen den Küchenkasten und die liebe Puppe; lächelt das Wiegenkind der klingenden Schellenrassel entgegen, so verlangt das ältere nach anderen, ihm mehr entsprechenden Dingen. Im Spiele des Kindes offenbart sich schon der Charakter, das Spiel zeigt die Lieblingsneigung, ist nicht selten ein Vorbild des späteren Berufes. Der künftige Baumeister vollführt seine ersten Bauten aus Sand und Erde, Holzblöcken oder den Steinen seines Baukastens; der spätere

Soldat hantirt mit Bleisoldaten und Holzwaffen; der Maler kritzelt die ersten rohen Versuche mit Kohle an die Wand.

In ähnlicher Weise trägt auch das Spiel der Thierwelt stets den Grundcharakter der den Jungen innewohnenden Triebe. Die körperlichen Organe des jungen Thieres sind noch nicht vollkommen genug entwickelt, um den Trieb schon in der Weise bethätigen zu können, wie es später, wenn sie herangewachsen sind, geschieht. Darum weist die Natur ihnen ein Feld der Thätigkeit, das ihrer jetzigen Entwickelungsstufe entspricht. Und so sehen wir das kleine Kätzchen in Ermangelung einer Maus mit dem Papierschnitzel und anderen leicht haschbaren Dingen sich befassen; der Jagdhund jagt vom Winde bewegten Blättern nach, schleppt mit Schuhen, rüttelt und schüttelt sie, als wenn es lebende Beute sei.

In dieser Hinsicht erweist sich das Spiel als eine Art von der Natur selbst geübter Erziehung, die das Thier zu jenen Lebensthätigkeiten heranbilden soll, welche ihm später eigenthümlich sind. Und je mehr das Junge erstarkt, um so mehr nimmt das Spiel den Charakter der Wirklichkeit an. Anfangs ist es auf Alles gerichtet, was nur in den Bereich des jungen Thieres kommt; bald aber verengt der Kreis sich immer mehr, das Spiel nimmt mehr und mehr die Färbung des Ernstes an; je mehr dieser sich entwickelt, um so mehr tritt die Lust zum Spiele zurück, um später in der Regel ganz einzuschlummern, wenn nicht besondere Anlässe sie wieder wecken.

Sobald die Zähne und Krallen unserer jungen Kätzlein hinlänglich erstarkt sind, bringt Mutter Mieze die Mäuse nach Hause, die sie draußen erjagt; waidwund gebissen, so daß sie nicht wieder entrinnen können, müssen sie nun dazu dienen, damit der angeborene Trieb sich erproben und die Jagdlust sich üben kann. An Stelle des

Garnknäuels wird jetzt mit der zappelnden Maus Fangeball gespielt, und der arme Nager muß es sich gefallen lassen, in dem grausamen Treiben langsam zu verbluten. Die Kätzchen legen das Mäuslein vor sich hin und verfolgen mit funkelnden Augen jede seiner Bewegungen. Bleibt es regungslos, wird es mit der Pfote angestoßen, jeder schwache Fluchtversuch dagegen wird durch einen derben Biß oder Prankenschlag vereitelt — ein Spiel, das reizt durch die zierliche Anmuth und Geschmeidigkeit der Bewegungen der jungen Katze, abstößt aber durch das unverkennbare Gepräge des Raubthiercharakters, der Wildheit und Blutgier, die immer mehr zum Ausdruck kommen.

Auch der junge Hund begnügt sich bald nicht mehr damit, harmlosen Papierblättern oder Tuchfetzen nachzujagen; auch Lederriemen und Schuhe lassen ihn kalt, dafür aber hat er das Eichkätzchen aufgespürt, oder eine Katze auf dem Baume verbellt, und Schritt für Schritt wird bei ihm das Spiel zum Ernst. Auf ähnliche Weise führt auch Reineke seine Sprößlinge vom heiteren Spiel zur Wirklichkeit. Er trägt ihnen Vögelchen, Eidechsen, Frösche zu, nicht minder Mäuse, Heuschrecken und Regenwürmer und lehrt sie durch das Spiel, die Thiere quälen, fangen und verzehren. Und wenn erst die jungen Füchslein die Größe der halberwachsenen Katzen erreicht haben, dann machen sie sich schon allein auf die Jagd, um zu verwerthen, was ihr Erzeuger sie gelehrt, ein junges Häschen oder Eichhörnchen zu überraschen, ein Hasel- oder Rebhuhn im Neste zu erlauern, eine Wachtel, eine halbflügge Lerche oder auch nur eine Maus oder ein Insekt zu erbeuten.

Das Spielen der jungen Thiere stellt sich somit dar einestheils als ein Ausfluß wirklicher, sprudelnder Jugendlust, heiteren, sorglosen Frohsinns, eine Aeußerung des

regen Thätigkeitstriebes, zugleich aber auch als ein Mittel, durch welche die Natur sie befähigt und schrittweise hinführt zu ihrer künftigen, arteigenthümlichen Lebensthätigkeit. Sind sie erst in ihre eigentliche Welt eingetreten, so bleibt ihnen in steter Sorge, in dem unvermeidlichen Daseinskampf kaum noch Zeit und Lust, im Spiel sich zu ergehen, und darum zeigt sich bei den älteren Thieren die Lust zu heiterer Kurzweil nur seltener.

Die erwachsene Hauskatze hat mit der Zeit einen ernsten Charakter angenommen. Nächtelang streift sie umher und tagsüber liegt sie gerne schafend auf ihrem Lieblingsplätzchen. Wohl macht sie auch bisweilen noch ihrer frohen Laune durch Kletterkünste und Sprünge Luft, lieber jedoch reibt sie sich schmeichelnd an den Füßen ihres Herrn. Der Hund ist gleichfalls ernster, verständiger geworden. Er hält es unter seiner Würde, nach Art der kindischen Jugend mit den anderen Kötern sich herumzubalgen. Dafür studirt er emsig Mienen und Geberden seines Herrn und ist bemüht, seine Pflicht, die ihm als treuer Hüter von Haus und Hof, als Wächter der Heerde, Genosse der Jagd, aufmerksamer Begleiter obliegt, nach Kräften zu erfüllen, das Vertrauen zu rechtfertigen, das in ihn gesetzt wird. Nur den kleinen jungen Hunden gibt er sich bisweilen noch als treuer Spielkamerad hin, aber sein Spiel ist jetzt ein fast ausschließlich passives. Er muß Manches den kleinen ungezogenen Raufbolden zugute halten, die den älteren Genossen so gerne zur Zielscheibe ihrer Streiche machen. Er läßt es sich gefallen, wenn die Zähnchen ihn in die Ohren kneifen, wenn die plumpen Burschen auf ihm sich tummeln. Von seiner überlegenen Kraft Gebrauch zu machen, die Quälgeister empfindlich zu züchtigen, läßt seine biedere Natur nicht zu. Wird die Sache ihm zu arg, belehrt ein Brummen oder ein Schlag mit der Pfote, daß es nun genug, hören sie noch nicht auf, so räumt er das Feld.

Doch gibt es auch Thiere, welche bis in ihr hohes Alter hinein eine ausgelassene Jugendlust sich bewahren. Mein kleiner brauner Pinscher wird von Jedem, der seine Spiele sieht, auf etwa ein Jahr geschätzt, und doch bekundet ein weißlicher, immer größer und heller werdender Schimmer an der schwarzen Schnauze, daß er die Jugendjahre längst überschritten.

Unser Presto ist ein außergewöhnlich kluges Thier. Was Dressur, Verstand und Kunststücke betrifft, kommt nicht leicht ein Pudel ihm über. Aber der Ernst, die selbstbewußte Würde dieses geht ihm ab. Zwar betrachtet auch er andere Hunde kaum als seinesgleichen; aber er besitzt einen flatterhaften Leichtsinn, eine maßlose Eitelkeit und eine solch' kindische Spielwuth, daß er winselt und heult, wenn es ihm nicht gelingen kann, einem Fremden zu zeigen, was er Alles gelernt. Kaum betritt ein Besucher das Haus, sofort hat ihn der Hund mit Beschlag belegt. Er stellt sich vor ihn hin, aufrecht, spaziert auf den Hinterfüßen durch's Zimmer, tanzt und schließt die Thüre. Unverwandt haftet dabei sein Blick an den Mienen des Fremden, und gewahrt er, daß seine Kunststücke gefallen, so kennt seine Freude keine Grenzen. Nun sucht er durch Bellen, Scharren, Zerren an den Kleidern den Fremden mit hinaus zu locken. Dort vollführt er dann eine tolle Jagd über die Straße, durch die Hecken, den Obstgarten; er greift ein Holzstück oder einen Stein, wirft ihn in die Höhe und fängt ihn wieder auf; sucht seinen Stummelschwanz zu fassen und dreht sich dabei wohl hundertmal wie im Kreisel um sich selber — ist's nach rechts genug, so sucht er das aufsteigende Schwindelgefühl im Kopf durch Linksdrehen zu beseitigen und das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Auf diese Weise ergeht er sich eine, zwei Stunden lang ohne Aufhören. Kommt aber ein kleiner fremder Hund und will sich betheiligen

am Spiel — gleich hört er auf. Es soll keiner mit sein. Er will allein Lob und Beifall ernten.

Nur zu gewissen Zeiten vollführen auch die alten Thiere fast ohne Ausnahme wieder Spiele — zur Liebeszeit. Es ist bekannt, wie Hund und Katze durch Sprünge, Sätze oder musikalische Aufführungen bestrebt sind, sich und ihre Vorzüge bei der Erwählten ihres Herzens in ein möglichst vollkommenes Licht zu setzen. Ein Blick auf den Hühnerhof zeigt uns die Liebesspiele der Tauben; die schwerfälligen plumpen Werbungen des Gänserichs und des wackelnden Enterichs, die stolzen Komplimente des liebesehnsüchtigen Hahnes, das Radschlagen des Pfaues.

Ebenso die freilebende Vogelwelt. Wenn der Schnee geschmolzen ist, und das erste Grün auf den Wiesen sprießt, regt sich in unseren Vögeln die Liebe. Von den Dächern ertönt das Schwatzen der Sperlinge, in den noch kahlen Baumkronen schleifen und wetzen die Staare, der Hausrothschwanz singt seine kurze unschöne Strophe, die Lerchen trillern — Alles Liebesstimmen. Und zu den frischen, frohen Sangeskünsten gesellen sich bald, wenn die Sonne noch höher gestiegen ist, stürmische Liebeswerbungen der Männchen, erregte Liebesspiele zwischen beiden Geschlechtern. Wie sehr bemüht sich der Herr Spatz um die Gunst der Spätzin. Wie sträubt er die Federn, wie erregt trippelt er über den Dachfirst; nun steigt er empor und zeigt seine Flugfertigkeit, jetzt ergeht er sich in sehnsüchtigen Liebesklagen!

Und so ist es bei Allen. Sogar der stille „Fischer" am Ufer des Baches, der jahraus jahrein, kühl bis an's Herz hinan, auf der knorrigen Baumwurzel hockt — zur Frühlingszeit regt sich auch in dem grämlichen Einsiedler die Liebe. Dann wird er rührig und regsam, er geht auf die Brautschau und sucht die Gefährtin für das Familienleben des Sommers. In feurigem Allegro erschallt sein

lauter durchdringender Ruf, der das Weibchen locken soll. Kaum hat er es erblickt, so wird es in pfeilschnell dahinschießendem Fluge verfolgt; je mehr es sich sträubt, je spröder es sich zeigt, um so mehr erregt sich das Männchen. Er schlägt mit den Flügeln, reckt Brust und Hals, trippelt mit den kurzen Füßchen auf dem dürren Baumstumpf am Ufer und macht komische Versuche, seine Fertigkeit sogar im Gehen zu zeigen.

Auf der grauen, rothschimmernden Erle sitzt ein zweiter Liebessänger. Ein allerliebster kleiner Zeisig wirbt um die Gunst seines Weibchens. Laut ertönt sein lebhaftes Schwatzen und Zwitschern. Nun hebt er sich empor und fliegt flatternd in der Luft umher. Das kleine Thierchen sieht dabei unförmlich groß aus wie ein runder Federball. Es schlägt mit den Flügeln, breitet den Schwanz aus und fliegt in Kreisen um den Baum her.

Aus dem Nadeldache der Föhren ertönt das sehnsüchtige, aus tiefer Brust aufsteigende „Rukukuku" eines Taubers. Nahen wir vorsichtig, so ist uns auch der Einblick in dieses Liebesleben gestattet. Auf einem der oberen Aeste einer Kiefer hat sich die Taube ihr Plätzchen gewählt. Mit aufgeblasenem Gefieder auf dem Aste liegend, ein Bild behaglicher Ruhe, folgt sie den Spielkünsten des Taubers. Stürmischer und leidenschaftlicher erschallen die Töne, während er sich von Ast zu Ast schwingt; jetzt laufend, dann wieder fliegend, umkreist er die Taube. Nun stürmt er auf sie ein, bläht den Kropf auf, hebt stolz den Kopf und bewegt auch sie zum Aufstehen und zur scheinbaren Flucht auf einen anderen Baum. Er folgt ihr, geberdet sich immer leidenschaftlicher; wieder steigt die Taube auf, wieder folgt er ihr in erregtem Liebesspiele.

Ein reizendes Bild bietet auch der stille Waldweiher. Dort hat ein Rohrhuhnpärchen seine Heimstätte auf-

geschlagen, und da die anmuthenden, zierlichen Wesen von Seiten des Menschen keiner Verfolgung ausgesetzt sind, vielmehr gehegt und gepflegt werden, so verrathen sie auch gar keine Scheu und blicken zutraulich den Besucher an. Aus dem grauen Schilf am jenseitigen Uferrande erschallt der laute Ruf eines Hähnchens, vom anderen Teichufer antwortet das Weibchen. Nun tritt das Hähnchen aus dem Rohre hervor. Mit den langen, grauen Zehen jedesmal einige Binsenstengel umfassend, klettert es empor und hält Umschau. Drüben kommt das Weibchen zum Vorschein. Mit kräftigen Stößen seiner Füße rudert es der freien Wasserstelle zu, jeden Ruderschlag mit anmuthigem Kopfnicken begleitend. Das andere lockt und schwimmt ihm entgegen; jetzt rudern sie miteinander dem Ufer zu. Halb laufend über die Blätter der Wasserpflanzen, halb schwimmend, bald mit den Flügeln schlagend nach Art der Enten, ergehen sich die heiteren, harmlosen Thierchen in anmuthigen Spielen. Nun untersuchen beide eifrig den jungen Graswuchs der Uferböschung; zärtlich legt das Männchen der Gefährtin die besten Bissen vor, dann wieder trippelt es in hurtigem Laufe auf und ab, beschreibt Kreise und Bogen hin und her; jetzt fliegt es empor und versteckt sich unter einen Erlenbusch — das Weibchen ihm nach. Bald kommen sie wieder hervor und so schwimmend, laufend, spielend und Nahrung suchend verbringen sie die erste Frühlingszeit, bis die Sorge um die junge Brut sie ganz in Anspruch nimmt.

Diese Beispiele mögen genügen. In der Zeit, wenn die Thierwelt daran denkt, einen eigenen Herd sich zu gründen, dann erwacht wieder auf's Neue die sonst schlummernde Lust zum Spiel. Aber dieses Spiel ist verschieden von dem unschuldigen, harmlosen Treiben der Kindheit; an Stelle des kindlichen Frohsinns ist hier stürmische Leidenschaft und verzehrende Eifersucht getreten.

Das anmuthige Spiel artet nicht selten in erbitterte Kämpfe zwischen den Nebenbuhlern aus, die so lange dauern, bis der eine als besiegt dem anderen das Feld räumt. Die Liebesspiele verfolgen auch ganz andere Zwecke, als das Spiel der Jungen. Bewiesen jene sich gewissermaßen als Mittel der von der Natur geübten Erziehung, so lassen sich die stürmischen Liebeswerbungen als eine Art Vorsichtsmaßregel auffassen, welche die Natur getroffen, um der Entartung vorzubeugen. Wenn wir nämlich den Thieren einen gewissen Geschmack zutrauen dürfen, so schenkt das umworbene Weibchen seine Gunst dem feurigsten Liebhaber, dem tapfersten Helden in den Kämpfen, die unterlegenen, schwächeren Männchen werden abgewiesen. Dadurch aber gelangen nur kräftige, starke Exemplare zur Fortpflanzung.

Doch auch, wenn wir diesen Zweck nicht in's Auge fassen, interessant bleibt es immer für den Naturfreund, dem Spielen der Thierwelt zuzuschauen. Mag es das kindlich ausgelassene Treiben der Jungen oder mögen es die Liebesbewerbungen der Alten sein — ein heiteres, anziehendes Bild gewähren sie immer.

Mannigfaltiges.

Die sechs Söhne des deutschen Kaisers. — Anläßlich der Geburt des sechsten Sohnes des deutschen Kaisers lenken sich unwillkürlich die Blicke auf die Kinder des deutschen Kaiserpaares, über welche nur hin und wieder kleine Notizen in die Oeffentlichkeit dringen.

Die Erziehung, welche die jungen Prinzen bisher erhielten, ist eine derartige, daß wahrscheinlich nur sehr wenige Eltern, selbst aus dem Mittelstande, sich entschließen würden, sie nachzuahmen. Sie käme ihnen zu streng und hart vor, und gewiß möchten tausend andere Kinder nicht mit diesen kleinen Prinzen tauschen, welche für ihre zukünftige Stellung so sorgfältig und energisch erzogen werden, wie man dies bisher wohl selten in einem Fürstenhause gefunden hat. Allerdings, Kaiser Wilhelm II. hat selbst eine solch' strenge Erziehung genossen, er hat eine arbeitsreiche Jugend hinter sich, in der ihm das Bewußtsein erfüllter Pflicht fast die einzige Freude gewesen ist. Im Elternhause, als Gymnasiast, als Student, als Offizier hat er stets viel, viel mehr leisten müssen, als seine Alters- und Erziehungsgenossen. Ebenso ist auch die Kaiserin höchst einfach erzogen worden, zumal ihre Eltern das Leben von Landedelleuten führten, die kaum einen anderen Umgang hatten, als mit einigen Gutsnachbarn.

Aus früheren Zeiten kennt man im Publikum noch allerlei mehr oder minder wahre Geschichten von Prinzenerziehung: von Prügelknaben, die gehalten wurden, um sie zu schlagen, wenn der betreffende Prinz etwas begangen hatte, weil der Prinz selbst nicht gezüchtigt werden durfte, von Verwöhnung, von sklavischer Kriecherei der Lehrer und Erzieher vor den Prinzen u. s. w. Von all' diesen alten, bisweilen wohl auch übertriebenen Dingen ist bei der

Erziehung der preußischen Prinzen nichts zu merken. Sie werden hart angefaßt und selbst an Schlägen fehlt es nicht, die der Kaiser eigenhändig austheilt. Die Erzieher und Lehrer haben den strengen Befehl, Ungehorsam und Unarten sofort zu melden. Man pflegt es so zu halten, daß beim ersten Male den Kindern die Unart oder der Ungehorsam verboten wird und man ihnen gütlich auseinandersetzt, weshalb man Dieses oder Jenes nicht thun oder lassen dürfe; beim zweiten Vergehen derselben Art erfolgt eine ernste Verwarnung und Vermahnung des Lehrers oder Erziehers, der dritte Fall muß unter allen Umständen dem Kaiser gemeldet werden, und dann folgt die Strafe auf dem Fuße.

Es ist im preußischen Königshause üblich, das Prädikat königliche Hoheit den Prinzen erst vom zwölften Jahre ab zu geben, nachdem sie den schwarzen Adlerorden erhalten und als Offiziere in die Liste der Armee eingetragen sind; bis dahin werden sie mit „Sie" und „Prinz" angeredet, und die betreffende Anrede lautet kurz und bestimmt: „Prinz, arbeiten Sie jetzt! — Prinz, lassen Sie das sein!" u. s. w.

Nach dem jetzigen Plan des Unterrichts haben die beiden ältesten Prinzen, der Kronprinz und Prinz Eitel Friedrich, ungefähr anderthalb Stunden täglich Zeit zum Spielen, und auch diese Spielzeit wird mit den zunehmenden Jahren mehr und mehr beschränkt werden. Was nun das Spiel selbst anbelangt, so geschieht dasselbe, wenn es irgend geht, im Freien. Im Herbst und Frühjahr tummeln sich die kaiserlichen Kinder, wenn der Hof in Berlin ist, im Park von Bellevue, im Sommer in Potsdam im Neuen Palais. Hier sind die kleinen Prinzen am liebsten, denn hier dürfen sie in ihrer freien Zeit Gärtnerarbeit treiben. Für Jeden von ihnen ist ein besonderes kleines Beet mit Blumen und Gemüsepflanzen angelegt, welches sie ganz allein in Ordnung halten müssen. Hier graben und harken sie, hier schleppen sie Wasser heran, um nach Anweisung der Gärtner die Pflanzen zu begießen, und mit Triumph bringen sie Vater und Mutter von den selbst gezogenen Blumen kleine Bouquets oder liefern für ihren eigenen Tisch selbst gezogenes Gemüse, auf das sie ganz besonders stolz sind.

Das Spielen ist ein fröhliches Herumtummeln, bei welchem

den Kindern absolut kein Einhalt gethan wird, wenn sie nur nicht zu übermüthig werden. Die Kaiserin ist am glücklichsten, wenn sie mitten im größten Trubel und Jubel der Kinder stehen kann, und ebenso gehört zu den größten Freuden des Kaisers, sich auf eine Viertelstunde von der Arbeit freizumachen und nach dem Kinderzimmer zu kommen, wo er mit den Knaben herumtollt, sie auf sich herumreiten läßt, mit ihnen turnt und allerlei Uebermuth treibt.

Mit Spielzeug werden die Prinzen außerordentlich knapp gehalten, für gewöhnliche Begriffe fast zu knapp. Zu Weihnachten erhalten sie einiges Spielzeug, welches dann lange vorhalten muß, und wenn auch an jedem Geburtstage ein Stück Spielzeug gegeben wird, so bestehen doch die Geburtstagsgeschenke gewöhnlich aus einem Kuchen, der mit einer Anzahl von Lichtern umsteckt ist, welche die Jahre des Geburtstagskindes angeben, aus Kleidungsstücken und — Schreibmaterialien. Tausend und abermals tausend Kinder haben mehr Zeit zum Spielen, haben mehr Spielzeug, als die kaiserlichen Prinzen.

Man erzählt in dieser Beziehung eine drollige Anekdote. Der Kronprinz und Prinz Eitel Fritz waren zusammen zu einem Geburtstagsfest eingeladen, welches der kleine Sohn eines der kaiserlichen Adjutanten feierte. Als sie von dem Fest nach Hause kamen, erzählten sie ihren Geschwistern Wunderdinge. Besonders Eitel Fritz war ganz außer sich und erzählte den anderen Kindern stets von einer weißen Maus, die man aufziehen konnte und die dann auf dem Tische herumlief. Es handelte sich um eine jener Mäusefiguren mit Uhrwerk, die man in jedem Bazar für eine Mark kauft. Eitel Fritz konnte und wollte sich gar nicht beruhigen über die Maus und jammerte fortwährend, daß er nicht auch eine ähnliche besäße. Dem Kronprinzen, der ein wenig den Tyrannen bei seinen Brüdern macht, wurde des Geschreies zu viel, er griff in die Tasche und sagte: „Hier hast Du die Maus, nun sei aber endlich still!“

Er hatte sie eben „mitgehen heißen“. Die Maus rief natürlich ein jubelndes Halloh in der Kinderstube hervor, was die Erzieher herbeizog. Und das Verhängniß folgte auf dem Fuße. Der Kronprinz mußte zugestehen, die Maus unbefugter Weise eingesteckt

zu haben; er wurde verwarnt, bestraft und die Maus sofort durch einen Diener wieder an den rechtmäßigen Eigenthümer zurückgeschafft.

Der Kronprinz ist auffallend ernst; er hat ganz das Naturell des Vaters, er ist selbstbewußter als die anderen Brüder und spielt sich ihnen gegenüber, wenn er kann, gern auf. Er nennt sie gewöhnlich herablassend „die Kinder", will nicht zusammen mit ihnen ausfahren, und es gibt stets Umständlichkeiten mit ihm, wenn er einen Civilanzug anziehen soll. Solche Jacken und Hosen, erklärt er, seien nur für „die Kinder". Er hat allerdings bereits seinen eigenen Hofstaat, bestehend aus einem Gouverneur, dem Major v. Falkenhayn vom Generalstabe, einem Erzieher, dem Kandidaten Keßler, und mehreren Lehrern. Er hat auch speziell für seinen Dienst zwei Diener. Der Haushalt wird bestritten aus dem von Friedrich Wilhelm II. begründeten Kronprinzen-Fideikommiß.

Seit dem 1. Februar 1889 haben der Kronprinz und Prinz Eitel Fritz Unterricht, der in den Elementarfächern, besonders im Lesen und Schreiben, von einem Berliner Stadtschullehrer Namens Fechner ertheilt wird. Herr Fechner ist selbst Erfinder einer Schreibmethode und hat in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit den beiden älteren Prinzen das Lesen und Schreiben beigebracht, während von den nächsten beiden Prinzen der Prinz Adalbert ebenfalls jetzt bereits Unterricht bei ihm genießt. Der Prinz August Wilhelm, der erst im Jahre 1887 geboren ist, nimmt an den Spielen seiner Brüder Theil, hat aber noch keinen Unterricht.

Das Tagewerk für die beiden ältesten Prinzen beginnt im Winter und Sommer um sechs Uhr. Sie werden dann geweckt, müssen sofort aufstehen und nehmen unmittelbar darauf ein Bad. Dann werden sie angekleidet, und es wird ihnen das Frühstück gebracht, bei welchem in den meisten Fällen schon die Kaiserin anwesend ist. Kommt die Kaiserin noch so spät von einer Festlichkeit oder von einer Reise nach Hause, so begibt sie sich doch sofort nach dem Schlafzimmer der Kinder, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung ist. Die Prinzen schlafen sämmtlich in kleinen eisernen Bettstellen, welche nur mit Roßhaarmatratzen, Kopfpolstern und

Decken versehen sind. Wird eines der Kinder krank, so übernimmt die Kaiserin selbst gewöhnlich die Pflege, wenn sie irgend kann, und bleibt auch die Nacht über bei dem kranken Kinde.

Um sieben Uhr früh beginnt der Unterricht, der bis gegen neun Uhr dauert. Von neun bis zehn Uhr wird unter dem Kommando eines Feldwebels exerziert. Dann folgt das zweite Frühstück, welches sehr einfach ist und aus einem Butterbrod besteht, zu welchem etwas Obst gereicht wird. Dann wird wieder unterrichtet, und schließlich geht es nach der Reitbahn.

Die drei ältesten Prinzen haben jetzt Ponies, und der Kronprinz ist bereits ein fertiger, ja sogar ein kühner Reiter. Nach dem Reiten geht es gewöhnlich erst nach dem Schlosse zurück, wo bald darauf das Mittagessen von allen Kindern gemeinsam eingenommen wird. Wenn die Kaiserin anwesend ist, wohnt sie stets diesem Mittagessen bei, welches außerordentlich einfach und für Kinder berechnet ist. Reizende oder alkoholische Getränke erhalten die Kinder nie. Es wird darauf gehalten, daß sie recht viel Gemüse essen, und außer den regelmäßigen Mahlzeiten wird ihnen nichts verabfolgt. Weiß doch jede verständige Mutter, wie wichtig bei Kindern das regelmäßige Essen ist und welche körperlichen, ja sogar moralischen Nachtheile es hat, wenn man die Kinder in dieser Beziehung verwöhnt und ihnen zu essen gibt, so oft sie den Wunsch äußern.

Nach dem Essen gibt es etwas freie Zeit zum Spielen, dann beginnt wieder der Unterricht. Darauf kommt der Exerzierlehrer nochmals, dann folgt der Spaziergang oder die Spazierfahrt und nach dieser wieder Unterricht bis zur Abendstunde. Wenn sie kann, sitzt die Kaiserin Abends bei den Kindern und überwacht ihr Schlafengehen, welches sehr früh erfolgt.

Ferien im gewöhnlichen Sinne haben die kleinen Prinzen überhaupt nicht. Sie werden im Sommer gewöhnlich während der heißesten Zeit nach Thüringen oder an die See gebracht, und alle Zeitungsleser erinnern sich gewiß noch der allerliebsten kleinen Geschichten, die im vorigen Sommer über den Aufenthalt der Kaiserin mit ihren Söhnen in Saßnitz auf Rügen veröffentlicht wurden. Während dieser Ferien aber fällt der Unterricht nicht etwa aus; derselbe wird regelmäßig Vormittags ertheilt, und nur der Nach-

mittagsunterricht fällt fort. Ebenso wird Vormittags und Nachmittags exerziert. Ferien in dem beseligenden Sinne, wie alle anderen Kinder, d. h. eine Zeit, in der man nichts zu thun hat, als sich seinem Vergnügen zu widmen, kennen also die Prinzen nicht.

Für die jüngeren Prinzen sind Wärterinnen vorhanden, und für den jüngsten Prinzen wird eine Amme gehalten, so lange er nicht andere Nahrung zu sich nimmt. Diese Amme ist stets eine verheirathete Frau, und man geht bei der Auswahl mit größter Vorsicht zu Werke. Die Aerzte stellen nicht nur den Gesundheitszustand der Frau selbst, ihre Unbescholtenheit und die Unbescholtenheit ihrer Familie fest, sondern sie erkundigen sich auch nach dem Gesundheitszustand der Eltern und Großeltern der betreffenden Frau, und die Stellung einer prinzlichen Amme ist wohl gewinnbringend, zumal solche Frauen, wenn sie ihre Pflicht gethan haben, Zeit ihres Lebens mit dem Kaiserhause befreundet bleiben, aber doch etwas beengt. Die Amme darf nie ohne Aufsicht das Zimmer verlassen, fährt sie aus, so wird sie von einer Kammerfrau begleitet, und empfängt sie Jemanden, so ist stets Aufsicht da. Selbst ihren Mann darf sie nur in Gegenwart einer Hofdame oder einer anderen aufsichtführenden Person sprechen. Ihr Essen, Trinken, ihre Wäsche, Reinlichkeit u. s. w. wird strengstens überwacht, und die Stellung einer prinzlichen Amme ist somit keineswegs eine leichte.

Die ganze Art und Weise aber, wie die kaiserlichen Kinder erzogen und ausgebildet werden, bietet doch wohl Garantie dafür, daß sie dereinst befähigt sein werden, die Stellung, die ihnen des Schicksals Wille zugedacht hat, vollständig auszufüllen, daß sie vor Allem schätzen lernen werden den Werth der Zeit, den Werth der Arbeit, den Werth des Bewußtseins erfüllter Pflicht, den Werth der Mäßigkeit und Einfachheit. C. M.

Die Liebe und die Strümpfe. — William Lee war zu Anfang des 17. Jahrhunderts ein ehrsamer Magister zu Calverton in der Grafschaft Nottingham in England. Ungefähr zwei Meilen von Calverton, ebenfalls in der Grafschaft Nottingham, liegt die Stadt Woodbourough, und dort wohnte ein hübsches junges Mädchen, mit welchem der Magister verlobt war und

die er selbstverständlich oft besuchte, so daß er einen großen Theil seiner Zeit auf der Landstraße nach Woodbourough zubrachte, um einige Stunden bei der Geliebten seines Herzens sein zu können.

Miß Mary nun pflegte vom Morgen bis zum Abend Strümpfe zu stricken; nichts in der Welt war im Stande, sie auch nur einen Augenblick lang von dieser eifrigen Beschäftigung abzuziehen. Während also der verliebte Magister mit leidenschaftlichen Worten die Gefühle seines Herzens ausdrückte, mußte er zu seinem Verdrusse sehen, wie seine Geliebte bald auf die Stiche an der Naht achtete, bald eine Masche aufnahm, bald zählte, um die Ferse einzurichten oder am Fuß zu mindern.

Beklagte er sich, so bewies ihm Miß Mary die Nothwendigkeit ihrer Arbeit. Ihr Vater war ein Viehhändler und immer auf Reisen, hatte er nicht stets ein halbes Dutzend guter, dicker Strümpfe von starker blauer Wolle nöthig, um unterwegs auf seinem Pferde gegen die Kälte geschützt zu sein? Auch hatte Miß Mary noch zwei kleinere Brüder, die natürlich nicht barfuß laufen konnten, und dann kamen die Armen der Gemeinde, die ebenfalls ein Anrecht hatten, versorgt zu werden.

Das war genug, um selbst die Geduld eines Magisters zu ermüden, und mehr als einmal wünschte William Lee die Strümpfe sammt deren Erfinder zum Kukuk.

William war in seiner zweifachen Eigenschaft, als Lehrer und als Liebender beleidigt, daß er wenig oder fast gar nicht Gehör fand, und aus seinem Verdruß darüber entstand der lebhafte Wunsch, Nadeln und Strickzeug auf ewige Zeiten abzuschaffen.

Er besaß einige Kenntnisse in der Mechanik und — wie die meisten Menschen, die in der Einsamkeit leben — eine geschickte Hand. Nach Verlauf von sechs Monaten langte er eines Tages mit einem Fuhrwerk vor Miß Mary's Thür an; auf dem Wagen befanden sich einzelne Theile eines Apparates, welchen der Magister vor dem Fenster, wo die fleißige Strickerin zu sitzen pflegte, ablud.

Darauf machte er sich, ohne ein Wort zu sprechen, daran, die einzelnen, theils hölzernen, theils eisernen Stücke zusammenzusetzen, und nachdem dies geschehen, begann er, immer schweigend, mit fabelhafter Geschwindigkeit ein paar Strümpfe zu weben.

In einer halben Stunde hatte er mehr zu Stande gebracht, als Miß Mary in einem Tage hätte fertigstellen können.

„Jetzt," sprach er, „da ich Dir dies Mittel bringe, um so viel Strümpfe zu schaffen, wie Du nur begehrst, wirst Du nun geruhen, Dein Strickzeug bei Seite zu lassen, wenn ich den weiten Weg zurückgelegt habe, Dich zu besuchen?"

Miß Mary erröthete, schlug die Augen nieder und beugte sich zu dem Magister herab, so daß dieser seine Lippen auf die weiße Stirn des jungen Mädchens drücken konnte. Dann warf sie Nadeln und Strickzeug in's Feuer.

„Ich schwöre, keine Nadel mehr anzurühren!" rief sie, „ich schwöre, Geliebter, keine anderen Strümpfe mehr zu machen, als auf dem von Dir erfundenen Webstuhl."

„Das wollen wir sehen, morgen und die folgenden Tage, denn von nun an werde ich Dich täglich besuchen."

Eine Woche hindurch kam er wirklich jeden Tag, aber allmälig zeigte er sich zerstreut, träumerisch und in Gedanken verloren; er war es jetzt, der auf Mary's zärtliche Worte nicht hörte. Häufig ertappte sie ihn, wie er starren Blickes dasaß, und wenn sie dann lauter sprach und ihn liebevoll fragte, was ihn bedrücke, so schrak er zusammen und schien aus einem Traum zu erwachen.

Der Ehrgeiz hatte allmälig den Strumpfwirkerstuhl, den die Liebe erfunden, in ein Hinderniß dieser selben Liebe verwandelt, denn Lee fragte sich, warum er nicht von seiner Erfindung alle die Vortheile, den Ruhm und Reichthum ernten sollte, die sie ihm ohne Zweifel eintragen könnte. Eines Tages erfuhr denn auch Miß Mary, ihr Verlobter habe seinen Abschied genommen und sei plötzlich nach London gereist. Nicht einmal Lebewohl hatte er seiner Braut gesagt. Während das arme Mädchen sich der Verzweiflung hingab, suchte Lee in London mit dem Strumpfwirkerstuhl sein Glück zu machen und den Lohn seiner Erfindung zu ernten. Aber William stieß dort überall auf taube Ohren.

„Was brauchen wir diese Maschine?" antwortete man ihm. „Wir wollen nicht dazu beitragen, zahllose Familien, die vom Ertrag des Strümpfestrickens leben, in's Elend zu stürzen."

Noch schlimmer ward die Sache, als er seinen Webstuhl aufgestellt hatte und die Fabrikate verkaufte. Er war der Gegenstand des allgemeinen Hasses und einstimmiger Verwünschungen. Eines Nachts machte sich der Unwille Luft. Eine Anzahl von Strickerinnen und deren Männer erstürmte sein Haus, zerstörte die Webstühle und verbrannte sie unter den Fenstern des Erfinders. Ohne Zweifel würden sie ihn selbst getödtet haben, hätte er nicht schleunigst die Flucht ergriffen.

Lee wandte sich nach Frankreich und erlangte Zutritt beim Minister Sully. Dieser scharfsinnige Mann erkannte sofort die Vortheile, welche sich aus der Erfindung ziehen ließen, und beauftragte Lee, eine Anzahl von Strumpfwirkerstühlen zu verfertigen; sie wurden in dem Arsenal, woselbst dieser Minister Heinrich's IV. wohnte, aufgestellt.

Drei Monate später überreichte Sully der Königin Maria von Medici zum Neujahrsgeschenk ein Dutzend Paar gewebter Strümpfe.

Man denke sich das Entzücken der schönen und koketten Fürstin, die bis dahin nur gestrickte Strümpfe von Schafwolle gehabt hatte. Lee glaubte schon sein Glück gemacht, als kurze Zeit darauf Heinrich IV. durch Ravaillac's Mörderhand starb. Sully's Macht hatte dadurch ein Ende, die Königin war mit den Sorgen der Regentschaft überhäuft, und Lee, verlassen, vergessen, dem Elend preisgegeben, starb vor Kummer 1610.

Im Jahre 1656 stellte Jean Hinders, dessen Vater Lehrling bei Lee gewesen war, abermals Strumpfwirkerstühle in Frankreich auf. Auch England, welches sich gegen den Erfinder selbst so hart und theilnahmlos erwiesen, machte sein Unrecht wieder gut, und zwar gegen einen Bruder Lee's, und die Königin Elisabeth trug nicht nur selbst gewebte Strümpfe, sondern sie sandte solche auch als werthvolle Geschenke an andere Fürstlichkeiten.

Einer der Lehrlinge von Lee's Bruder, der sich ein großes Vermögen erworben hatte, ward als Lord Hudson unter die englischen Großen aufgenommen. Er war es, der die Träume des Erfinders verwirklichte. —dn—

Woher der Name „Schweinfurt" kommt. — Der Dichterfürst Rückert, welcher von seiner Heimathstadt Schweinfurt im

Jahre 1865 zum Ehrenbürger ernannt worden, hat die vielen Gerüchte, daß er trotz seiner Herrschaft über die Sprache, doch keinen Reim auf seine Vaterstadt finden werde, schon längst vorher und trefflich in seinen 1829 verfaßten „Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannssohnes" widerlegt. Hier erzählt er die Sage, daß die Stadt eigentlich ihren Namen von einem Lamme erhalten sollte, der Bildhauer aber machte die Sache so ungeschickt, daß dieses Lamm eher einem Schweine ähnlich sah. Daher blieb der Name an der Vaterstadt des berühmten Dichters haften, der seine Verstimmung darüber in folgenden Versen ausspricht:

„Ueber deiner Rathhaus-Einfurt
Steht gehau'n in Stein
Das Geschöpf, von dem du Schweinfurt
Sollst benamset sein.

Kann man eine Stadt erbauen,
Um den Namen dann
Ihr zu geben, den mit Grauen
Man nur singen kann?

Hättest Mainfurt, hättest Weinfurt,
Weil du führest Wein,
Heißen können; aber Schweinfurt,
Schweinfurt sollt' es sein!

Doch die Schuld nicht des Erbauers
Brachte dir die Schand';
Ach, nur eines Steinbildhauers
Ungeschickte Hand." —dn—

Eine merkwürdige Insel. — Der Ilsingsee, in der Nähe des Gutes Festen in Livland, bietet eine der merkwürdigsten Naturerscheinungen dar. Es erscheint nämlich auf diesem See zur Zeit der größten Sommerwärme eine Insel, welche im Herbst wieder gänzlich verschwindet. Diese Insel, welche bereits Dr. Fischer im Jahre 1780 beobachtet hat, ist bis jetzt noch nicht auf eine genügende Weise untersucht und beschrieben worden. In neuerer Zeit hat jedoch Major v. Wangenheim von Qualen, Mitglied

der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Riga, einiges Nähere über diese Erscheinung mitgetheilt.

Die Insel des Ilsingsee's unterscheidet sich durch verschiedene Eigenthümlichkeiten von allen andern schwimmenden Inseln. Sie erscheint z. B. immer auf derselben Stelle und zwar da, wo der See am tiefsten ist, und taucht unter, sobald der erste Frost eintritt. Gewöhnlich zeigt sich die Insel auf der Oberfläche des See's um die Mitte August, und verschwindet beim ersten Frost ohne weitere vorhergehenden Anzeigen. Nur selten geschieht es, daß sie gar nicht an die Oberfläche des Wassers emporsteigt, was zuletzt in dem kalten und regnerischen Sommer des Jahres 1849 der Fall war. In heißen Sommern kommt sie dagegen schon in der zweiten Hälfte des Juli zum Vorschein. Einmal wurde sie bei plötzlich eingetretener Kälte vom Eise überrascht und am Untertauchen verhindert; als aber im Frühjahr das Thauwetter eintrat, verschwand sie sogleich. Der Ueberlieferung nach hat sich ihre Gestalt niemals geändert. Der Unterboden der Insel besteht aus einer morastigen aber so festen Erde, daß man nur mit Anstrengung einen Pfahl hineintreiben kann. Die Grundlage dieses Bodens bilden wahrscheinlich vegetabilische Stoffe. Auf der Insel selbst findet man viel Schilfrohr. Eine ihrer Spitzen, die man näher untersucht hat, besteht aus einer sehr festen Sandschicht, die schroff in den See hinabsteigt. Die Insel ist etwa hundert Schritte vom Ufer entfernt. Die heftigsten Winde vermögen nicht, sie von ihrer Stelle zu bewegen. Ihr Verschwinden im Herbste ist spurlos; die Fischer werfen alsdann da, wo die Insel war, ihre Netze aus und haben nie etwas von Bruchstücken derselben bemerkt.

Die Ursachen dieses sonderbaren Phänomens sind noch unaufgeklärt. Mit einem Anscheine von Gewißheit läßt sich nur annehmen, daß hier sehr flüchtige Gase thätig sind, wie schwefelsaures Wasserstoffgas und Sauerstoff, welche sich im Sommer aus den organischen Stoffen, die den Boden der Insel bilden, entwickeln und das spezifische Gewicht derselben im Verhältniß zum Wasser vermindern, wodurch das Emporsteigen des Eilandes an die Oberfläche des See's bewirkt wird. C. T.

Romantische Sittenbilder aus der „guten alten Zeit." — Wenn uns von dem steifen Höflichkeitsbrauch und Festgebahren

an den Fürstenhöfen vergangener Tage berichtet wird, und der umständlich gesellschaftliche Verkehr der verschiedenen Rangklassen dabei Erwähnung oder farbenreich interessante Schilderung findet, erfahren wir kaum, wie urwüchsig es in Wirklichkeit dort zuging, wo zumeist doch recht bedächtige Sorgfalt in Beachtung der standesgemäßen oder amtlich erlangten Vorrechte herrschte.

Man wechselte viel Redensarten und Höflichkeitsbezeugungen bei Festgelagen und Feierlichkeiten im gegenseitigen Verkehre, das ist wahr; mit Dreinschlagen, mit Niederstechen oder Todtschießen war man aber ebenso schnell zur Hand. Namentlich die sonst so höflichen und streng auf feine Sitte haltenden Gesandtschaften zeichneten sich mehrfach in dieser Richtung aus. Besonders das Personal spanischer Gesandtschaften scheint sich mit blutigen Auftritten in verschiedenen Ländern bemerkbar gemacht zu haben. Vorfälle größerer Art werden uns von Preßburg aus dem Jahre 1655 und von London aus dem Jahre 1661 mit den verschiedenen bezeichnenden Einzelheiten berichtet. Der Londoner spanisch-französische Gesandtschaftskrawall vor allem Volke auf offener Straße, sowie bei feierlicher Gelegenheit ist charakteristisch für das Zeitalter, da die Betheiligten sich auf eine gegenseitig großartige Prügelei sorgfältig vorbereitet hatten, und das Ganze mit möglichstem Effekte in Scene gesetzt wurde.

Am 30. September (10. Oktober) 1661 sollte vom Tower zu London nach dem Westminster-Palaste die feierliche Auffahrt des neuen schwedischen Gesandten Grafen Brahe unter Anschluß der anderen beim englischen Hofe beglaubigten Gesandtschaften stattfinden. Der Festordnung gemäß wurde dabei vom König Karl II. von England eine Hof- und Staatskarosse dem schwedischen Vertreter zur Verfügung gestellt, und daß um den nächsten Platz hinter demselben in der Zugsfolge eine starke Rauferei zwischen spanischem und französischem Gesandtschaftspersonal entbrennen würde, war mit Gewißheit vorauszusehen.

König Karl II. sah sich demgemäß veranlaßt, seinen Offizieren strengste Weisung zu geben, bei zu erwartender oder eintretender Prügelei der Spanier und Franzosen für keine der beiden Parteien einzutreten, sondern streng dafür zu sorgen, daß kein Heimischer sich einmische und überhaupt die Straßenbevölkerung von der Be-

theiligung abgehalten werde, sobald die vornehmen Herren und Angestellten der beiden Gesandtschaften übereinander herfallen und darauf losschlagen würden.

Der Herzog von York sandte seine berittene Leibgarde und drei Kompagnien seines Fußvolkes, um ärgster Ausschreitung abzuwehren und die Londoner Zuschauer fortzutreiben, sobald der wüste Streit entbrennen würde um den Vorrang in der Zugsfolge; dennoch erwiesen sich diese Vorkehrungen als ungenügend, sowie die stolzen Spanier und die anmaßenden Franzosen aneinander geriethen.

Kaum hatte der schwedische Gesandte Graf Brahe in der ihm zur Verfügung gestellten englischen Königskarosse Platz genommen, und die Abfahrt begonnen, so kam es auch schon zum Kampf zwischen Spaniern und Franzosen, die einander den nächsten Platz hinter der Hauptkarosse in erbittertster Weise streitig machten. Die Franzosen waren zwar an Zahl bedeutend ihren Gegnern überlegen, aber gegen die langen und guten Klingen der spanischen Degen kamen sie nicht auf. Drei Pferde der französischen Gesandtschaftskutsche waren bald über den Haufen gestochen, und die Seile, sowie Riemen und Gurten der Bespannung ebenso hurtig von den flinken Spaniern durchhauen worden.

Diese hatten übrigens gegen ähnliche Gewaltstreiche der Franzosen sich insofern vorgesehen, als sie das Hängewerk und Bespannungszeug ihrer Gesandtschaftskarosse zumeist durch Anbringung von Ketten verstärkt und gesichert hatten. Unter wüstem Hallohgeschrei stach und hieb man aufeinander los; viele Todte und Verwundete bedeckten das Pflaster, ehe endlich die Spanier den Vorrang sich zu sichern vermochten. —

Sechs Jahre zuvor, im Jahre 1655, gab es in der ungarischen Krönungsstadt Preßburg mörderische Tumulte, bei denen gleichfalls das Personal einer spanischen Gesandtschaft mit die Hauptrolle spielte. Dort hatte im Frühling erwähnten Jahres der deutsche Kaiser Ferdinand III. die ungarischen Stände zu einem wichtigen Landtage einberufen, und sich dann mit glänzendem Gefolge, sowie umgeben von seinen Ministern und den an seinem Hofe weilenden Vertretern fremder Staaten, nach Preßburg begeben. Seine fürstliche Gnaden der Herzog von Amalfi, als Heer-

führer bekannter unter dem Namen Octavio Piccolomini, nahm in der Begleitung des Kaisers einen hervorragenden Rang ein, der spanische Gesandte verkehrte viel mit ihm und nahm sich daher etwas mehr heraus, als ihm zukam. „Wie der Herr, so die Diener," konnte man hier mit Fug und Recht sagen. Die gutmüthigen, geduldigen Ungarn dieser Zeit mußten da Vieles von den stolzen, hitzköpfigen Spaniern erdulden. War es ein Wunder zu nennen, daß endlich auch die ungarische Gutmüthigkeit zu Ende ging, und den Spaniern hier schließlich der Uebermuthskitzel derartig ausgetrieben wurde, daß sie sich nicht mehr in ihren Uniformen oder Livreen vereinzelt aus den angewiesenen Behausungen hinauswagten?

Die betreffenden Zusammenstöße begannen damit, daß ein Angestellter des spanischen Gesandten zu Preßburg ein Liebesverhältniß mit einer Tochter des Landes anknüpfte. Von spähenden Ungarn überrascht, wurde er seiner prächtigen Livree entkleidet und heimgeschickt, während seine Widersacher dann die erbeutete Amts- oder Dienstkleidung verkauften und den Erlös bei frohem Gelage vertranken.

Dieser Vorgang erschien dem spanischen Gesandten als eine schwere Beleidigung der gesammten spanischen Nationalität, daher er seinen Leuten anbefahl, den zugefügten Schimpf nach Möglichkeit und baldigst zu rächen. Dergleichen ließen sich diese raufluftigen Söhne des Südens nicht zweimal sagen.

Schon am Freitag den 27. April 1655 gab es auf dem Hauptplatze Preßburgs einen „kleinen Wortwechsel" zwischen Spaniern und Einheimischen, der schnell zum Ziehen der Degen und gegenseitigem Zusammenstoße führte. Zwei Ungarn und ein Spanier blieben todt auf dem Platze, Andere gingen mit schweren Verwundungen davon, und der stattgefundene Vorgang sollte leider nur die Einleitung zu weiterem Blutvergießen bilden. Zwei Tage nach diesem „kleinen Vorfall", am Sonntag den 29. April, sollte die Fortsetzung folgen. Gegen Abend des genannten Tages machte nämlich der spanische Gesandte mit begleitendem Aufzug seines ganzen Personals dem Herzog von Amalfi einen feierlichen Besuch.

Keck und herausfordernd durchschritten bei dieser Gelegenheit die Spanier die Gassen Preßburgs, sammelten sich dann bei vor-

gerückter Abendzeit vor dem Palaste des Palatins und lärmten hier vor dem Eingange zur Behausung des höchsten ungarischen Würdenträgers in unbändigster Weise. Als die dort wachthabenden Angestellten des Palatins die Spanier pflichtgemäß wegweisen wollten, zogen diese nach althergebrachter Gewohnheit ihre langen Raufdegen und stachen gleich im Beginn des Kampfes einen ungarischen Fähnrich und einen Husaren nieder.

Jetzt war's den Ungarn denn doch zu bunt geworden. Im höchsten Grade ergrimmt rotteten sie sich zusammen und drangen auf die Spanier ein, die sich verzweifelt wehrten, noch manchen Ungarn niederstießen, aber schließlich doch die Flucht ergriffen, soweit dies überhaupt noch möglich war. Der Ansturm der Preßburger gegen die Kutschen der spanischen Gesandtschaft vor dem Palaste des Herzogs von Amalfi endete damit, daß die spanischen Kutscher übel zugerichtet davonlaufen mußten, und nun die kostbaren Karossen der Zerstörung preisgegeben waren. Bald lagen diese zertrümmert und zerstückt am Boden, während in allen Gassen Preßburgs eine förmliche Hetzjagd auf die flüchtenden Spanier stattfand. Wer nach der Meinung der furchtbar erbitterten Einwohner einem Spanier glich und sich nicht schleunigst durch verständliche Gegenrede ausweisen und retten konnte, wurde niedergehauen.

Einige Deutsche, darunter drei Handwerksburschen, fielen diesen Mißverständnissen schon in der ersten Stunde zum Opfer; neunzehn andere, auch unbetheiligt gewesene Personen, wurden entsetzlich zugerichtet. Auch in den Palast des Herzogs von Amalfi stürmten säbelschwingende Ungarn hinein, um dort an etwa anzutreffenden spanischen Bediensteten oder Edelleuten ihre Erbitterung zu kühlen. Ein Page des Herzogs wurde bei dieser Gelegenheit in einem Vorraume schwer durch einen Schuß in die Achsel verwundet.

Da endlich für die Rückkehr des spanischen Gesandten in seine Behausung gesorgt werden mußte, wurde Graf v. Buchheim mit sechzig Küraſſieren zunächst nach dem Palaste Piccolomini's gerufen, um den Heimweg des spanischen Gesandten zu decken. Diese kaiserlichen Küraſſiere, unter der Benennung: „deutsche Reiter" berühmt, waren die gefürchtetste Truppengattung damaliger

Zeit, da sie mit ihren Handfeuerwaffen gewöhnlich im Anfang die Reihen ihrer Gegner lichteten und dann erst mit wuchtigen Schwerthieben das Einhauen begannen. Diese Küraſſiere geleiteten den Vertreter Spaniens und seine vornehmſten Begleiter heim, konnten aber nicht verhindern, daß dieſelben allerlei Hohn- und Schimpfreden der herbeieilenden Ungarn vernehmen mußten; ruhigere Verhältniſſe ſtellten ſich in Preßburg erſt wieder ein, als ein deutſches Regiment in die Stadt einmarſchirte und den gegneriſchen Parteien klar gemacht worden, daß jede weitere Ausſchreitung ſtrengſte Ahndung finden würde. —

Die Stadt Brieg in Schleſien war im Monat November des Jahres 1643 der Schauplatz eines Schießduells zweier berittener Standesperſonen, die am hellen Tage auf dortigem Hauptplatze einen Kampf ausfochten. Am 4. November 1643 hatte der kaiſerliche General Graf Gallas ſowohl einen Grafen v. Thun als auch einen Oberſt Gabo zum Frühſtück geladen. Unnütze Neckereien und wüſte Scherzreden führten zwiſchen dieſen beiden Gäſten zu einem Zerwürfniß, bei Beendigung der Tafel näherte ſich Graf Thun dem Grafen Gabo und flüſterte ihm einige Worte zu, worauf der Oberſt beiſtimmend nickte. Eiligſt verließen Beide die Wohnung des Generals, begaben ſich in ihre Behauſungen und ritten dann von dort, vollſtändig gerüſtet, ſowie mit geladenen Piſtolen verſehen, auf den Ringplatz des Städtchens.

Bei dem erſten Gegeneinanderreiten verſagte dem Grafen Thun die Piſtole, wodurch ſich der Oberſt Gabo nicht abhalten ließ, ſeinen Gegner in den Schenkel zu ſchießen; beim Umwenden und zweiten Zuſammenſtoße glaubte Graf Thun jetzt ſeinen Gegner, den Oberſten, niederſtrecken zu können, allein dieſer ſchoß ihn nun durch den Kopf, und der Graf ſank entſeelt vom Pferde herab.

Oberſt Gabo wandte ſein Roß ſchleunigſt zur Flucht, fand das nächſte Stadtthor jedoch ſchon geſperrt und mit Häſchern beſetzt. Beim entgegengeſetzten Thore angelangt, konnte er gerade noch hindurchſprengen und das Freie gewinnen. Nun wäre er vorläufig gerettet geweſen, allein beim Zurückblicken gewahrte er, daß ſein treuer Diener ihm mit geſammter Baarſchaft nachfolgen wollte, und unter dem Thore von wachthabenden Soldaten feſtgehalten wurde. Das Schwert ziehend und zum Stadteingange

zurücksprengend, glaubte der Oberst seinen Diener heraushauen zu können aus dem ihn umringenden Knäuel Bewaffneter. Ein anwesender Feldwebel kommandirte jedoch: „Feuer!“ und von zwei Musketenschüssen tödtlich getroffen, sank nun auch Oberst Gabo sterbend vom Pferde herab.

Dergleichen bildete im Zeitalter des großen Krieges, dem die Ermordung Wallenstein's und seiner Genossen auch ein eigenartiges Gepräge verleiht, nichts allzu Seltenes. Rohheit und Ritterlichkeit wurden da mehr denn je verwechselt, und den Zweikämpfen oder ähnlichen Gewaltstreichen lag zumeist die Absicht einer schnöden Blutrache zu Grunde. Karl Stichler.

Enthüllte Geheimnisse aus dem Gebiete der Bühnenmagie. — Unter den vielen Unterhaltungen, welche heutzutage in Gesellschaften einen hervorragenden Platz einnehmen, haben diejenigen, welche in den Bereich der sogenannten Zauberkunst einschlagen, sich eine hervorragende Stellung gesichert, und es gibt wohl wenige Gesellschaften, in denen nicht ein oder sogar einige Dilettanten auf diesem ebenso interessanten als unterhaltenden Felde zu finden wären.

Da diese meist ausschließlich in Privatgesellschaften ihren Wirkungskreis finden, so hat man ihre Kunststücke als Salonmagie bezeichnet im Gegensatze zu der Bühnenmagie, die, wie schon ihr Name andeutet, von berufsmäßigen Zauberkünstlern auf öffentlichen Theatern ausgeübt zu werden pflegt. Die dort vorgeführten Kunststücke sind meist so überraschender Art, daß der Zuschauer sich den Zusammenhang nicht erklären kann, und wenn man noch bedenkt, daß man an einem Abend gewöhnlich wenigstens ein Dutzend Kunststücke zu sehen bekommt, welche in ziemlicher Geschwindigkeit aufeinander folgen, so ist es begreiflich, daß der Eindruck des einen durch die Aufmerksamkeit, welches man dem folgenden zollt, sich sehr rasch verwischt. Man kommt also infolge dessen nicht so leicht dem Hexenmeister hinter die Schliche, und gerade hierdurch ist jener geheimnißvolle Nimbus, welcher eine solche Vorstellung umgibt, gesichert.

Neuerdings machte eine Nummer des französischen Magiers Bouatier de Kolta großes Aufsehen gerade durch die Einfachheit, mit der sie ausgeführt wurde. Bouatier ließ zwei mittelgroße

gewöhnliche Wasserflaschen und ein blauseidenes Taschentuch zum Untersuchen im Publikum herumgehen. Auf die Bühne zurückgekehrt, stellte er die eine Flasche auf einen Stuhl und bedeckte sie mit einem geliehenen Taschentuche. In die zweite Flasche steckte er jenes blauseidene Tuch gänzlich hinein, und indem er diese Flasche nur mit den Fingerspitzen ganz oben am Halse festhielt, schwenkte er sie in einem Halbkreise durch die Luft, worauf er sofort ein Licht hinter die Flasche hielt, wodurch auch ganz entfernt sitzende Personen sich überzeugen konnten, daß dieselbe leer und das blaue Tuch daraus verschwunden war. Letzteres fand sich in der ersten, auf dem Stuhle stehenden Flasche wieder vor, nachdem das darüber gebreitete Taschentuch entfernt worden war. Man muß zugeben, daß das Kunststück ganz besonders eigenartig ist, weil man hier mit durchsichtigen hellen Flaschen zu thun hat. Und dennoch ist seine Lösung sehr einfach. Beim Zurücktragen der untersuchten Gegenstände auf die Bühne hatte Bouatier aus einer kleinen Tasche seines Frackes genau ein solches blaues Tuch hervorgeholt, wie das zuerst vorgezeigte; nur war dies zweite ganz klein, bis auf die Größe einer Nuß, zusammengepreßt, was bei Seide sehr leicht zu erzielen ist. In diesem Zustande hatte er das Tuch so weit in den Hals der Flasche (Nro. 1) gepreßt, daß es durch die den Hals umklammernden Finger der linken Hand den Augen der Zuschauer entzogen war. Indem nun Bouatier die Flasche mit einem geliehenen Taschentuche bedeckte, benutzte er diesen Moment, um das blaue Tuch durch eine geschickte Bewegung seines Zeigefingers in die Flasche hinabzustoßen, wo es später beim Abheben der Bedeckung gefunden werden mußte. Nun wurde das vorgezeigte blauseidene Tuch offen vor Aller Augen in die zweite Flasche gesteckt, wobei Bouatier aber nicht vergaß, eine Art von Angel in der Mitte des Tuches einzuhaken, deren schwarzseidene Schnur durch den Aermel ging und hier oben an einer dicken Schnur befestigt war, welch' letztere ganz unverfänglich gleich dem Bande eines Zwickers auf der Weste ruhte. Schwenkte der Taschenspieler nun die Flasche, so zog er mit der anderen Hand durch einen kurzen Ruck das Band an, und damit rutschte das Tuch blitzschnell in den Aermel, worauf die Flasche leer erschien und das Ganze das Ansehen hatte, als ob das Tuch

frei durch die Luft von einer Flasche in die andere geflogen wäre.

Bouatier de Kolta war übrigens auch der Erste, der folgendes Kunststück, betitelt: „Die gehorsame Karte oder eine seltene Havanna" seinem erstaunten Publikum vorführte. Nachdem aus einem Spiel eine Karte gezogen worden, bat der Künstler den Betreffenden, dieselbe völlig in kleine Stückchen zerreißen zu wollen, letztere jedoch aufzubewahren. Während dieser Zeit ersuchte er darum, es möge ihm einer der Anwesenden mit einer Cigarre aushelfen, worauf er aus der ihm von irgend einem Herrn gereichten Cigarrentasche eine Cigarre entnahm, die er einem anderen Zuschauer mit der Bitte überreichte, sie anzünden zu wollen. Nachdem dies geschehen, erbat sich Bouatier die Stückchen der auf sein Geheiß zerrissenen Karte aus, die er in ein Blatt Papier einwickelte. Nur ein Stückchen griff er auf's Gerathewohl heraus und händigte es einer Dame zur vorläufigen Aufbewahrung ein. Nun wendete er sich zu dem rauchenden Herrn, diesen bittend, die brennende Cigarre recht langsam durchzubrechen, und als dies geschehen, fand sich im Inneren derselben die vorher gezogene Karte zusammengerollt, aber unversehrt wieder. Nur eine Ecke fehlte, und diese wurde genau durch jenes Stückchen ersetzt, welches die Dame in Verwahrung hatte.

Die Ausführung dieses vortrefflichen Kunststückes wird dadurch ermöglicht, daß der Taschenspieler zunächst die Karte, deren er zu seinem Kunststück bedarf, gezwungen ziehen läßt oder sie „forcirt", d. h. es hängt von seinem Willen und seiner Gewandtheit ab, daß gerade diese Karte, die in unserem Falle Piquekönig sei, gezogen wird. Nun besitzt der Künstler eine Cigarre, in welcher sich im Innern ein Piquekönig eingerollt befindet, an welchem eine Ecke abgerissen ist. Letztere nimmt er zwischen seine Finger, und nachdem die vom Publikum gezogene Karte zerrissen und auf einem Stückchen Papier gesammelt ist, greift der Künstler in die Fetzen scheinbar blind hinein und stellt sich, als ob er auf's Gerathewohl ein Stückchen der zerrissenen Karte herausgriffe; in Wirklichkeit aber schiebt er die in Bereitschaft gehaltene Ecke unter, und nachdem auch die oben erwähnte vorbereitete Cigarre mit der vom Publikum erhaltenen vertauscht worden, ist weiter nichts

nöthig, als die in das Papier eingewickelten Kartenstückchen geschickt verschwinden zu lassen. Wird die Cigarre nun zerbrochen, so findet sich Piquekönig, an den die fehlende, in Händen jener Dame befindliche Ecke wie angegossen paßt.

Das Kunststück „Der mysteriöse Reisekoffer" gibt gewöhnlich viel Anlaß zur Heiterkeit. Der Taschenspieler erklärt, verreisen zu müssen, er wolle nur noch seinen Koffer packen. Er bittet einen Knaben aus dem Publikum, ihm behilflich zu sein und den Koffer, der auf einem Stuhle steht, mitten auf die Bühne zu stellen. Darauf wird der Koffer aufgeschlossen, und nun einige leichte Gegenstände, etwa ein paar Zeitungen, ein Shawl, Cigarren u. s. w., darin untergebracht. Nachdem der Koffer wieder verschlossen und von dem Taschenspieler mit dem kleinen Finger hoch und nieder gehoben worden ist, erhält der Knabe den Auftrag, denselben gegen einen Thaler Vergütung in das dem Theater gegenüber liegende Restaurant zu befördern. Willig tritt der Dienstfertige näher, und den Koffer mit einer Hand ergreifend, bleibt er wie gebannt stehen. Das Ungethüm ist nicht von der Stelle zu bringen. Entschlossen packt der Junge mit zwei Händen zu — der Koffer rührt sich nicht. Unter dem größten Gelächter des Publikums bittet der Knabe um Hilfe, auf einen Wink erscheinen drei bis vier andere Bürschchen, die nun mit vereinten Kräften den Koffer fortbewegen wollen. Vergebens, der Koffer bleibt stehen. Kirschroth vor Anstrengung geben sie endlich ihre Versuche auf, bis der Zauberer lächelnd um Entschuldigung bittet, da er nicht daran gedacht habe, daß in dem Koffer einige Cigarren sich befänden, und die Sorte, die er zu rauchen pflege, sei eben sehr „schwer". Er entfernte unter diesen Worten in der That die Cigarren aus dem Koffer, und jetzt kann wirklich der Knabe dieses Reisemöbel bequem mit dem kleinen Finger heben.

Das beschriebene Kunststück erzielt jedesmal stürmische Heiterkeit beim Publikum, welches freilich keine Kenntniß davon hat, daß der untere Theil des Koffers eine Eisenplatte enthält, die genau dieselbe Farbe hat, wie der übrige Theil von Segeltuch. Unter dem Teppich der Bühne aber befinden sich die beiden Pole eines riesigen Hufeisenmagneten, welcher nur wirkt, wenn der elektrische Strom, der von einem verborgenen Gehilfen geleitet

wird, ihn umkreist. Sofort tritt die magnetische Wirkung ein, und der Koffer wird mit enormer Kraft so lange am Boden gefesselt gehalten, bis der elektrische Strom vom Gehilfen abgestellt wird.

Von Bouatier de Kolte stammt übrigens noch folgendes sehr hübsche Kunststück. Ehe dasselbe beschrieben wird, ist es nöthig, eine Hilfsvorrichtung zu erläutern, die für den ausübenden Taschenspieler unentbehrlich ist. Es ist dies die sogenannte „Servante", und zwar besteht dieselbe in ihrer einfachsten Form aus einem gepolsterten Brett, welches etwa 60 bis 80 Centimeter lang und 20 Centimeter breit ist. Dasselbe ist so hinter dem Tische befestigt, daß es etwa die Stelle einer halbaufgezogenen Schublade einnimmt. Die Servante hat den Zweck, Gegenstände, welche verschwinden sollen, schnell aufzunehmen, sowie Gegenstände, die erscheinen sollen, schnell zur Hand zu haben. Die folgende Nummer beweist am besten die praktische Wichtigkeit der Servante.

Bouatier bringt eine lebende Taube und bittet um einen Fingerring, den er derselben mit einem rothseidenen Bande um den Hals hängt. Er wickelt die Taube in ein Stück Zeitungspapier und holt nun eine Flasche, aus der er einen Knaben, der sich auf Wunsch des Taschenspielers zur Mithilfe bei dem Kunststücke meldet, zunächst ein Glas Wein eingießt. Dem Knaben wird darauf die Aufgabe zu theil, die eingewickelte Taube zu halten, indessen der Taschenspieler gegen die auf einem Seitentische stehende Flasche einen Pistolenschuß abfeuert. Dieselbe wird vor den Augen des Publikums zerschlagen und aus den Trümmern kommt die Taube zum Vorschein, die nebst einem kleinen hübschen Blumenstrauße den soeben entliehenen Ring am Halse trägt, der von seiner Eigenthümerin persönlich vom Halse der Taube abgelöst werden kann. Das vom Knaben gehaltene Packet wird geöffnet und enthält statt der darin eingewickelten Taube eine niedliche Puppe.

Zur Erklärung dieser Ueberraschung sei bemerkt, daß der Taschenspieler gleich zu Anfang den entliehenen Ring mit einem ähnlichen vertauschte, den er der Taube anhängt, ehe er sie dem Knaben zum Halten übergibt. Während er die Flasche holt, bringt er den richtigen Ring seinem Gehilfen hinter den Kulissen, der

denſelben an einem ſeidenen Band nebſt Sträußchen befeſtigt, das Ganze einer zweiten Taube umhängt und letztere in die bereitgehaltene Flaſche ſchiebt. Zu dieſem Zwecke beſitzt der Taſchenſpieler eine Anzahl Champagnerflaſchen, die ſämmtlich ohne Boden ſind. Dieſelben werden vor der Vorſtellung hergerichtet, indem man eine ſolche Flaſche umgekehrt aufſtellt und durch die runde Bodenöffnung ein Stück Blech von der Größe eines Zweimarkſtückes hineinwirft. Daſſelbe wird ungefähr 12 Centimeter von der Halsöffnung liegen bleiben. Nun gießt man einen Löffel heißen Peches hinterher, wodurch das Blechſtück luft- und waſſerdicht den Hals vom Bauche der Flaſche abtrennt. Nach dem Erkalten kann man den Hals mit Wein füllen und trotzdem jeden Augenblick die Taube mit dem Ring in die Flaſche von unten einführen. Die erſte auf der Bühne vorgezeigte Taube (mit dem falſchen Ringe) verſchwindet während des Einwickelns, indem der Taſchenſpieler geſchickt die in ein Papier eingewickelte Taube gegen das auf der Servante liegende Packet mit der Puppe vertauſcht, juſt in dem Moment, wo er ein großes Zeitungsblatt in die Höhe hebt, ſcheinbar um das Ganze recht feſt zu verpacken.

Wie man ſieht, ſpielt bei dieſem Manöver die Servante eine bedeutende Rolle; nicht minder wichtig iſt ſie bei dem vielfach ausgeführten und immer wieder gern geſehenen Stückchen: „Der unerſchöpfliche Hut.“ Nachdem der Taſchenſpieler mit einem entliehenen Hut eine Reihe kleinerer Kunſtſtücke ausgeführt hat, tritt er hinter den auf der Bühne ſtehenden Mitteltiſch, und indem er mit der Hutkrempe leicht auf den Tiſch ſchlägt, wobei die Hutöffnung nach unten gekehrt iſt, pflegt er zu bemerken: „So, nun iſt der Hut wieder ganz leer und ich darf ihn wohl mit dem beſten Danke zurückerſtatten.“ Während dieſer harmlos geſprochenen Worte iſt aber ſeine ſcheinbar unthätig herabhängende Rechte nicht unbeſchäftigt geblieben, im Gegentheil, ſie hat bei der leichten Verbeugung, mit welcher der Taſchenſpieler ſeine Worte an das Publikum richtete, Gelegenheit gehabt, ſich der Servante zu nähern und von derſelben ein ganzes Packetchen eng zuſammengedrückter kleiner Sträußchen fortzunehmen. Dies Packetchen iſt vorher bezüglich ſeiner Größe ſo ausprobirt worden, daß es bequem in eine Hutöffnung hineinpaßt; außerdem iſt es auch noch

mit einem Streifen Gaze oder Flor umwunden, wodurch die Sträußchen noch beſſer zuſammenhalten. Während der Künſtler hinter dem Tiſche hervortritt, hat er auch das Packetchen ſchon im Hute untergebracht, und fängt nun ganz gemüthlich an, die Sträußchen auszupacken und ſie in's Publikum zu werfen. Da ſie ſehr eng gepackt ſind, ſo läßt ſich eine ganz unglaubliche Anzahl unterbringen, wodurch der Hut förmlich unerſchöpflich erſcheint.

Gut ausgeführt, zählt dieſes Kunſtſtück zu den dankbarſten und überraſchendſten des Bühnenzauberers, und dennoch ſieht man hier wie bei den übrigen genannten Stücken, daß alle auf meiſt ſehr einfachem Prinzip beruhen. Allerdings gehört zu allen ohne Ausnahme ein feſſelnder, humoriſtiſcher Vortrag, welcher den Ausführungen eines „Zauberers" erſt die rechte Würze zu verleihen pflegt. Paul Nelſom.

Frau v. Maintenon und Louvois. — Die heimlich im Jahre 1686 geſchloſſene Ehe Ludwig's XIV. mit der ſchönen Frau v. Maintenon öffentlich anerkannt zu ſehen, war der Letzteren eifrigſtes Streben. Der Herzog du Maine und der berühmte Boſſuet arbeiteten dafür mit allen Kräften, der König wankte, aber ſein Miniſter Louvois gab den Ausſchlag. Er mußte ſich für alle Niederlagen, die er durch die Maintenon erlitten, rächen. Er eilte mit dem Erzbiſchof von Paris, Harley, zum Könige und warf ſich ihm zu Füßen. Er beſchwor ihn, dieſe Heirathserklärung nicht zu veröffentlichen. Der König hatte alle ſeine Diener fortgeſchickt, aber ein Theil derſelben hatte ſich dergeſtalt poſtirt, daß ſie die ganze Scene ſehen konnten, weil in einem großen Spiegel ſich der Auftritt darſtellte, und dieſer Spiegel hing der Thür gegenüber; ebenſo gut hörte man jedes Wort und von der Stunde an erhielt man Gewißheit wegen der Heirath. Der König wurde zornig, Louvois ließ ſich nicht einſchüchtern; als Ludwig ihn zur Seite ſchob, um, neben ihm vorbeigehend, aus der Thür zu ſchlüpfen, zog Louvois den Degen, reichte ihn dem Monarchen und rief: „Sire, tödten Sie mich, damit ich nicht erlebe, daß mein König das Wort bricht, das er mir oder vielmehr ſich ſelbſt gegeben hat." Ludwig trat bebend zurück, er ſtampfte mit dem Fuße und ging wieder vorwärts, aber Louvois hatte die Kühnheit, ihn beim Rocke feſtzuhalten und in die Worte auszubrechen: „Sie können eine Almoſen-

empfängerin der Frau v. Montespan nicht öffentlich zur Königin von Frankreich machen." Mit diesem Worte hatte Louvois mehr gewagt, als ein Mann, der durch eine brennende Pulverkammer schreitet; er wagte, er gewann. Der König gab in der That nach und brach sein Wort, daß seine Heirath für immer ein Geheimniß bleiben solle, nicht. Er wiederholte vielmehr sein Versprechen. Louvois triumphirte, aber schon eine Stunde darauf wußte die Marquise v. Maintenon den Verlauf der ganzen Scene und jedes dabei gesprochene Wort. Die Anstrengungen, ihr Ziel zu erreichen, blieben fruchtlos. Aber sie rächte sich zunächst dadurch, daß sie den König mit Louvois dergestalt entzweite, daß Ludwig, sich selbst vergessend, wenige Tage später in einer Sitzung die Kohlenschaufel gegen den Minister erhob. Am 16. Juli 1691 wurde die Marquise plötzlich und unerwartet von diesem Feinde befreit. Louvois starb am Schlagflusse. Gerüchte seltsamer Art verbreiteten sich. Saint-Simon versichert in seinen bekannten Memoiren, man habe bei der durch den Doktor Maréchal vorgenommenen Leichenöffnung Gift gefunden. Der Minister, ein vollblütiger Mann, trank viel Wasser und hatte stets eine damit gefüllte Flasche in seinem Zimmer stehen. Kurze Zeit vor seinem jähen Ende war ein Frotteur im Zimmer beschäftigt gewesen. Man verhaftete ihn; er hatte aber kaum vier Tage im Gefängniß gesessen, als er im Namen des Königs freigegeben ward. Zugleich erschien der Befehl: alle Akten der Voruntersuchung in's Feuer zu werfen und den ganzen Prozeß einzustellen. „Ich weiß nicht, ob es eigentlich wahr ist," schreibt die Herzogin von Orleans, „daß die Maintenon den Louvois hat vergiften lassen, aber es ist gewiß, daß er vergiftet worden ist. Louvois war ein böser Satan, der weder Gott noch Teufel fürchtete, aber das muß man sagen: seinem König hat er wohl gedient."

A. B.

Nahrungsmittelfälschung im Alterthum. — In der Regel pflegt man die Verfälschung der Nahrungsmittel als eine Errungenschaft der modernen Zeit anzusehen, es lassen sich aber diese Betrügereien bereits im klassischen Alterthum nachweisen.

Dem sehr berühmten kampanischen Gries verlieh man seine entsprechende Weiße durch einen Zusatz von Kreide oder Thon. Die Erdart zur Verfälschung wurde auf dem sogenannten „weiß-

erdigen Hügel" zwischen Puteoli und Neapel gefunden, und wie lebhaft hier das „Verbesserungs"-Material gegraben wurde, beweist der Umstand, daß Kaiser Augustus bei Anlegung einer Kolonie den Neapolitanern 20,000 Sesterzien (circa 3000 Mark) Jahresrente für Ueberlassung des Hügels gewähren mußte.

Beim Getreide selbst kannte man schon das „Oelen"; dies dient heute dazu, daß die Körner mehr zusammenfallen, so daß ein bestimmtes Gemäß schwerer wiegt und die Sorte mithin einen besseren Preis erzielt; im Alterthum gab man vor, das Getreide dadurch haltbarer zu machen. Man besprengte es mit Oelabgang, versetzte es mit karischer oder chalcidischer Kreide, oder sogar mit Wermuth.

Auch beim Mehl kommen mineralische Zusätze schon vor, namentlich wird in dieser Beziehung wieder Gyps genannt.

Bei Linsen klagte man über die Verunreinigung, welche sie beim fabriksmäßigen Zerstampfen unter Beifügung von Backsteinbrocken oder Sand erfahren.

Vom Honig sagt Plinius, er würde eine der herrlichsten Gaben der Natur sein, „wenn nicht der Betrug der Menschen ihn verschlechtere und verdürbe."

Bei der Milch läßt sich aus der Anführung einer Milchprobe auf vielfach geübte Verfälschung schließen: Man tauchte den Finger in dieselbe und beobachtete, ob sie tropfenweise hängen blieb oder abfloß; im letzteren Falle hielt man sie für schlecht (also ganz das Prinzip wie bei unserer heutigen Milchnagelprobe).

Sehr mannigfaltig war die unreelle Herstellung von Weinen. Man setzte denselben Seewasser zu, ferner dickgekochten Most und kannte sogar schon die Kunst des starken Gypsens. M. L—l.

Merkwürdige Zeitungen. — Im Revolutionsjahre 1848 entstanden in Deutschland unzählige neue Zeitungen, zum Theile unter den unglaublichsten Titeln. Nachstehend eine Blüthenlese der drolligsten derselben: Die spanische Fliege, Die Horniſſe, Die Wespe, Die Bremse, Die Reichsbremse, Das deutsche Bremsennest, Es muß Tag werden, Die neue Gasflamme, Die Lichtputze, Die ewige Lampe, Die egyptische Finsterniß, Der demokratische Raisonneur, Der Torgauer Schreihals, Das Berliner Großmaul, Die Barrikaden-Zeitung, Die Gassen-Zeitung, Die Katzenmusik, Die

rothe Mütze, Der Ohne-Hosen, Der Narrenthurm, Der Teufel, Der Revolutionsteufel, Der reisende Teufel, Der entfesselte Teufel, Der Verfolger der Bosheit, Kladderadatsch, Kladderdratsch, Klitsch-Klatsch-Pumpernickel, Juchheirasasa — die Preußen sind da, Die allgemeine Wäsche, Der politische Esel, Michel schläfst Du? Der aufgesteckte Seifensieder. — Berlin und Wien haben hierzu das weitaus überwiegende Kontingent gestellt. Manche von diesen Blättern erfreuten sich übrigens eines Daseins von nur wenigen Wochen. M. S—l.

Ein doppelsinniger Brief. — Als Ludwig I. von Bourbon, Prinz von Condé, wegen der Verschwörung von Amboise*) im Jahre 1560 gefangen saß, erhielt er von einer Freundin folgenden Brief, dessen eigentlicher Sinn erst klar wird, wenn ihn der Leser immer aus jeder zweiten Zeile, also der ersten, dritten, fünften u. s. w. schöpft:

„Glaubt mir, mein Prinz, bereitet Euch
zu sterben, denn es steht Euch übel an,
Euch zu vertheidigen. Euer Gegner ist
des Staates Freund; auf Erden ist Niemand
schuldiger als Ihr. Diejenigen, welche
aus treuergebenem Eifer für den König
Euch so schwer beschuldigten, sind allesammt
ehrliche Leute; nur ein Lügner nennt sie
bestochen. Ich nehme zu viel Antheil an
allem Uebel, welches Ihr verübt in
Eurem Leben, um Euch zu verschweigen,
daß längst nicht mehr Eure Verurtheilung
ein so großes Geheimniß. Die Schändlichen,
wie Ihr in Eurer Verstocktheit die nennt,
die Euch anzuklagen wagten, verdienen
ebenso gut große Belohnung, als Ihr
den Tod, der Euch bevorsteht. Blos Eure
Verblendung kann noch behaupten: Ruhm und
Verdienste erweckten so viele Feinde,

*) Die Verschwörung von Amboise bezweckte die Vertreibung der Guisen und die Gefangennahme des Königs.

und es seien nicht Eure Missethaten,
die Euch in's Unglück stürzen. Leugnet nur
mit Eurer gewohnten Dreistigkeit,
daß Ihr irgendwie Antheil genommen an
allen den staatsgefährlichen Anschlägen
der Verschwörung von Amboise. Es ist nicht,
wie Ihr Euch vielleicht einbilden mögt, un-
möglich, Euch der Schuld zu überführen. Mit
Reue und Ergebung wendet Euch denn zu
Gott." H. G.

Wie Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle) Hofprediger wurde. — Kaiser Leopold I. besuchte einst das Kloster der Barfüßer-Augustiner in Wien und ließ sich vom Prior alle Räume zeigen. Schließlich gelangten sie in die Kirche, wo sich ein Gemälde befand, auf dem ein Maler eine Reihe von geflügelten Engeln dargestellt hatte, die auf der alttestamentlichen Jakobsleiter vom Himmel niederstiegen. Der Kaiser betrachtete das Bild, während Prior und Konvent ehrfurchtsvoll um ihn herumstanden, eine Zeitlang mit großer Aufmerksamkeit.

„Sagt mir doch, wie kommt es, daß die Engel auf einer Leiter herabklettern, da sie doch Flügel haben?" fragte der Kaiser plötzlich.

Alles verstummte, selbst der Prior wußte sich nicht zu helfen, Da trat der Novize Abraham a Santa Clara vor und sagte: „Halten zu Gnaden, Majestät, die Engel werden damals just in der Mauser gewesen sein."

Leopold lachte und machte den schlagfertigen Mönch in der Folge zum Hofprediger. —dn—

Perlenschmuck im Alterthum. — Die Römerinnen, deren Reichthum es gestattete, trugen mit Vorliebe echte Perlen, ja sie leisteten darin fast Unglaubliches. Sobald eine römische Dame sich aus dem goldgelben Haar eines gefangenen Deutschen eine Perrücke fertigen ließ, wurde dieselbe mit Perlschnüren durchwunden. Im Ohr trugen die altrömischen Frauen meist eine Perle von großem Werth, später aber deren drei bis vier in Kreuzform vereinigt und durch ein goldenes Kettchen verbunden. Jede dieser Perlen kostete viele Tausende nach unserem Gelde. Außer der

Kleidung trug man auch Perlschmuck an den Waffen und Streitwagen, und Perlschnüre dienten als Lohn für den Sieger beim Kampfspiel in der Arena. Die Götterbilder und die Altäre mit Perlen zu schmücken, war ganz allgemein bei den Römern. Cäsar hat, wie berichtet wird, der Mutter des Brutus einst eine Perle gekauft, welche den Werth einer halben Million besaß.

Nero trieb mit Perlen große Verschwendung und Kaiser Caligula nicht minder. Paulina, seine Gemahlin, besaß einen Schmuck, aus Haarnadeln, Ohrgehängen und Halsband bestehend, welcher nach dem Bericht der Geschichtsschreiber den Werth von drittehalb Millionen Thalern überstieg. Die schönsten Perlen erhielt das alte Rom aus Indien, wo sich noch bis heute die Sage erhalten hat, die Perlen seien schon vom grauen Alterthum her nichts anderes als Thautropfen, welche in gewissen Monaten vom Himmel herabfallen, und welche die Muschel auffängt, wenn sie, um zu athmen, an die Meeresoberfläche kommt.

T. P.

Ein originelles Duell. — Eines der originellsten Duelle wurde wohl zu Anfang dieses Jahrhunderts zwischen dem ungarischen Edelmann Geramy und einem englischen Oberst ausgekämpft. Beide waren wegen ihrer politischen Ansichten hart aneinander gerathen und beschlossen, ihren Streit durch ein Duell auf dem Aetna zu schlichten. Der Sieger sollte nach dem Kampfe den Ueberwundenen in den Krater werfen. Der Zweikampf fand wirklich statt. Der Engländer verwundete Geramy und machte sich kaltblütig daran, die Bedingung des Duells zu erfüllen, um sich im letzten Augenblick denn doch zu besinnen und sich mit der Todesangst, die er seinen Gegner hatte ausstehen lassen, zu begnügen. Dies Erlebniß hielt Geramy indessen nicht ab, schon bald darauf ein neues hitziges Gefecht mit einem Franzosen auszufechten, von dessen schweren Folgen ihn nur die lebhafte Fürbitte der Königin von Neapel schützte. H. St.

Ein Fußreisender des 18. Jahrhunderts. — Gewaltige Fußtouren hat im vorigen Jahrhundert ein Missionär, Johann Christoph Günther, gemacht. Im Jahre 1760 Diakonus in Saalburg im Reußenlande, gab er diese Stellung wegen eines Zerwürfnisses mit seiner Oberbehörde auf und wurde Missions-

prediger. Seine erste Reise ging von Wien nach Konstantinopel, Smyrna, Aleppo, Palästina, Alexandria, Malta, Italien. Mit Ausnahme der unumgänglichsten Wasserfahrten ging er stets zu Fuße und machte dieselbe Reise noch zweimal. Ebenso oft wanderte er den Main und Rhein entlang durch ganz Holland und Belgien nach England, Nordamerika, Westindien, zurück über Portugal, Spanien und Frankreich. Dabei verweilte er an vielen Orten längere Zeit; so hielt er sich drei Jahre lang bei den Stämmen Südamerika's auf. Dreimal machte er die Reise durch die Schweiz, Tirol, Oesterreich, Polen, an die Ostsee, nach Rußland, Kasan, Astrachan, über den Kaukasus nach Persien, durch Afghanistan bis in die Tatarei und zurück durch die Länder des Kaspischen und Schwarzen Meeres nach Konstantinopel, endlich über die Walachei, Siebenbürgen und Ungarn nach Böhmen und Deutschland. Die vierte große Tour, die er gleichfalls zweimal zu Fuße machte, ging über Dänemark, Schweden, Norwegen, Island bis nach Grönland, Lappland, Finnland und zurück durch die Ostseeprovinzen. Die Beschreibung dieser vier auch für unsere Zeit noch großen Reisen hinterließ er in drei starken, außerordentlich eng geschriebenen Bänden. D.

Vom Regen in die Traufe. — Ein schlagendes Beispiel von der Justizpflege, die man vor der Sklavenbefreiung in Amerika den Farbigen daselbst angedeihen ließ, ist folgendes: Im Jahre 1824 machte ein freier Neger aus New-York eine Reise nach dem Süden. In Washington ergriff man ihn und warf ihn in's Gefängniß, da man ihn für einen von den Pflanzungen entlaufenen Sklaven hielt. Nach langer Untersuchungshaft kam es zum Prozeß, bei dem es dem Angeklagten vollständig gelang, nachzuweisen, daß er ein freier Neger sei. Er wurde nun zwar freigesprochen, da er aber nichts hatte, um die Gerichtskosten zu bezahlen — verkaufte man ihn und tilgte mit dem Erlöse seine ihm ohne sein Zuthun aufgebürdete Schuld. Kl.

Eine erheuchelte Verschwendung. — Andreas Doria, der auch durch Schiller's „Fiesko" bekannte genuesische Seeheld und Doge, war ein hochmögender Herr, der von seinen Mitbürgern königlich geehrt und wie ein Vater geliebt wurde. Ein eigenthümlich charakteristischer Zug ist von ihm überliefert, wie er es